Marki von Gebrian,

oder

Leben und Ebentheuer

eines

französischen Emigranten.

Ein politisch-komischer Roman

von

Friedrich Christian Laukhard.

Erster Theil.

Leipzig, bey G. Fleischer dem Jüngern.

1800.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Vorrede.

Gegenwärtiger Roman erzählt das Leben eines französischen Emigranten, freilich eines von der schlimmern Art, der aber doch sehr viele seines Gleichen gehabt hat und noch hat.

Man hätte denken sollen, daß nach den traurigen Schicksalen, welche seit dem Jahre 1793 die Emigranten erfahren haben, ihr unbändiger Dünkel sich hätte legen, und sie endlich einmal hätten aufhören müssen, mit Verachtung auf andre Nationen herab zu blicken, und sich noch immer für Leute anzusehen, die jedem Volk Ehre machen, wenn sie es nur ihrer Besuches würdigen.

Aber dieß ist nicht der Fall! Der größte Theil der bey der Revolution aus Frankreich Geflüchteten, welche man Emigranten nennt, ist noch immer eben so stolz, anmaßend und läppisch, als er vorher in seinem Lande und nachher zu Worms, Koblenz, und an andern Orten sich zeigte. Gegen uns Deutsche haben die Meisten von ihnen nicht die mindeste Achtung, und sehen uns nur für Halbmenschen an, mit denen ein rechter Franzos nur aus

Noth umgehen könne. Alles, was bey uns artig, schön und erhaben ist, bekritteln und beachselzucken sie. Unsre Gesellschaften sind ihnen zu fade, unsre Frauenzimmer zu plump — obgleich viele von den Herren sich mit unsern schlechtesten Gassennymphen fleißig einlassen — unsre Sprache zu schwer und zu rauh, unsre Musik zu kreischend und unharmonisch, unser Militär zu steif, unsre Bürger zu grob, unsre Gelehrten zu pedantisch: — alles dieß ist oder war in Frankreich besser! Deutschland muß freilich allemal verliehren, wenn ein hochfahrender Emigrant diese Parallele zieht! Sieht man aber so einem Herrn nur etwas näher auf die Finger: so ergiebt es sich, daß er und seines Gleichen nichts weniger, als Männer sind, die Achtung verdienen.

Sie sind meistens ungebildet, sobald man das Bißel liebenswürdige Unverschämtheit ausnimmt, womit sie sich produciren. Die Meisten sind in den allergemeinsten Kenntnissen sehr zurück. Man frage sie nach Geschichte, Erdbeschreibung, Alterthümern, Mathematik u. s. w.: und man wird finden, daß man gewöhnlich mit Menschen zu thun hat, denen diese Dinge böhmische Dörfer sind.

Selbst ihre Sprache verstehen die Wenigsten grammatisch oder gründlich; und wenn sie Auskunft über diese oder jene Sprechart geben sollen, so helfen sie sich mit der Ausflucht: daß der Gebrauch es so mit sich bringe. Und doch wollen diese Herren überall den Sprachmeister spielen! — Unsre deut-

sche Sprache lernen sie selten, oder aus Noth nur oberflächlich, nur nach Sprechen: Hören und nicht nach Unterricht und Büchern: sie klingt ihnen zu hart und zu rauh, und soll sich für die Konversation eines aimable Effronté schlecht schicken. Unsre Literatur vernachlässigen sie beynahe ganz, indem sie glauben: in unsern Büchern finde man blos Aberwitz und Pedanterey.

Man hat eine höchst elende französische Uebersetzung von Lafontainens Klara und Klairant. Ein hier zu Halle lebender Franzose, der sich auf emigrantisch sehr klug und gelehrt dünken will, urtheilte neulich: „daß, obgleich die Uebersetzung so so sey, daß Werk dadurch doch viel gewonnen habe à cause des tours par lesquels le traducteur a adouci les expressions rudes et peu délicates de l'auteur.“ — Das heiße ich doch ein Urtheil!

Viele unsrer Deutschen halten aber dennoch die meisten dieser Herren für das, was sie selbst zu seyn scheinen wollen! — Sie sind unglücklich, wenn gleich meist durch eigne Schuld, und es ist darum schon recht, daß man sie unterstütze, und ihnen Brodt und Sicherheit gestatte; aber auf unsre Achtung müssen sie dann erst Anspruch machen dürfen, wenn sie vernünftiger seyn und uns jene Achtung erweisen werden, die wir von jedem mit Recht fordern können.

Ich habe in diesem Werkchen den wahren Karakter des großen Emigranten-Hausens zu schildern gesucht. Ich habe die Herren und deren Wesen genau kennen lernen; und war daher wohl im Stande, ein Gemälde dieser Art aufzustellen. Wer aber dem ohngeachtet die Farben hier und da zu grell finden will, besonders im zweyten Bändchen, dem kann ich zu meiner Entschuldigung weiter nichts sagen, als daß ich die Natur, oder vielmehr die Verkehrtheit dieser Menschen geschildert habe. Man gehe an den Rhein oder nach Frankreich, wie ich, und forsche und beobachte, wie ich: und ich bin gewiß, man zuckt die Achseln und — widerspricht nicht weiter.

Uebrigens finde ich es kaum nöthig, noch zu erinnern, daß ich blos von unwürdigen faselhaften und bäurisch-stolzen Emigranten rede, und sie gar wohl von andern solid-denkenden Männern unter ihnen zu unterscheiden wisse.

Geschrieben zu Halle den 17ten April 1800.

F. C. Laukhard.

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Fängt gar erbaulich vom Ey an. S. 1

Zweytes Kapitel. Herkunft unſeres Helden. 9

Drittes Kapitel. Fortſetzung. 19

Viertes Kapitel. Wäre mancher kein Schurke geweſen, er wäre wohl nicht groß und reich geworden. 27

Fünftes Kapitel. Der Marki und die Marquiſe von Gebrian. 37

Sechſtes Kapitel. Schöne Maritäten. 43

Siebentes Kapitel. Der Held kömmt zum Vorſchein, und wächſt heran, wie viele Helden. 50

Achtes Kapitel. Schachern und Ueberſchachern iſt nicht blos Sache der Beſchnittenen. 57

Neuntes Kapitel. Genieſtreiche. 70

Zehntes Kapitel. Der deutſche Prinz wird geprellt. 80

Eilftes Kapitel. Mamſell Marion. 92

Zwölftes Kapitel. Gebrian handelt, wie ein Menſch ohne Erziehung und ohne Grundſätze gewöhnlich handelt. 101

Dreyzehntes Kapitel. Fortsetzung. S. 110
Vierzehntes Kapitel. Angelica a Medor la prima rosa Coglier lasció non ancor tocca inante. 119
Funfzehntes Kapitel. Le Mariage Forcé. 128
Sechszehntes Kapitel. Hochzeit und Trauer. 138
Siebzehntes Kapitel. Das Markisat. 148
Achtzehntes Kapitel. a) Einige Bubenstreiche. 153
Achtzehntes Kapitel. b) Der Erfolg ist der Narren Lehrer. 165
Neunzehntes Kapitel. Nun frage man noch: warum sast alle Franzosen gegen den Adel und die Adlichen so erzbitter böse sind? 178
Zwanzigstes Kapitel. Fortsetzung. 187
Ein und zwanzigstes Kapitel. Was List nicht vermag, zumal bey Höfen! 197
Zwey und zwanzigstes Kapitel. Nur das Gesicht, nicht die Frau wird geliebt. 211
Drey und zwanzigstes Kapitel. Elende Anstalten der Prinzen und des Adels in Frankreich wider die Staatsverbesserung. 221
Vier und zwanzigstes Kapitel. Die Pariser Polizey nach neuer Art. 223
Fünf und zwanzigstes Kapitel. Neue Laufbahn des Marki. 237
Sechs und zwanzigstes Kapitel. Fernere Großthaten des Marki. 247
Sieben und zwanzigstes Kapitel. Der Herr Marki emigrirt. 256

Erstes

Erstes Kapitel.

Fängt gar erbaulich vom Ey an.

In Deutschland war vor einiger Zeit ein Fürst, welcher mit sehr vielen Tugenden und hohen Einsichten auch sehr seltsame Grillen verband.

Daß Fürsten oft Grillen haben, wird niemand läugnen, der da weiß, wie Fürsten beschaffen sind, das heißt, wer sie gesehen und das Glück oder das Unglück gehabt hat, mit ihnen umzugehen. Denn aus den Lobreden, die man auf sie hält, aus den Dedikationen, die man an sie schickt, aus den Gedichten, die man auf sie macht, und aus den Büchern, worin man von ihnen — so lange sie nämlich noch leben — redet, sollte man beynahe schließen, sie wären anders beschaffen, als andre Erdensöhne, sie wären ohne Schwach-

heit, und folglich auch ohne Grillen. Aber was öffentlich von Fürsten gesagt wird, soll größtentheils die Probe der Prüfung nicht aushalten; und den gedruckten Sachen soll vollends wenig Glauben beyzumessen seyn, so bald sie Fürsten betreffen.

Zwar sitzt hier und da ein Dachstubenbewohner, welcher in seinen bey Peter Hammer zu Cölln oder zu Altona und anderswo verlegten Broschüren tapfer auf die Fürsten loszieht, und ihnen eben keine Lobrede vor dem Publikum hält. Das Zeug, welches solche Scribenten hervorbringen, wird vom Publikum zwar gelesen, vielleicht gar mit Beyfall aufgenommen; und der Verfasser, den niemand kennt und jeder erräth, wird als ein einsichtiger, herrlicher Mann, als ein Patriot — gelobt und gepriesen: und doch untersteht sich niemand, seinen Durchlauchtigsten öffentlich zu tadeln, nicht einmal grillenhaft zu finden.

Aber wie kann das auch anders seyn, da die Fürstentadler, ich meyne die Herren Autoren auf den Dachstuben, eben dadurch, daß sie ihre wertheßten Namen und Prädikate nicht anzeigen, und bloß anonymisch schreiben, selbst stillschweigend eingestehen, daß man Fürsten

nicht tadeln müsse! Warum thun sie aber das? Weil sie sich vor der Strafe fürchten, die den Fürstentadler erwartet; weil sie das Bißchen Pension nicht gern verlieren, das ihnen dieser oder jener Fürst auszahlen läßt; weil sie besorgen, eine Dedikation, die sie an einen Fürsten zu schicken denken, mögte nicht angenommen werden; weil sie — doch wer kann alle Gründe wissen, warum gewisse Leute anonymisch ihre Galle ausschütten! Dieß können nur Recensenten genau wissen und angeben.

Ich, nämlich ich, der Verfasser dieser ebentheuerlichen Geschichte, habe aber doch das Herz, öffentlich zu sagen, daß auch Fürsten ihre Grillen haben; und da ich meinen, wenigstens mir sehr werthen Namen auf das Titelblatt dieses Buches setze, so muß ich ja auch mehr Entschlossenheit haben, als mancher meiner Herren Konfratern in Deutschland, die nichts mehr scheuen, als von irgend einem allerunterthänigsten Verehrer fürstlicher Größe, oder von einem unberufenen Handlanger des literärischen Handwerks aus ihrer Anonymität hervorgezogen zu werden.

Daß ich mir auf diesen Muth, der einem gewesenen Kriegsmanne, welcher den Preußen,

den Sansculotten in Frankreich, dem nobeln Korps von Condé, und den Herren Schwaben gedient hat, so wohl ansteht, und den ich vor allen ungenannten Autoren und vor vielen Schock Recensenten zum Voraus habe, nicht wenig zu Gute thue, versteht sich von selbst.

Aber wo gerathe ich hin? Eine abentheuerliche Historie will ich erzählen, und fange an, von meinen eignen Qualitäten zu sprechen, die ich doch schon längst der Welt in fünf dicken Bänden sattsam explicirt habe! Es ist gut, daß ich auf mein Thema zurückkomme: sonst werfen die Leser das Buch bey Seite.

Also der Fürst, von welchem die Rede war, hatte allerley Grillen, und unter andern eine, die ihn wirklich um den Ruhm der Einsicht und Weisheit hätte bringen können, wenn er diese Eigenschaften nicht durch Thaten hinlänglich bewiesen hätte. Diese war, die Franzosen für besser und zu Geschäften geschickter zu halten, als die Deutschen. Das war sehr undankbar von dem Fürsten und zugleich sehr kurzsichtig: denn die Deutschen ehrten und liebten ihn, und er verachtete sie; die Franzosen aber spotteten seiner, und er schenkte ihnen sein Zutrauen und seine Achtung.

Weil nun alles, was französisch war, dem Fürsten gefiel, so war es auch kein Wunder, daß das französische Finanzsystem auch ihm behagte. So einsichtig der Fürst sonst war, so sahe er doch nicht ein, daß eben dieses System Frankreich dereinst an den Rand des Verderbens führen, und die allerfürchterlichste Umwälzung der Dinge nach sich ziehen würde. Aber das muß man dem Fürsten zu Gute halten: denn kein Politiker jener Zeit sah dieß ein, und noch giebt es Leute, welche die französischen Skandale aus ganz andern Quellen herzuleiten für gut finden.

Der Fürst, damit ich's kurz mache, ließ, seiner Grille zufolge, nun sein ganzes Land nach dem französischen Finanzsystem einrichten: Alles ward Contrebande; denn von allen, auch selbst den inländischen Produkten, mußte schwere Accise gegeben werden; und damit ja kein Betrug dabey vorgehen mögte, wurden scharfe Wächter bestellt, welche in den Städten und auf dem flachen Lande das Recht hatten, jeden anzuhalten und durchzusuchen, der ihnen verdächtig vorkam, ja sogar die Häuser durchzustöbern und jeden Kasten sich öffnen zu lassen: denn sie durften nur sagen, daß sie

Contrebande daselbst vermutheten; und wer ihnen nicht willig und bald alle seine Gemächer öffnete, fiel in große Strafe, wovon allemal der Visitator seinen Antheil bekam. Zu diesem Geschäfte hielt der Fürst die Franzosen vorzüglich geschickt, und hatte auch nicht Unrecht: denn die Deutschen würden manchen verschont haben, der aus Noth die Accise nicht bezahlt hätte; aber die Franzosen machten sich außer ihrem Gewinn noch eine Freude daraus, die bêtes d'Allemans, wie sie sehr artig die Einwohner des Landes nannten, wo sie ihr Brod hatten, zu necken und unglücklich zu machen.

Der Fürst verschrieb sich aus diesem Grunde eine ganze Menge Franzmänner, um sie bey der Regie, denn so nannte man das neue Finanzwesen, anzustellen. Kaum war dieser Ruf nach Frankreich gekommen, so fanden sich bald viele Hungerleider, welche einem deutschen Fürsten zur Aussaugung seiner Unterthanen gern behülflich seyn wollten, wenn sie sich dabey selbst bereichern könnten. Kaufleute, welche Bankerott gemacht hatten, Duellisten, welche sich vor der Galeere fürchteten, Spieler, welche sich mit ihren falschen Wür-

feln nicht mehr ernähren konnten, Advokaten, denen man wegen des crimen falsi die Praxis gelegt hatte, Aerzte, welchen sich wegen ihrer Ungeschicklichkeit niemand mehr anvertraute, nichtswürdige Bediente und anderes Gesindel dieser Art kam haufenweise aus Frankreich und fand reichliches Brod in dem Lande des Fürsten, den die Gallomanie regierte.

Die Gewaltthätigkeiten, welche diese Ausländer an den guten deutschen Unterthanen verübten, waren nur noch Kleinigkeit gegen die Impertinenz und Verachtung, womit sie der ganzen deutschen Nation begegneten. Sie gingen in ihrer Impertinenz so weit, daß sie sich sogar schämten, deutsch zu lernen, und die, welche schon viele Jahre in Deutschland gelebt hatten, wußten noch weiter nichts deutsch zu nennen, als die accisbaren Artikel. Freylich rächten sich die Deutschen an den Franzmännern durch Epigrammen, Satyren und Comödien: aber dieß rührte die Franzmänner nicht, weil sie kein deutsch verstanden. Der Pöbel schimpfte über die Kaffeeschnupfer, Korbgucker und Spürhunde, bezahlte aber doch die Accise, und ließ sich willig straf.n, wenn er von so einem Sanfaßon erwischt wurde.

Einige brave Männer, welchen der Fürst sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, machten ihn zwar auf das Unwesen aufmerksam; aber der Fürst war von französischen Dichtern und sogenannten Philosophen umgeben, welche ihm alles ausredeten, was den Franzosen, ihren Landsleuten, im Fürstenthum nachtheilig seyn konnte. So blieb denn alles, wie es angefangen war, und die fürstliche Schatulle befand sich ganz wohl dabey, indem die französischen Finanzmänner mehr zu erpressen wußten, als das Land sonst eingetragen hatte.

Aber, höre ich den Leser sagen, Du willst uns die Geschichte eines französischen Emigranten erzählen, und beschreibst den Zustand eines deutschen Fürstenthums unter einer französisch-artigen Finanzadministration!

Geduld, lieber Leser, das ist nicht ohne Ursache geschehen: denn damit ich Dir's nur gerade herausesage, der Vater unsers Helden war einst selbst einer von den berüchtigten Finanzmännern in dem gedachten deutschen Fürstenthume. Nun lies weiter!

Zweytes Kapitel.

Herkunft unsers Helden.

Der Vater unsers Marki's war ein gebor-ner Savoyarde. In seiner Jugend nährte er sich, wie sein Vater und alle seine Ahnen, mit Eseltreiben und andern niedrigen Geschäf-ten. Weil er aber gut gewachsen und stark von Muskeln war, so nahm ihn eine gnä-dige Dame von vierzig Jahren, die aber ei-nen siebzigjährigen Eheherrn hatte, in ihre Dienste. Hier fand er es recht gut; und wenn ihn seine Kameraden mit der allzuspeziel-len Gunst der gnädigen Frau aufzogen, und ihre Anmerkungen machten, wie er, ein jun-ger hübscher Bursche von zwanzig Jahren mit einer Alten von vierzig, die noch obendrein häßlich wäre wie die Erbsünde, einen Lie-beshandel anspinnen könnte, so lachte er, und antwortete weiter nichts, als: „was die Augen nicht füllt, mag den Beutel füllen.“

Der alte gnädige Herr bekümmerte sich um seine Frau und um sein Hauswesen gar nicht mehr. In seiner Jugend war er ein erzlieder-

licher ausschweifender Fänte gewesen; in seinem Alter kehrte er sich zu Gott, wie man sagt, das heißt, er begab sich unter die Leitung der Mönche, die ihn gar nicht mehr verließen, machte große Legate für Kirchen und Klöster, und gesegnete die Welt im Geruch großer Heiligkeit, wie seine geistlichen Direktoren, die Capuziner und Franciskaner weit und breit herum zu rühmen wußten, um andre christliche Herzen zu bewegen, ein Gleiches zu thun. Denn unter uns gesagt, die Geistlichkeit befindet sich sehr wohl, wenn es recht viel fromme Leute giebt; daher kommen auch die häufigen Klagen der geweiheten und ordinirten Herren über den jetzigen Verfall der Religion, den die Weltkinder Aufklärung nennen.

Nach dem seligen Tode des gnädigen Herren, war der Herr Kammerdiener Gebrian die angesehenste Mannsperson im ganzen hochadeligen Hause, und würde es auch immer geblieben seyn, wenn der Sinn der Weiber nicht ein wetterwendisches Ding wäre. Die gnädige Frau hatte ihrem lieben Kammerdiener in mehrern verliebten Umarmungen heilig und theuer versprochen, nie wieder zu heirathen, und nie einen andern Liebhaber sich anzuschaf-

sen, als ihn. Aber Versprechen sind selten Brücken, worauf man ohne Gefahr in das Wasser oder in den Schlamm zu purzeln, treten kann, besonders bey dem Versprechen einer Dame. Dieß erfuhr auch der gute Kammerdiener: denn ohngefähr ein halbes Jahr nach dem Tode des alten Herrn kam ein verabschiedeter Piemontesischer Hauptmann auf das Schloß der Gnädigen in Begleitung eines ihrer weitläufigen Anverwandten. Herr von Grimaldi, so hieß der Hauptmann, war wohl gewachsen, stark bey Leibe, und ein ganzer Sanfaßon in seiner Lebensart. Aber er war arm, denn er hatte sein Vermögen verspielt, und hernach seine Hände an dem Regiments-Gelde, kleben lassen, weswegen er auch fortgejagt wurde. Nun verfolgten ihn die Manichäer, die schlimmsten Ketzer von der ganzen Welt. Er sah sich daher genöthiget, Piemont zu verlassen; und so war er nach Savoyen gekommen, hatte mit dem Vetter der gnädigen Frau Bekanntschaft gemacht, und war ihr von demselben vorgestellt und empfohlen worden.

Der Vetter der Gnädigen war gleichfalls ein lockerer Passagier, dem es fast im-

mer an Geld fehlte: in seinen bedrängten Umständen hatte er sich mehrmals an sie gewendet, und war von ihr auch einigemal unterstützt worden. Da er aber zu oft mit gehorsamsten Bittschreiben, vulgo Bettelbriefen, kam, so wies ihn die Gnädige ab, und meldete ihm kurz und gut, daß sie fernerhin, nicht mehr gesonnen sey, ihr Geld zu Saufgelagen, Spielpartien und andern asotischen Ausschweifungen herzugeben. Nun war guter Rath theuer; aber ein Genie wickelt sich aus allen unangenehmen Lagen heraus, und wenn das Genie nur erst weiß, wo Geld ist, so findet es gewiß durch die ihm eigne Industrie auch Mittel, Theil daran zu haben.

Als daher der robuste Piemonteser ihm bekannt ward, und er die mißliche Lage seines Beutels erfuhr, so war sein Entschluß sofort gefaßt. Herr von Grimaldi sollte die Frau Muhme heirathen: er, der Herr Vetter wollte dazu behülflich seyn, unter der Bedingung nämlich, daß er pro studio et labore d. i. für sein Ueberreden, Lügen und Aufschneiden, das kleine Sümmchen von tausend Dukaten ziehen könnte. Der Piemonteser hatte gegen diese Bedingung nichts: denn er war ein

Bettler; und einem solchen ist eine reiche Frau immer angenehm, zumal wenn er Aufwand und Verschwendung liebt. So einer fragt nichts darnach, ob seine Geliebte alt und gebrechlich ist, ob sie an der Krücke geht, und im Kopfe verrückt zu seyn scheint; dieß alles ist Nebensache: genug, wenn sie nur Geld hat. Denn nun kann er wieder in Saus und Braus leben, Mätressen halten, aufbinden und seine verschwenderischen Anverwandten unterstützen: was kümmert ihn die Krücke seiner Donna!

Die Gnädige hatte zwar viel Geschmack an ihrem Kammerdiener gefunden; aber man weiß ja, wie die Weiber sind: sie lieben Veränderung, und das Einerley quälet sie schrecklich. Als daher der Herr Vetter den robusten Piemonteser bey ihr einführte, wußte sie ihm so viel Dank, daß sie ihm gleich den folgenden Morgen einen Beutel mit zwanzig Dukaten in die Hand drückte, mit dem freylich nicht sehr delikaten Rath, daß er sich doch ein neues Kleid mögte machen lassen: das seinige sey ja auf den Ellenbogen und unter den Armen gestickt. Der Vetter dankte seiner Muhme aufs verbindlichste, und lenkte

das Gespräch auf seinen Freund, den robusten Hauptmann. Er beobachtete seine Muhme während der Lobrede, die er von dem Hauptmann machte, sehr genau, und bemerkte, daß sie nicht wenig Behagen an dem Manne fände. Endlich schloß er mit den Worten: „das wäre so ein Mann für Sie, gnädige Muhme!“

Muhme. Wo denken Sie hin, Herr Vetter! Ich sollte, — ach mein lieber Mann in der Erde!

Vetter. Was hilft Ihnen der liebe Mann in der Erde! Eine so schöne junge Frau wie Sie, darf ihre Tage nicht vertrauern. Sie müssen noch die Welt genießen, gnädiges Mühmchen; und der Hauptmann ist gerade der Mann, welcher Ihnen den Genuß der Welt recht angenehm machen wird: ein Mann von dreyßig Jahren, muskulös und nervös, wie ein Herkules, aus einem guten alten Geschlechte, mit einem anständigen Titel versehen, den er noch erhöhen kann. Es kostet ihn ja nur einen Brief, und er erhält das Patent als Major und wohl gar als Obrist.

Muhme. Alles gut, lieber Vetter, — aber —

Vetter. Aber? Was wollen Sie mit Ihrem Aber? — Fürchten Sie vielleicht, er liebe Sie nicht? Gnädige Muhme, ich bin ein Kenner, und merkte gleich gestern, daß Ihre Reize gewaltigen Eindruck auf den Hauptmann gemacht haben. Darauf verstehe ich mich, und mich soll der Teufel holen, wenn er Ihnen nicht noch heute eine Liebeserklärung machen wird!

Muhme (lächelnd.) Sie sind sehr vermessen, Herr Vetter! — Werden indeß ja sehen — Kommt Zeit, kommt Rath!

Die Leser vermuthen schon, daß die Sache nach dem Wunsch des Herren Vetters eingeleitet und ausgeführt wurde. So war es auch: der Herr Hauptmann schrieb nach Turin ans Kriegsdepartement, schickte zweyhundert Dukaten mit, die er aus dem Beutel seiner gnädigen Frau Braut genommen hatte, und erhielt den ausgebetenen Titel als Königl. Sardinischer Obrist, ob man ihn gleich wegen schlechter Streiche kurz vorher weggejagt hatte. Es ging zu Turin wie an vielen andern Orten: Titel, Ehrenstellen, Ordenskreuze u. dergl. waren für Geld feil. Es hieß da

dat census honores.

Der Verfasser kann, ehe er weiter erzählt, hier nicht vergessen anzumerken, daß die Leute in der Welt gerade so lange Titel und Ehrenzeichen lieben, als sie ihre eignen Verdienste nicht kennen und fühlen. Fangen sie erst an, eigne Verdienste zu haben, so hört jene Anhänglichkeit an Titel u. dergl. auf, und die Herren sind schon zufrieden, wenn man ihren bloßen Namen nennt. Es muß also doch an den Excellenzen, Orden, Bändern ꝛc., so viel nicht seyn, als mancher sich einbildet.

Mosjöh Gebrian gerieth freylich in Wuth, als er erfuhr, daß seine Gnädige sich mit einem Gnädigen vermählen würde. Er machte ihr die derbsten Vorwürfe darüber; aber die Dame machte es, wie es alle Frauenzimmer machen, von denen ein Mann sich beleidigt zu seyn glaubt. Sie machte eine finstere Miene, erklärte dem Mosjöh gerade heraus, daß er ihr Bedienter sey, und von dem Betragen seiner Herrschaft keine Rechenschaft zu fordern habe: stünde es ihm nicht mehr an, je nun, so stünde ihm die Thüre weit genug auf. Diese Erklärung machte Eindruck auf den Herrn Kammerdiener, der klug genug war, sein eignes Interesse nicht zu verkennen.

Er

Er ärgerte sich zwar, aber er blieb und schwieg.

Um indeß nichts zu versäumen, bewarb er sich um die Gunst des neuen gnädigen Herren, und ward durch die feinen Vorschläge, die er ihm gab, in kurzer Zeit sein erster Liebling.

Der Herr Obrist hatte zwar durch die dienstfertigen Zungen einiger Domestiken der gnädigen Frau den vertrauten Umgang erfahren, den Mosjöh Gebrian mit seiner Donna gehabt hatte, aber er ward darüber im geringsten nicht aufgebracht: denn Eifersucht war gar sein Fehler nicht; und es soll auch nach der Bemerkung eines hochgepriesenen Schriftstellers, den ich aus Bescheidenheit aber nicht nenne, kein großer Stoicismus erfodert werden, um von Eifersucht frey zu bleiben, wenn man eine häßliche ältende Frau hat.

Aber der Herr Obrist hatte noch einen andern Grund, aller Schaluse zu entsagen. Er hatte ein Mädchen zu Turin, welchem er sich gern genähert hätte. Weil er aber in der

Gegend unbekannt war, so beschloß er, den Mosjöh Gebrian zu seinem Vertrauten zu machen. Dies geschah, und der Herr Kammerdiener brachte das Mädchen in die Nähe bey einem seiner Verwandten unter. Hier nun konnte der Obrist sie nach Herzenslust besuchen, zumal, da er alle Tage sich eine kleine Bewegung auf der Jagd zu machen gewohnt war.

Die Gnädige fand bald den Unterschied zwischen ihrem Herrn Gemahl und dem Kammerdiener. Ersterer erschöpfte sich täglich bey seiner Dulcinea, und war, wenn er von der Jagd nach Hause kam, immer müde, legte sich nach einer derben Mahlzeit und einem derben Trunk zu Bette, schlief, ohne sich zu rühren, und wachte erst um acht oder neun Uhr des Morgens auf. Dann nahm er das Frühstück ein, las in einem Buche, z. B. in den Gedichten des Aretino oder in Grecourt, bis um ein Uhr, speißte zu Mittag, und ritt hernach auf die Jagd. Oft gingen drey, vier Tage hin, ohne daß der Herr Obrist mit seiner lieben Gemahlin auch nur ein Wort gewechselt hätte; an andre Aufmerksamkeiten dachte er vollends gar nicht mehr.

Die Gnädige machte ihm deswegen nicht geringe Vorwürfe, die aber doch fein zärtlich herauskamen; aber der Obrist that, als verstände er's nicht, und blieb bey seiner vorigen Lebensart.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung.

Aus dem Gesagten läßt sich leicht abnehmen, daß der Herr Kammerdiener wieder völlige Gunst bey der Gnädigen erlangte. Er machte seine Sachen auch so gut, daß sie sich in Absicht der Versäumniß ihres Eheherrn für völlig entschädigt hielt, und diesen machen ließ, was er wollte. Der Obrist nahm das nicht übel, auch da nicht einmal, als er den wahren Grund davon einsah. Mosjöh Gebrian war auch nicht undankbar: er unterstützte die Anliegen des Obristen bey der Gnädigen immer auf's Beste: diese gab immer Geld her, der Obrist unterhielt sein Liebchen aus Turin, und

verdarb dabey noch dann und wann einem Savoyarden-Mädchen die Taille, spielte und trank sich alle Abend einen Rausch; der Kammerdiener schor sein Schäfchen ganz in der Stille, und sparte sich von seinem Verdienst manch hübsches Goldstück. Sodenn lebten alle drey das allerschönste Schlarraffen-Leben von der Welt.

Indessen geschah es, daß die Gnädige mit einem französischen Duc, *) einen schweren Proceß bekam, der vor dem Parlament zu Paris geführt wurde. Ihr Advokat schrieb ihr, daß ihre Gegenwart in dieser Hauptstadt nothwendig wäre; ihr Gemahl, der Obrist, der anfing das Landleben langweilig zu finden, und der Kammerdiener, der bessere Zeit in Paris zu finden hoffte, unterstützte die Vorstellung

*) Nichts ist komischer, als wenn das französische Wort Duc immer durch Herzog übersetzt wird. Ein Herzog ist ein Reichsstand, und ein wirklich regierender Fürst; die Ducs in Frankreich waren königliche Vasallen, und oft aus Armuth gehorsame Diener der Hofdamen und der Schranzen.

des Advokaten: und die Reise nach Paris ging vor sich.

Der Proceß zog sich sehr in die Länge, da der Düc große Gönner und Freunde unter den Richtern zählte: er hätte aber doch verloren gehen müssen, da das Recht in der That auf Seiten der gnädigen Frau war: und dies war die Ursache, daß die Gnädige und der Obrist Bekanntschaften in der Stadt machten, und täglich große und vornehme Gesellschaften besuchten.

Es war ehedem in Frankreich recht hübsch, daß ein Fremder, er mogte auch seyn, wer er wollte, wenn er nur etwas feine Sitten hatte, und gut gekleidet war, in allen, auch den vornehmsten, Zirkeln leicht Eingang fand. Der Richtadeliche von Verdienst fand da oft vertraute Freunde unter den größten Herren des Hofes. In Wien ist es beynahe eben so: der feingesittete Fremde bekommt bald Bekanntschaften, und wird in vornehme Gesellschaften gezogen. Ganz anders aber ist es in Berlin, Dresden, Cassel und vollends in den Reichsstädten, Stiftern und Landstädtchen: da ist es in Absicht der Behandlung der Fremden gar nicht auszuhalten.

In den Gesellschaften, worin der Obrist und die Gnädige täglich erschienen, herrschte ein lustiger, mitunter aber satyrischer Ton; und der Obrist war nicht selten der Gegenstand der Neckereyen, welche sich größtentheils auf den vertrauten Fuß bezogen, worauf die Gnädige mit dem Kammerdiener lebte.

Dieses kränkte den Obristen, und er beschloß deswegen mit seiner Dame deutsch zu reden.

Madame, sagte er eines Morgens zu ihr, ich habe längst gewußt, daß Gebrian, Ihr Kammerdiener, mit Ihnen auf eine Weise lebt, welche jedem Ehemann unerträglich seyn muß. Ich habe es aber zugegeben, weil ich den Hausfrieden liebe, und weil ich Sie in Ihren Vergnügungen nicht gern stören mag, da ich sehe, daß Sie gütig und nachsichtig gegen mich sind. Aber nun kann ich nicht länger mehr zusehen: jeder raillirt mich, jeder spottet meiner. Heute muß ich mich mit dem Grafen von Aunoi schlagen, weil er Gestern den Gebrian meinen Schwager genannt hat. Sie sehen, Madame, daß Gebrian fort muß; entfernen Sie ihn mit gu-

ter Manier, und das noch Heute oder höchstens Morgen, sonst entferne ich ihn, und da mögte das Ding einiges Aufsehen machen. Jezt gehe ich, meine Ehrensache auszuführen.

Der Obrist ging wirklich, wurde aber nach einer Stunde, schwer verwundet, nach Hause gebracht. Man fürchtete für sein Leben, und der Chirurgus erklärte die Wunde für tödtlich, doch wollte er zusehen, ob er helfen könnte.

Nun wurde ein Geistlicher geholt, aber keiner von jenen feilen, die aus schnöder Gewinnsucht ihrem Kranken und Sterbenden weiche Polster unterlegen, und ihr Gewissen zu schweigen suchen, wie man kleine Kinder schweigt. Pater Anton, ein Franziskanermönch, erklärte dem Obristen gradehin, daß sein Duell ein Verbrechen sey, und daß er als ein Selbstmörder müsse angesehen werden, wenn er nicht, so viel er vermögte, seinen Fehltritt verbesserte. Zuerst fragte er nach der Ursache der Balgerey, erfuhr sie, und foderte nun die Versöhnung des Obristen.

Der Obrist war sehr willig, sich mit seiner Gattin auszusöhnen; die Gnädige aber

schwamm in Thränen, und nannte sich selbst einmal über das andere die Mörderin ihres Gatten. Sie versprach auf der Stelle das Skandal, ich meyne den Gebrian, wegzuschaffen. „Das muß auch seyn, sagte der Franziskaner-Pater: Gott hasset alles Unreine: er wird Ihre Reue und Buße ansehen, die Sie durch Besserung Ihres Lebens beweisen, und Ihren Gemahl vielleicht noch länger beym Leben erhalten.“

Nun kam der Chirurgus, und befahl, den Kranken ruhen und allein zu lassen; und die Gnädige ging in Thränen schwimmend mit dem Pater auf ihr Zimmer.

Gebrian mußte herbey. „Mosjöh, sagte die Gnädige, welche sich in Etwas erholt hatte, unser Umgang muß ein Ende haben; er war sträflich: mein Gemahl ist deswegen dem Grabe nahe gebracht worden: mein Gewissen fodert, daß ich Sie entferne. Was ich Ihnen gab, ist Ihre, und hier nehmen Sie noch diese Börse, packen Sie Ihre Sachen zusammen, und machen Sie, daß Sie noch Heute aus meiner Wohnung kommen. Suchen Sie mich niemals wieder zu sehen.“

Der Kammerdiener wollte einiges einwenden, aber der Franziskaner nahm das Wort, und stellte dem Menschen sein Verbrechen mit so grellen Farben vor, daß er ohne Abschied fort und auf sein Zimmer lief.

Ein Mensch von Gebrians Art läßt sich seine dummen Streiche nicht leicht so für Nichts und wider Nichts vorwerfen. Er sprudelte Feuer und Flamme auf seiner Stube, und er würde gewiß noch lange nicht gewandert seyn, wenn nicht zwey Lakayen gekommen wären, und ihm ganz deutlich erkläret hätten: es sey der gnädigen Frau ernstlichster Wille, daß er sich binnen einer Stunde abführen sollte: wo nicht, so hätten sie strengen Befehl, ihn mit seinen Siebensachen zum Tempel hinaus zu transportiren. Wer die Lakayen kennt, der weiß schon, daß diese ihre Befehle mit aller nur möglichen Schadenfreude und Impertinenz würden ausgerichtet haben.

Gebrian sahe nun selbst ein, daß sein Bleiben im Hause des Obristen nicht mehr länger dauern konnte: er packte also ein, bestellte einen Karrenschieber, und bezog ein, Wohnung in der Vorstadt Saint Germain

wo er ein Wäschermädchen zum Liebchen hatte. Hier zählte er sein Geld, und fand zweyhundert goldne Ludwige und vierhundert große silberne: er tröstete sich einigermaßen über den Verlust seiner herrlichen Condition, ärgerte sich aber höchlichst, daß er so manche Gelegenheit, sich durch Betrug noch mehr zu bereichern, vorbey gelassen hätte. Außer dem baaren Gelde hatte er noch kostbare Effekten an Uhren, Tabaksdosen, Kleidern, Wäsche u. dergl. An Büchern besaß er blos den Dom Bougre und La Nonne en chemise, die ihm der Obrist einst geschenkt hatte.

Der Obrist besserte sich merklich, und nach einigen Tagen erklärte der Chirurgus, daß er außer Gefahr sey. Die Gnädige freute sich sehr darüber, und kam von seinem Bette gar nicht mehr hinweg. Der Franziskaner stand ihnen mit seinem geistlichen Rathe bey, und gab ihnen manche gute Lehren. Sie bekennten nachmals oft gegen ihre Freunde, daß sie den guten Lebensregeln des rechtschaffenen und einsichtigen Religiösen ihre häusliche Glückseligkeit, und die Achtung ihrer Bekannten, die sie wirklich verdienten und genossen, zu verdanken hätten. So gewiß ist es, daß

die Befolgung der christlichen Pflichten, nach dem Sinne des Evangeliums rein vorgetragen, und nicht durch Pfaffengrillen und Firlefanzereyen verhunzt, Wohlstand und Achtung gewähren; auch ist es gewiß, daß nicht alle, die das geistliche Handwerk treiben, Pfaffen sind, nicht einmal alle Mönche!

Viertes Kapitel.

Wäre Mancher kein Schurke gewesen, er wäre wohl nicht groß und reich geworden.

Gebrian dachte lange nach, wie er sich an dem Obristen und dessen Gattin rächen wollte. Er hatte allerley Projekte: bald wollte er durch einen Pariser Dachstuben-Autor, deren Namen in dieser Stadt Legion heißt, ein Pasquill auf sie machen lassen; bald wollte er ihr Gesinde verführen, und zum Diebstahl reitzen, bald wollte er dies thun, bald jenes.

Eines Tages, etwan vierzehn Tage nach seinem Abschiede, suchte er seinen Koffer durch,

und fand einen Packt Schriften, von denen er sich erinnerte, daß sie ihm die Gnädige gegeben habe, um sie zu ihrem Advokaten zu bringen. Der Lärmen über des Obristen Verwundung, und sein Abschied hatten das Forttragen der Schriften verhindert, und so war das Päckchen unter seine Sachen gerathen, und mit hinweggebracht worden.

Gebrian war froh, daß er doch dieses Päckchen hatte: denn er dachte, daß es die Gnädige wenigstens einiger Maßen ärgern würde, es verloren zu haben; allein noch unendlich froher ward er, als er den Packt aufmachte, und alle Dokumente darin fand, welche das Recht der Gnädigen in ihrem Proceß mit dem Düc begründeten.

Deckenhoch sprang der Fuchs, als er diese Schriften durchgesehen hatte: er kannte den Proceß genau; denn er hatte öfters darüber sprechen hören, und freute sich nun, daß seine gewesene Herrschaft einen namhaften Verlust leiden würde, da sie ihr Recht nicht weiter verfolgen könnte. Er schloß den Packt wieder ein, und ging in ein Weinhaus, zu überlegen, was er jetzt zu thun haben mögte.

Hier traf er einen seiner Bekannten, einen Domestiken des Dücs: sie setzten sich zusammen und Gebrian erzählte ihm, was er für Sachen in Händen habe.

„Schwerenoth und der Teufel, schrie dieser, liebes Brüderchen, da kann ein Fisch gefangen werden, aber ich muß auch Etwas davon abkriegen. Komm nur Morgen früh punkt zehn Uhr in unser Palais: ich producire Dich beym Düc, Du producirst ihm Deine Schriften, und mich soll gleich der Teufel holen, wenn Dir der Düc nicht zweytausend Livres dafür giebt!“

Gebrian fand diesen Vorschlag sehr annehmlich: einmal konnte er seine Rachsucht befriedigen, da nun der Proceß seiner gewesenen Gnädigen um so eher verloren gehen mußte; und dann war auch ein hübsches Sümmchen dabey zu gewinnen. Das waren doch wol Gründe, die manch andern Mann hätten bestimmen können. Denn wenns darauf ankommt, seine Rach- oder Habsucht zu befriedigen, dann nimmt es selbst ein ehrlicher Mann oft so genau eben nicht. Ich kenne christliche Lehrer, Rechtserfahrne, philosophi-

sche Moralisten genug, die den Spruch des Kaisers Vespasianus, lucri odor bonus est ex re quælibet, und den Vers des Juvenalis:

Vindicta bonum vitâ jucundius ipsâ

sich scheinen zu Lebensregeln gemacht zu haben.

Des andern Tages um zehn Uhr war Gebrian im Palais des Dücs; sein Spießgeselle kam ihm entgegen, und sagte: „Brüderchen, jetzt kommst Du eben recht: der Advokat ist beym Düc, und hat ihm, wie ich so nebenbey gehört habe, [illegible] heraus gesagt, daß sein Proceß wol wü[illegible] verloren gehen. Jetzt komm, und gieb dem Dinge eine andre Wendung."

Hierauf lief er zu seinem Herrn, und erzählte ihm: der ehemalige Kammerdiener seiner Gegnerin sey im Vorzimmer und habe allerley vorzubringen, das zur glücklichen Entwickelung des fatalen Processes dienen könnte. Der Düc befahl ihn hereinzuführen, und Gebrian trat ein.

Er plauderte da erst ein Langes und ein Breites von seinem Respect für Monseigneur, und kramte endlich seine ganze Schurkerey aus.

Herr Beaumont, Advokat am Parlament, der gelehrteste Juriskonsult und einer der rechtschaffensten Männer im ganzen Königreich, der Vertheidiger des Johann Calas und der Vertreter so vieler unschuldig-Verklagten, Freund von Voltaire, d'Alembert und Diderot, war eben bey dem Düc, dessen Sache er führte. Voll Unwillen und Aerger fuhr er auf, als Gebrian mit seinem Anerbieten und seiner Forderung fertig war, und rief aus: „Nein, bey Gott, das ist zu arg, das ist Büberey! Monseigneur, bedenken Sie Ihr Gewissen und Ihre Ehre. Der Kerl da will, Sie sollen ein Betrüger und ein Schurke werden!“

Der Düc war ein Mann von Ehre: er verabscheute selbst alle Winkelzüge, Schleichwege und Schurkenstreiche; er rief also seinen Bedienten, und befahl ihnen, den Menschen da fest zu sperren: dann bestellte er einen Wagen, und fuhr, in Herrn Beaumonts Begleitung, zum Obristen und dessen Gattin. Der Obrist konnte eben wieder außer dem Bette seyn; er und seine Frau erstaunten nicht wenig, den Düc, ihren großen Gegner, bey sich zu sehen. „Sie wundern sich, warum ich zu

Ihnen konnte, sagte der Duc: aber Sie werden sich noch mehr wundern, wenn ich Ihnen werde gesagt haben, warum ich da bin. Ihr gewesener Bedienter, Gebrian, hat Ihnen Dokumente entwendet, und sie mir verkaufen wollen. Ich hätte gegen Sie gewinnen können, aber der Himmel bewahre mich vor Schurkerey! Hier sind die Papiere, und wollen Sie, so ist auch hier meine Hand zu einem gütlichen Vergleich."

Der Obrist und die Gnädige konnten kein Wort hervorbringen; aber da der Duc seine Bitte um einen Vergleich wiederholte, und da ihnen Herr Beaumont das Unangenehme eines langwierigen Processes vorstellte: so wurden sie durch das edelmüthige Verfahren des Ducs so bewegt, daß auch sie ihre Hände zum Vergleich darboten. Herr Beaumont erhielt vom Duc den Auftrag, mit dem Advokaten der Gnädigen zu unterhandeln; und dieser redliche Mann brachte noch denselben Tag den Vergleich so zu Stande, daß beyde Theile vollkommen damit zufrieden waren.

Der Obrist und die Gnädige befürchteten, ihre häuslichen Skandale mögten noch mehr Aufse-

Aufsehen machen und noch bekannter werden, wenn Gebrian gerichtlich verhört und bestraft würde. Sie ersuchten daher den Düc, ihn laufen zu lassen; aber Herr Beaumont, so sanft und mitleidig er sonst war, widersetzte sich und behauptete, daß Sünden dieser Art durchaus bestraft werden müßten. Dabey blieb es auch, und Mosjöh Gebrian wurde in das Gefängniß der Polizey gebracht.

Er wurde verhöret, konnte nicht läugnen, und man verdammte ihn, seines Verbrechens wegen, auf zwey Jahre zu den Galeeren. Er mußte nun das Gefängniß der Polizey verlassen, und wurde in ein anderes gebracht, wo ihn der Kerkermeister des Abends besuchte, um das Gefängniß zu visitiren.

„Ey, Gebrian, lieber Freund, in welches Herrn Namen kommst Du denn hieher?“

Gebrian sah auf, und erkannte in dem Schließer einen alten Bekannten aus seinem Dorfe, mit dem er ehemals die Esel gehütet hatte. Lange währte das Bewillkommen der beyden Kumpane: dann folgte ihre Lebensbeschreibung. Morni, so hieß der Schließer, war

dem Eselstreiber in Savoyen entflohen, war nach allerhand Schicksalen nach Paris gekommen, und hatte da auf Empfehlung eines Savoyischen Mädchens, dem Liebchen eines Lakayen, durch einen Polizeylieutenant das Amt eines Kerkermeisters erhalten.

„Ach, wie froh bin ich, Herzensbruder, daß ich gerade in einem Gefängniß bin, über welches Du die Aufsicht hast!“

Morni: Ich bin auch, hol mich der Satan, recht froh darüber. So einen alten guten Freund wieder zu finden, sollt' es auch unter dem Galgen seyn, ist keine geringe Freude!

Gebrian: Besonders wenn man dem Freund dienen kann.

Morni: Versteht sich. Ja, Bruder, ich will Dir auch gut aufwarten, bis man Dich auf die Galeere bringt.

Gebrian: Ach, Bruder, Du mußt mehr thun, Du mußt mich retten.

Morni (finster): Wie denn das, Freund?

Gebrian: Du mußt mich frey lassen, Du mußt mir das Loch da öffnen. Hörst Du, Brüderchen?

Morni: Zur Schwerenoth auch! Nein, Bruder, daraus kann nichts werden. Ich verlöre meinen Dienst, müßte flüchtig werden und betteln gehen.

Gebrian: Was hast Du denn hier als lumpiger Kerkermeister? Ich habe noch wenigstens 6000 Livres in Baribus und eben so viel in Effekten: das theile ich mit Dir, Bruder, wenn Du mich frey machst.

Morni: Das ist ein ander Korn, sagte der Müller, als er auf eine Mausbeere biß. Höre, Herzensbruder, was ich Dir sagen will. Da ist in Deutschland ein großer mächtiger Fürst, der hat ein allmächtig großes Land, noch sechs Mal so groß, als ganz Frankreich ist: dieser Fürst hat ausgehen lassen, daß er alle gescheide Franzosen, die zu ihm kämen, in Dienst nehmen, und sie bey der Regie anstellen wollte. Ich wäre auch dahin gegangen, denn ich kann lesen und schreiben, und das Finanzwesen, das hat mir ein Pachter,

der hier auch gesessen ist, vollkommen beygebracht. Ich wäre also schon längst dorthin abgegangen; aber ich habe nichts, als die Paar Lumpen hier auf dem Leibe. Höre Bruder, nicht wahr: sechs Tausend Livres kriege ich, wenn ich dich laufen lasse? Top, schlag ein!

Gebrian schlug ein. Der Kerkermeister führte ihn des Nachts aus dem Gefängniß. Beyde schlichen heimlich nach dem Logis des Gebrian, wo dessen Geliebte, das Wäschermädchen, von seinem Unglück noch nichts erfahren hatte. Also war noch alles in gutem Stande. Gebrian fand sein Geld, und alle seine Effekten noch beysammen. Er theilte demnach redlich mit seinem Freund, dem Kerkermeister, und nun entdeckte er dem Mädchen sein Vorhaben, nach Deutschland zu ziehen, und sie mitzunehmen.

Das Mädchen nahm den Vorschlag an. Gleich darauf wurde die Post für drey Chevaliers bestellt: denn das Mädchen mußte sich als Mannsperson verkleiden; und die Reise ging glücklich von Statten, so daß das seine

Trio schon nach einigen Tagen über die Gränze war.

Fünftes Kapitel.

Der Marki und der Markise von Gebrian.

In der ersten deutschen Stadt, wohin unsre Reisende kamen, legte das Frauenzimmer die Mannskleider ab, zog sich als Dame an, und erschien gleich den ersten Abend mit ihren Begleitern im Schauspiel. Aller Augen waren auf sie geheftet. Man fragte, wer sie wären, niemand aber konnte Auskunft geben. Endlich erfuhr man, daß sie im vornehmsten Gasthofe abgestiegen wären. Man ließ da nachfragen, und nun hieß es: es sey der Herr Marki und die Frau Markise von Gebrian, und der Herr Vikont von Morni: sie reiseten zu ihrem Vergnügen.

Gleich den folgenden Tag schickte der Fürst jenes Gebieths, welches er sultanisch beherrschte, in den Gasthof, und ließ den

Herrn Markì, die Frau Markise und den Herrn Wikont zur Tafel bitten. Sie erschienen und betrugen sich so Domestikenmäßig-impertinent, daß der ganze Hofstaat des winzigen Sultans hoch und theuer schwur, niemals unschenierere Leute von hohem Ton gesehen zu haben.

Nur wenig Tage hielten sich die nobeln Geister in dieser Stadt auf, und reiseten dann weiter. An allen Orten, wohin sie kamen, und wo deutsche Fürsten, Grafen oder Adliche wohnten, that man ihnen alle nur ersinnliche Ehre an.

So ein schnurriger Page ist der Deutsche, vorzüglich der Vornehme! Von einem fremden Landstreicher und Taugenichts läßt er sich leicht hinter das Licht führen, indeß er seinen würdigen Landsmann hintansetzt oder gar verachtet. Daher geschieht auch den Deutschen von der Art recht, wenn sie von so manchem Fremden, besonders aus der Zahl jener, die seit 1790 aus Frankreich ausgewandert sind, derb geprellt werden, wie die Folge dieser tragikomischen Geschichte hinlänglich beweisen wird.

Endlich kamen unſre Reiſenden in der Reſidenz des Fürſten an, welchen die Gallomanie beherrſchte. Sie fanden ſchon auf der Gränze eine Menge Strickreuter und andres Geſindel, welches auf Kontrebande lauſchte, und jeden durchviſitirte, der ins Land kam. Indeſſen waren doch ſie nirgends viſitirt worden: denn jedesmal, wenn ſo ein Stoßvogel von Spürhund ſie anhielt, antworteten ſie auf franzöſiſch, und ſagten ihren erlogenen Stand. Dann zog der Sanfaſſon höflich den Hut ab, und erwiederte: Mädame et Meſſieurs, je vous demande bien pardon! Vous êtes François: Vous paſſerez ſans obſtacle: Bon voyage!

Dahin ritt er, und unſre Ebentheurer hätten alle Kontrebande mit ins Land bringen können, ohne deswegen auch nur im geringſten angefochten zu werden.

Der Fürſt, der die Franzoſen ſo ſehr liebte und achtete, las auf dem Thorzettel die Namen des einpaſſirten Markis, der Markiſe und des Wikonts, und ließ ihnen ſagen, daß er ſie den folgenden Morgen auf der Parade zu ſehen wünſchte: und unſre Geſellſchaft verſäumte es nicht, ſich zu ſtellen. Der Fürſt

war sehr leutselig gegen sie, und dies machte, daß der Marki und der Wikönt ohne weiteres Zögern ihren Wunsch ihm vortrugen, in seinen Staaten angestellt zu werden, da sie wegen einer Ehrensache Frankreich hätten verlassen müssen.

Sie erhielten ohne Anstand die Zusage, daß sie sofort bey dem Finanzwesen Bedienungen erhalten sollten. So brave Männer, wie die Franzosen wären, meynte der Fürst, brächten ihm Ehre, und schaften dem Lande Nutzen, und was der fürstlichen Komplimente mehr war.

Der Fürst hatte zwar sehr scharfe Gesetze wider die Duelle oder Zweykämpfe ergehen lassen; aber das Duellmandat ging blos seine deutschen Unterthanen an. Hatte sich einer derselben, selbst im Auslande, geschlagen: so verlohr er seine bürgerlichen Rechte, und verfiel, wenn er sich im Fürstenthum treffen ließ, in schwere Strafe. Das mogte ganz recht seyn; aber das war höchst unrecht, daß Leute, die sich geradezu bey dem Fürsten für solche ausgaben, welche in ihrem Lande sich duellirt hätten, und eben deswegen flüchtig

geworden wären, nicht allein Schutz, sondern auch einträgliche Aemter erhielten; und daß gerade solcher Duellisten wegen, brave Landeskinder hintangesetzt wurden.

Uebrigens muß der Verfasser noch anmerken, daß man nicht gleich jedem gläuben müsse, der da sagt: er habe sich im Duell geschlagen, und darum die Flucht ergreifen müssen. Mancher Schuhputzer lief ehedem seinem Herrn zu Paris davon, nachdem er ihn bestohlen hatte, kam nach Deutschland, und radotirte da der neugierigen Einfalt etwas vor von einem Düc oder Chavalier oder Vicomte, den er im Duell wollte erstochen haben, u. s. w. Der Deutsche, zumal der von Adel, hörte die Grosssprecherey größtentheils mit Erstaunen, glaubte sie, und sah den elenden Friseur, Lakay oder Hausknecht für einen Helden an, den man nicht genug ehren könnte. Ich hoffe indeß doch, daß wenigstens jetzt unsern Deutschen das günstige aber durchaus ungegründete Vorurtheil für die Fremden, vorzüglich für die Franzmänner, nach und nach vergehen wird, um so eher, da sie die Herren und deren stolzen Ansprüche, oder niedriges Kriechen, Schmeicheln und Aufschneiden

in der Nähe haben kennen lernen. Wollen aber doch unsre Landsleute noch immer den Franzmännern hofiren, und sie, trotz der Verachtung ihrer selbst, zu erheben suchen: je nun, ihr närrischer Wille geschehe!

Der Fürst versprach also unsern Ebenthurern Aemter, und dieses Versprechen wurde aufs schleunigste erfüllt. Ein Deutscher hätte weit länger warten müssen; aber unsre Helden waren Franzmänner, und hatten Fürsprecher bey Hofe: denn ich habe schon gesagt, daß seine Durchlaucht Allerhöchst Dero Vertrauen Niemanden schenkten, als einem Franzmann. Als daher der Accise-Director, in einer der vornehmsten Städte des Fürstenthums starb, kam der Herr Marki von Lebrian an dessen Stelle, und der Herr Vikomte von Morni wurde als Obervorsteher der Papierstempelung angestellt. Jener erhielt hundert, dieser achtzig Thaler monatlichen Gehalt — eine Bagatelle freilich für einen Marki und einen Vikomte; aber die Herren wußten schon, wie man Plus machen oder nach dem Ausdruck jenes Amtmannes, das Nebenfaß benutzen muß.

Sechstes Kapitel.

Schöne Raritäten.

Der Herr Marki und Frau Markise wurden — der guten Seite wegen — mit lautem Jubel in Sauflingen, — so hieß die Stadt, wo Monsieur Marki de Gébrian die fürstlichen Finanzen direktorisiren sollte — von vielen Einwohnern eingeholt. Sogar der General des Regiments, das daselbst in Garnison stand, der Stadtpräsident und der Prorector der dasigen Universität fuhren ihnen entgegen; und letzterer bewillkommte sie, da die beyden ersten dazu unfähig waren, in so erbärmlichem Französisch, daß die Markise das Lachen nicht halten konnte. Die Honoratioren, das heißt die, welche reich waren, oder es zu seyn scheinen wollten, hatten zu Ehren des Markis und seiner Madam eine große Schmauserey angestellt und einen Ball dabey angeordnet.

Die Markise äußerte ihre Verwunderung gegen den Herrn Marki, daß man sie, in Deutschland so Aufnähme, da sie doch nicht

den geringsten Beweis ihres angenommenen Standes beygebracht hätten. Ah, antwortete der Marki laut auflachend, c'est que les Allemands sont bien bêtes, das heißt: der Deutsche ist — mit Ehren zu melden — ein Rindvieh.

Gleich den folgenden Morgen ward der Herr Marki von einigen Mitgliedern der löblichen Sauflinger Kaufmannschaft besucht, oder vielmehr die Herren machten ihm den Hof, und empfahlen sich und ihre Geschäfte Dero gnädiger Protection. Eben dieses thaten die Kaufmanns-Madamen des Nachmittags bey Madame la Marquise; und von diesem Tage an war des Gastirens kein Ende, indem sechs Kaufleute einer nach dem andern den Herrn Marki und dessen Frau Gemahlin zu Gaste hatten, wobey sich jedesmal die Honoratioren der Stadt einfanden, und wo immer so recht à gogo gefressen und gesoffen wurde.

In Sauflingen gab es sechs Kaufleute, welche Reichthümer besaßen, weil sie Schleichhandel trieben, und allemal glücklich

genug waren, die Acciſe zu betrügen *). Dieſe ſechs ſtanden ſich immer gut mit den Herren von der Acciſe, und wurden nie angegeben, ſie mogten einbringen was ſie wollten. Freilich mußten ſie den Herren ihre Dankbarkeit für ihre Nachſicht beweiſen, das heißt, ſie mußten, wie man dort ſehr artig zu ſagen pflegte, ſpucken und ſchmieren; aber das konnten ſie auch, ſie proſtituirten es ja zehnfach wieder! Die andern armen Teufel von Kaufleuten — denn in Saufling en hieß jeder Pfennings-Krämer ein Kaufmann — die nicht ſpucken und ſchmieren konnten, wurden alle Augenblicke mit ihren Paar Pfunden Kaffee und andern Kleinigkeiten angehalten und zur gebührenden Strafe gezogen, worüber ſie

*) Das Wort betrügen iſt wohl zu hart, wenn von der Einführung der Contrebande die Rede iſt? — Mir iſt jede Entwendung eines fremden Gutes Diebſtahl, und der liſtige Eingriff in fremde Rechte, Betrug. Alſo wäre das Contrebandiren allerdings Betrug, der gegen den Fürſten und ſogar ſelbſt gegen den Staat verübt wird. Indeſſen ſchimpft doch der Herr Inſpektor Sauertopf auf Diebſtahl und Betrug, läßt aber doch alles, was er braucht, durch die Topfweiber hereinſchleppen.

denn zu Grunde gingen und Bankrott machen mußten.

Als das Gastiren bey den sechs reichen Negotianten vorüber war, schenkten diese Herren der Frau Markise einen herrlichen Aufsatz Meißner-Porcellan, und dem Herrn Marki einen Beutel mit hundert Louisd'ors, und ließen sich dabey höflichst und gehorsamst bedanken, daß Hochdieselben ihr Essen und ihren Wein nicht verschmäht hätten: mögten vor der Hand nur so vorlieb nehmen: künftig sollte es noch besser werden u. s. w.

Die Fabrikanten zu Sauflingen machten es gerade wie die Kaufleute. — Die Herren Professoren suchten gleichfalls die Gunst des Markis: denn Einige von ihnen bedurften der Nachsicht nicht selten auch. Kurz, jeder, welcher Kontrebande einbringen und sich doch der Gefahr, ertappt zu werden, nicht aussetzen wollte, machte dem Herrn Marki Präsenter, und gewann dadurch so viel, daß auch er auf die Liste derjenigen gesetzt wurde, mit denen man es nicht so genau nehmen müsse.

Nur die Officiere des Regiments hatten durchaus nicht nöthig, den Herren von der Accise zu hofiren: denn einmal wurden die Herren in den Thoren gar nicht visitirt, und dann hatten nur sehr wenige von ihnen etwas übrig, um sich des Kontrebandirens mit Vortheil zu bedienen.

So sah es damals zu Sauflingen aus; und schon daraus ergiebt sichs, daß der Markt von Gebrian einen herrlichen Dienst gehabt habe.

Aber eine noch ergiebigere Quelle von reichlichen Einkünften öffneten die Strafen, welche über die verhängt wurden, die sich mit Kontrebande ertappen ließen. Ich tadle es nicht, daß man den Kontrebandirer strafe; allein das war doch von den französischen Sanfassons äußerst schändlich, daß sie unbefangnen Leuten fremden Taback in die Taschen spielten, und sie hernach als Schleichhändler angaben; daß sie das Hausgesinde der Kaufleute hier und da bestachen, und durch sie Kontrebande in die Laden und Gewölber bringen ließen, diese hernach visitirten, und die unschuldigen Leute in

schwere Strafe brachten. Das war freilich sehr schändlich, wie noch mehr dieser Art; aber es trug Geld ein: denn die Hälfte der Strafe fiel allemal dem Denuncianten zu, der jedoch mit dem Oberdirektor von neuem theilen mußte.

Der Marki von Gebrian schlug vortrefflich ein; jeder begüterte reiche Mann lobte ihn, die Großen gingen gern mit ihm um, und der Fürst selbst beehrte ihn fast jedes Vierteljahr mit einem allergnädigsten Handschreiben, darin er ihm für seinen Eifer und seine getreuen Dienste dankte, und sich stets le bien affectionné unterschrieb. Die Landleute, die Bürger und das Armuth klagten zwar Ach und Wehe über die neue Ruthe, die ihnen ihr Allergnädigster aufgebunden hatte. Aber es ging in jenem Fürstenthum wie an andern Orten. Wenn nur die Großen ihre Zufriedenheit bezeigten, so war es schon gut: diese sind die Stützen des Staats; die Geringern müssen nicht klagen; und klagen sie, so schlägt man ihnen aufs Maul: sie sind der Packesel, und der Packesel darf nicht mucksen. C'est par tout, comme chez nous!

Der

Der Vikomte von Morni war, als Oberaufseher über das Stempelpapier, nicht weniger gut angekommen. Bisher hatte man blos zu gerichtlichen Anliegen, zu Kontrakten, Kaufbriefen und dergl. Stempelpapier nehmen müssen; aber der Vikomte suchte durch neue Projekte auch in diesem Stück den fürstlichen Finanzen ein Plus zuzuschanzen. In dieser Absicht schlug er vor, daß künftig alle Tauf- und Todtenscheine, alle, auch die geringsten Attestate, alle Kundschaften der Handwerksbursche, kurz alles, was irgend einem öffentlichen Buchstaben ähnlich sähe, auf Stempelpapier geschrieben werden sollte. Auf seine Veranstaltung mußten in allen Pfarrkirchen neue Kirchenbücher mit Stempelpapier eingeführt werden; und in den Gerichtsstuben nahm man es sogar zu den Protokollen.

Siebentes Kapitel.

Der Held kömmt zum Vorschein, und wächst heran, wie viele Helden.

Kaum war der Herr Marki von Gebrian ein halbes Jahr in seinem Posten, als die Frau Markise den Helden dieser Geschichte zur Welt brachte. Das Fest, welches bey der Geburt dieses merkwürdigen Kindes gefeyert wurde, war über allen Glauben glänzend: die Vornehmen der ganzen Stadt nahmen Theil daran.

Man gab dem schönen Kinde den Namen François, Louis, Henri, Mariot, Celestin, und ertheilte ihm schon in der Wiege den Titel Chevalier. Der Fürst selbst vertrat Gevatterstelle; und ganze Litaneyen von Namen französischer Prinzen wurden als Taufzeugen ins Kirchenbuch eingetragen.

Daß der junge Chevalier nur französisch plaudern lernte, versteht sich von selbst: denn im Hause des Markis verstand keine

Seele deutsch, außer einem Aufwärter, der beyde Sprachen eben zum nothdürftigen Aus- und Einhelfen inne hatte.

Der junge Gebrian hatte kaum das sechste Jahr erreicht, als die Eltern beschlossen, ihn nach Paris zu schicken, um ihm da eine gute und seiner Geburt würdige Erziehung geben zu lassen. Ein Hofmeister wurde aber erst von dorther verschrieben, der den jungen Herrn dahin führen sollte. In dieser Absicht wendete sich der Herr Marki an eine Dame von der Bekanntschaft seiner Frau, welche ehemals Soubrette in einem vornehmen Hause gewesen war, hernach die Maitresse eines großen Herrn ward, sich viel Geld zusammenscharrte, und dann eine glänzende Rolle spielte. Diese Dame, welche ihre alte Bekanntschaften noch immer liebte, sobald sie sich aus dem Staube erhoben hatten, gab sich alle Mühe, einen tüchtigen Hofmeister aufzufinden. Sie fand ihn bald in der Person des Herrn Abbee Lavat; und dieser ließ es sich gefallen, für ein Salarium von hundert Pistolen und Alles frey, den Hofmeister des jungen Herrn von Gebrian zu machen, und entschloß

sich sogar, nach Deutschland, ce pais froid et barbare, zu reisen, um den jungen Menschen von da ab nach Frankreich ce climat doux et cultivé zu führen.

Lavat kam wirklich in Deutschland an, und wurde von dem Marki und der Markise als ein Mann aufgenommen, der durch seinen Unterricht, und seine Bemühungen ihren lieben Sohn zu einem vollkommnen Manne bilden sollte. Er versprach alles: der junge Herr sollte unter seiner Leitung gelehrt werden wie Alembert, witzig wie Voltaire und gründlich wie Condorcet. In körperlichen Uebungen sollte er nicht minder bald alle vornehmen Pariser jungen Leute übertreffen.

Obgleich der Abbee Lavat in keinem einzigen Theil der Wissenschaften etwas geleistet hatte, und blos ein aimable ignorant war: so wußte er sich doch eine Mine zu geben, daß viele Gelehrten zu Saufling-gen ihn für den ersten Erzieher, und für den gelehrtesten und gebildetsten Mann hielten, und sich wetteifernd um seine Freundschaft bemühten. Zuweilen konnte er selbst

nicht begreifen, wie der große Haufen der Deutschen, alles Fremde und Ausländische schön, groß und vortrefflich finden könnte, und wie sehr in ihrer Thorheit sie oft ungerecht gegen sich selbst und gegen ihre Landsleute zu werden pflegten.

Endlich erschien der Tag, wo der junge Gebrian seine Reise antreten sollte. Der Marki, sein Vater, schien bey dem Abschiede gerührt zu seyn, aber die Markise war außerordentlich vergnügt, und freuete sich schon im Voraus über die schönen Briefe, die sie von ihrem Sohn aus Paris bekommen würde, und über die folies charmantes, welche der Abbee ihr von ihm zu schreiben versprochen hatte. Deutsches Geld wurde genug mitgenommen, aber wenig deutsche Kleider: denn nach der Bemerkung des Abbees waren die des jungen Herrn nicht recht nach der Mode; und daher wurde ausgemacht, daß erst in Paris er ganz nach dem Costüm und nach dem feinen Geschmack der dasigen schönen Stadt gekleidet werden sollte.

Der Abbee und sein Zögling kamen in Paris an, und ersterer brachte letztern zu

einer Frau, bey der für ihn Wohnung und Tisch bestellt war. Der junge Gebrian kam, noch als Kind, dahin, und war daher mit allem gern zufrieden. Da sein Tisch naschhaft war, und er allen Willen hatte, sich den ganzen Tag auf der Straße herumzutreiben, wie er nur immer wollte: so war er sehr froh, und fing an, an dem Leben zu Paris Geschmack zu finden.

Der Abbee bekümmerte sich um ihn oft wochenlang nicht: denn er wohnte sehr weit von der Wohnung seines Zöglings, und hatte überhaupt der Zerstreuungen zu viel, als daß er sich mit Achtgeben auf einen jungen Menschen hätte befassen können.

Der junge Mensch wuchs also auf bis ins zwölfte Jahr wie wild, erwarb sich aber während dieser Zeit alle Eigenschaften eines Pariser Straßenjungens. Er sprach zwar französisch, aber jenes nur, das man auf der Gasse spricht, hatte folglich den rechten superfeinen Dialekt der polissons de Paris, deren Sprache mehr als zu berühmt ist. Seine Sitten waren ebenfalls gassenmäßig, und er durchaus verwildert, so daß selbst die alte Frau, bey

welcher er im Hause war, die Ungezogenheit des Wildfangs nicht länger ertragen konnte. Sie bat endlich den Abbee, ihn von ihr wegzunehmen.

Dieser hatte indeß nicht ermangelt, den Eltern von Zeit zu Zeit über ihren Sohn und dessen große Fortschritte Nachricht zu geben; ließ auch beiher durch seinen Lakaien Briefe schreiben, als wenn sie der junge Gebrian geschrieben hätte; und die Frau Markise unterließ keineswegs, alle diese Briefe öffentlich vorzuzeigen und die Pariser Erziehung bis an den Himmel zu heben.

Der Abbee fand aber doch endlich selbst nöthig, den jungen Herrn etwas einzuschränken, und ihm wenigstens einigen Anstrich von Erziehung zu geben. Er war ja schon zwölf Jahre alt, und wußte noch nichts! Seine Sitten waren auffallend roh und seine Sprache klang, wie die eines Schubkärners. Er nahm ihn also zu sich in seine Wohnung, ließ ihn von neuem mit modischen Kleidern aufstutzen, und hielt ihm in allen Dingen, die er, als ein galanter Edelmann, wissen mußte, Lehrmeister.

Lesen und Schreiben lernte der junge Mensch nothdürftig von einem gewesenen Bedienten, welcher nachher den Lehrmeister in vornehmen Häusern machte. Der Tanzmeister war glücklicher. Der Abbee nahm den jungen Mosjöh einige Mal an Oerter mit, wo getanzt wurde; und dieser bekam durch das Zusehen so viel Neigung zum Tanzen, daß er in wenigen Monaten es sehr weit darin gebracht hatte. Auch das Fechten wurde nicht hintangesetzt: denn ein Franzese, der in dieser Kunst unerfahren ist, kann schlechterdings auf keine Achtung Anspruch machen; und eher wird ein ächter Franzmann die allergemeinsten und nöthigsten Kenntnisse fahren lassen, als die edle Kunst zu fechten.

Als der junge Gebrian das funfzehnte Jahr erreicht hatte, fand der Abbee für gut, ihn in die große Welt zu führen. Zuvor schrieben beyde an die hochadlichen Eltern um eine Erhöhung des Jahrgeldes, sowohl für den jungen Herrn als für dessen Mentor: denn in der großen Welt, schrieben sie, könnte man mit der kleinen Summe, wie die ihre wäre, nicht mehr zu recht kommen, zumal als Chevalier nicht. Der Marki und die Markise

fanden diese Erinnerung nicht übertrieben, und vermehrten das Jahrgeld noch um 6000 Livres. Auf diese Art befand sich der junge Gebrian im Stande, eine ziemlich glänzende Rolle anzufangen.

Achtes Kapitel.

Schachern und Ueberschachern ist nicht blos Sache der Beschnittenen.

Die große Welt, wohin Lavat seinen Eleven führte, war weiter nichts, als die öffentlichen Zusammenkünfte, wo man Leute von allerley Nationen antraf, welche mit den muntern Franzosen zusammentraten, spielten, und sich sonst zu unterhalten oder zu zerstreuen suchten. Das Hotel de Bourgogne, Luxemburg und andre Oerter dieser Art, die Lusthäuser und Gasthöfe zu Versailles und auf dem Lande, waren die Plätze, wo der junge Herr sich täglich herumtrieb, und wo er eine Menge Bekanntschaften machte, die jedem dort offen stehen, der nur Geld hat, solche Oerter zu besuchen.

Der junge Gebrian hätte gern alles mitgemacht, was die andern jungen Herren von seinem Alter machten; allein sein Mentor war anders gesonnen, ich meyne, ökonomisch. Das Geld von Gebrians Eltern wurde allemal an ihn geschickt. So bald es ankam, nahm er erst eine derbe Portion davon vorweg. Alsdann berechnete er seine eignen Ausgaben, und zog auch diese ab, wie sein Salarium. Den Rest dividirte er mit der Zahl 13 — denn das Geld erfolgte alle drey Monate, und nachher gab er seinem Eleven alle Woche sein Dreyzehntheil. Dadurch bewirkte er, daß der junge Herr oft keinen Heller in der Tasche hatte, wenn eine Lustparthie zu machen, oder sonst etwas im Vorschlag war, zu dessen Ausführung Geld erfodert wurde. Nicht selten entstanden Debatten darüber unter dem Mentor und dem Eleven; aber der Mentor sprach dictatorisch, und der Eleve mußte gehorchen.

Der Bediente des jungen Herrn, Mosjöh Picard, sah dies Elend, und hätte gern gesehen, daß Gebrian mehr Geld gehabt hätte, um selbst mehr auch zu ha-

ben: denn der junge Herr war mittheilend; und sobald er Geld hatte, hatte Picard auch Geld. Aber da ihn der Abbee in dieser Hinsicht kurz hielt, ob er ihm gleich in jeder andern Freyheit mehr als zu viel ließ, darbte der Eine wie der Andere.

Picard, um dieses lästigen Zuchtmeisters los zu werden, ward nun seines Herrn Rathgeber, und ermahnte ihn, alles anzuwenden, sich der Aufsicht dieses habsüchtigen Menschen zu entziehen: denn was der junge Herr sich nicht einfallen ließ, das merkte Picard lange, und dies war: daß der Abbee sich das Meiste vom Jahrgeld zueigne, und seinen Eleven darüber darben ließe.

Ich verstehe dich recht gut, Picard, sagte endlich der junge Gebrian: ich sehe auch immer mehr ein, daß der Abbee mich hintergeht, und meine Eltern betrügt; aber was will ich machen?

Sie müssen ihn wegschaffen; und das geht recht gut an, wenn Sie an Ihre Eltern schreiben, und ihnen berichten, wie Sie ganzer sechs Jahre hier sind gehalten wor-

den. Es ist ja Sünd' und Schande, wie Sie da herum lagen auf den Gassen, ohne Aufsicht und ohne Unterricht. Der Abbee zog indessen schweres Geld, und bezahlte ihre Pflegmutter nur kärglich. Ich weiß alles. Schreiben Sie dies an Ihre Eltern, und melden Sie Ihnen, daß Sie keinen Hofmeister mehr nöthig haben, und schon allein durch die Welt kommen könnten. Ich wette drauf, der Abbee bekommt den Abschied, und Sie können mit Ihrem Gelde schalten, wie Sie wollen.„

Diese Vorstellung begriff der junge Herr. Ein schöner Geist von seiner Bekanntschaft mußte ihm einen Brief an seine Mutter aufsetzen, den er hernach abschrieb, und wegschickte. Der Brief war halb in Prose und halb in Versen, und im Ganzen so schön, daß die Frau Markise den Bitten ihres Sohnes nicht widerstehen konnte, und von da an das Geld an ihn selbst schickte.

Der Abbee, welcher erfuhr, daß sein Cleve-Geld bekommen hatte, gieng auf sein Zimmer, wo gerade eine Gesellschaft junger

Leute von luſtigem Charakter beyſammen war.

Sie haben Geld bekommen?

Ja!

Von wem?

Von meinen Eltern.

Wie viel?

So viel ich gefodert habe: vier tauſend zwey hundert Livres.

Wollen Sie mir es nicht einhändigen?

O ja, einen Theil davon. (Er geht an die Spinte.) Hier, Herr Abbee, iſt ihre Bezahlung! Ich und meine Eltern danken Ihnen für Ihre Dienſte.

Dienſte? Herr, was ſagen Sie? Dienſte! Ich bin Ihr Hofmeiſter und Ihr Erzieher: da ſchickt ſich der Ausdruck Dienſte ſchlecht. Verſtehn Sie mich?

Nehmen Sie's, wie Sie wollen! Wir sind jetzt geschieden.

Der Abbee nahm sein Geld, und ging voll Verdruß von dannen. Auf dem Wege begegnete ihm Picard, dem er das Betragen des jungen Gebrians klagte und dabey drohte, an die Markise zu schreiben, um sich wieder zum Geschäftsführer des jungen Menschen anzutragen. Aber Picard zeigte ihm, daß dieses vergeblich seyn würde, indem die Markise, wie er dazu log, durch wichtige Personen aus Paris von der Erziehungsart, die er dem jungen Menschen hätte widerfahren lassen, vollkommen unterrichtet sey. Der Abbee fand die Aeußerung des Picards gegründet, ließ seine Sachen zusammenpacken, und zog noch den nämlichen Tag ab, doch ohne Abschied von seinem Eleven zu nehmen.

Nun war Gebrian sich selbst überlassen, oder vielmehr, statt daß er vorher blos von dem Abbee abhieng, hieng er jetzt von einer Menge lustiger Leute ab, die ihn von früh bis in die Nacht belagerten, und ihm allerley Anschläge gaben, welche er selten unbefolgt ließ, weil sie ihm auf eine Art gegeben

wurden, daß er sie nicht leicht abweisen konnte.

Zwischen Paris und Versailles stand damals noch der Gasthof, den man im Jahr 1791 von Grund aus zerstöhrt hat, und ich weiß nicht, ob er wieder aufgebauet ist. Dieser Gasthof war der Absteige-Ort aller lustigen Leute, welche die Wanderungen aus der Hauptstadt nach der Residenz, und von da nach der Hauptstadt machen wollten. Daß der Wirth, ein geborner Deutscher, dabey seine gute Rechnung machte, versteht sich: denn die Gesellschaft war allemal lustiges Sinnes, und zahlte, was Herr Wolf, so hieß der Wirth, von ihnen foderte.

Der junge Gebrian, welcher die Lustparthieen nach Versailles, so wie die andern jungen Herren, sehr häufig wiederholte, ward auf diese Art einer der besten Kunden des Herrn Wolf, und wegen seines jovialischen Wesens die Seele der Gelage, die in diesem Hause gehalten wurden. Seine Sitten hatte er zwar nicht: denn unter Straßenjungen, und in den Trink- und Spielgesellschaften lernt man dergleichen nicht; aber er

war doch von Natur munter, lustig, gegen jederman freundlich, achtete, um seinen Kumpanen zu gefallen, keine Mühe und kein Geld, und hütete sich, theils aus Bequemlichkeit, theils aus angeborner Zaghaftigkeit, jemanden zu beleidigen, der ihm hätte die Spitze bieten können. Wer aber so beschaffen ist, und sich so beträgt, der kömmt immer gut weg, und sein Umgang wird durchgängig gesucht.

Eines Tages kam er mit noch einigen Freunden von Versailles zu Herrn Wolf, der ihm einen Zettel reichte, worin ihn der junge Chevalier Ronsard ersuchte, auf ihn bis Nachmittags zu warten, weil er ihm etwas sehr nothwendiges zu vertrauen hätte. Ronsard war zu sehr unsers Helden Freund, als daß er ihm diesen Gefallen hätte abschlagen können; er ließ also seine Gesellschaft allein reisen, und blieb.

Gegen drey Uhr Nachmittags kam der Chevalier Ronsard, begleitet von zwey Damen, einer schon ältlichen, und einer, die ein Mädchen von sechzehn Jahren zu seyn schien. Die Figur des jungen Frauenzimmers machte

in

in dem Augenblick tiefen Eindruck auf unſern Helden, ſo tief nämlich der Eindruck auf das Herz eines jungen flatterhaften Menſchen ohne Grundſätze und ohne gebildetes Gefühl werden kann. Er war aber noch ein Neuling in der Liebe, folglich furchtſam, und ſpielte deswegen eine ſehr ſchiefe Rolle.

Der Chevalier Ronſard nahm ſeinen Freund auf die Seite. „Bruder, ſagte er zu ihm, da hab' ich zwey Baſen bey mir, die nach Paris wollen. Sie ſind aus der Provenz und kommen von Caen. Die ältere iſt meiner Mutter Schweſter, und die jüngere iſt der letztern Tochter. Dieſe iſt im Kloſter zu Caen erzogen morden; um ſie aber recht ausbilden zu laſſen, hat ihre Mutter beſchloſſen, ſie noch auf ein Jahr ins Kloſter der Bernardinerinnen zu Paris zu thun. Nun mögte ich mich heute ein wenig ſehen laſſen, und die Damen in die Komödie führen, und ihnen hernach ein Souper geben. Aber der Teufel hat wieder ſein Spiel mit mir gehabt: ich habe all mein Geld im Pharao ſitzen laſſen, und bin auch nicht im Stande, eine Flaſche Wein, geſchweige ein Abendeſſen zu bezahlen. Kannſt du mir nicht hundert Livres vorſtrecken?

Gebrian: Von Herzen gern, und wohl noch mehr, lieber Freund! hier ist meine Börse!

Ronsard: Herzensbruder, du bist doch ein Kerl, wie er seyn muß! Willst du etwan uns begleiten?

Gebrian: Wohin?

Ronsard: Je nun, willst du mitgehen in die Komödie, und nachher mitsupiren?

Gebrian: Von Herzen gern, wenn die Damen es nur erlauben.

Ronsard führte seinen Freund zu seinen Basen zurück, und stellte ihn denselben als einen Edelmann von raren Verdiensten vor. Er ist zwar, setzte er hinzu, in einem barbarischen Lande gebohren: denn Deutschland ist sein Vaterland; aber seine Eltern sind Franzosen, und so verwahrte ihn schon die Geburt und die erste Erziehung unter den Augen des Markis und der Markise, von Gebrian gegen den üblen Anstrich, den ein barbarisches Land ihm hätte geben können.

Seit seinem sechsten Jahre ist er in Paris, und da hat er sich denn auch zu einem vollkommnen Mann ausgebildet.

Die alte Dame: Ja, das sieht man wohl, daß Herr von Gebrian ein Franzose ist. Aber wo halten sich denn Ihre Eltern auf?

Gebrian: Mein Vater ist Finanzminister des Fürsten von Avenosien. Ein unglücklicher Duell trieb ihn aus seinem Vaterlande; aber der Fürst von Avenosien nahm sich seiner an, und vertraute ihm seine Finanzen.

Die alte Dame: Ja ja, das ist wahr: der Fürst von Avenosien ist auch noch der Einzige in Deutschland, der Geschmack hat. Er soll ein großer Freund der Franzosen seyn.

Ronsard: Vergeben Sie, ma chere Cousine! denn wenn die Freundschaft der deutschen Fürsten gegen die Franzosen ein Zeichen ihres guten Geschmacks wäre: so müßte man beynahe allen deutschen Fürsten

viel Geschmack zuschreiben: denn sie halten beynahe durchgängig mehr auf die Franzosen, als auf ihre Landsleute.

Die alte Dame: Daran thun sie auch recht: denn was ist ein Deutscher gegen einen Franzosen! Wenns noch Engländer wären!

Ronsard: Und wenns auch Engländer wären, so könnten sie doch nicht mit Franzosen verglichen werden. Die Franzosen sind die erste Nation in der ganzen Welt! Unsere Sprache ist die vornehmste Sprache: denn jederman in ganz Europa, der nur etwas Bildung hat, bemühet sich, französisch zu sprechen; und unsre Sitten müssen die feinsten seyn, weil sogar unsre Moden man in allen Ländern einführt und nachahmt. Indessen beweißt doch das alle nicht, daß andre, z. B. die Deutschen, Geschmack haben: höchstens sieht man daraus, daß sie die Franzosen schätzen und ihren Manieren nachäffen; also nicht ganz mehr Vieh sind und die Superiorität unsrer Nation fühlen können.

Die alte Dame: Wie Sie doch alles so hübsch auseinander zu setzen wissen, mon Coulin! — Aber (sich an Gebrian wendend) Ihre Frau Mutter hat wohl recht Langeweile in dem rauhen Nordland?

Gebrian: Sie ist allerdings sehr zu bedauren, daß sie die Gesellschaften und den Umgang der Damen in Frankreich entbehren muß.

Die alte Dame: Die Frau Markise hat aber ohne allen Zweifel Ersatz für diesen Verlust.

Ronsard: Pardieu, das sollt' ich glauben! Der Marki von Gebrian steht sich als Finanzminister des Fürsten von Avenosien viel höher, als ein Marechal de France: Er besitzt ein ungeheures Vermögen!

Madam von Terial, welche gegen reiche und vornehme Leute gar großen Respekt hatte, ließ es jetzt sehr gern geschehen, daß Gebrian sie und ihre Tochter nach Paris in die Komödie begleitete und des Abends mit ihnen speißte. Gebrian war immer um die

junge Marion Terial, ward nach und nach dreister, und unterstand sich sogar, es zu beklagen, daß sie noch ins Kloster sollte, und er wenigstens auf lange Zeit keine Gelegenheit hoffen könnte, sie zu sehen. Fräulein Marion ward roth, und antwortete nichts. Es schlug ein Uhr nach Mitternacht, und die Gesellschaft mußte sich trennen.

Neuntes Kapitel.

Geniestreiche.

Wirklich schlief sehr übel: denn das Bild der schönen Marion schwebte ihm ohne Unterlaß vor Augen. Gegen seine Gewohnheit stand er früh auf, ließ sich anziehen — denn seit der Entfernung des Herrn Lavat war es auch bey ihm Mode geworden, sich ankleiden zu lassen — und fuhr zu seinem Freund Monsard, den er aber nicht zu Hause traf. Man sagte ihm: der Chevalier sey schon früh ausgegangen, man wisse aber nicht wohin.

Er kehrte alſo zurück, fand aber nirgends Ruhe, und vor lauter Langerweile ging er auf ein Kaffeehaus, wohin er auch ſonſt ging, ſich durch Spiel zu zerſtreuen. Der Kaffeeſchenck nannte ihn bey ſeinem Namen; und kaum hörte dieſen ein Fremder, als der aufſprang, und haſtig fragte: wer denn der Herr Ritter von Gebrian ſey?

Sie ſehen ihn vor ſich, mein Herr, ſagte Gebrian: was ſteht zu Ihren Dienſten?

Fremder: Sind Sie denn vielleicht gar der Sohn des Acciſe-Direktors Gebrian zu Sauflingen in dem Fürſtenthum Avenoſien? Ich habe gehört, daß der Sohn dieſes Markis ſich jetzt in Paris aufhält.

Gebrian: Der bin ich, mein Herr! Kennen Sie den Marki?

Fremder: Wie ſollte ich den nicht kennen! Ich bin ja zu Sauflingen gebohren und erzogen! Ich bin Sekretär bey unſerm Prinzen, der ſeit Geſtern hier iſt.

Gebrian: Der Prinz von Avenoſien iſt hier?

Fremder: Wie ich Ihnen sage! Sie würden ihm eine rechte Freude machen, wenn Sie ihn besuchen wollten.

Gebrian: Ich werde nächstens die Ehre haben.

Fremder: Warum nicht lieber gleich? Der Prinz ist hier unbekannt: Sie könnten ihm zurechte helfen; und ich versichre Ihnen, der Prinz ist ein großmüthiger Herr.

Gebrian machte weiter keine Schwierigkeit, den Herrn Sekretär zu begleiten, begleitete ihn wirklich, und wurde dem Prinzen Louis von Avenosien vorgestellt und von diesem sehr herablassend empfangen.

Der Prinz hatte zu Hause eine ganz vollkommen-prinzliche Erziehung gehabt, und war nach Paris gekommen, in der nobeln Absicht, dort ganz prinzlich zu leben, Geld aufgehen zu lassen, und alles das zu realisiren, was ihm seine Hofmeister und seine französischen Bedienten so oft und so reitzend beschrieben hatten. Er war also recht froh, daß er gleich bey seiner Ankunft in der fran-

zösischen Hauptstadt einen jungen Mann von Stande antraf, der ihn zurechtweisen konnte.

Der Chevalier von Gebrian sprach mit dem Prinzen ganz, wie mit seines Gleichen; und der Prinz, welcher sonst einen Ton dieser Art keinem Reichsgrafen verziehen hätte, nahm das doch einem Franzosen nicht übel, weil er gehört hatte, daß sich die Franzosen einer edlen Dreistigkeit und freymüthiger Aeußerungen zu bedienen pflegten, welche freylich unsre Deutschen Starrköpfe, Unsinn und Unverschämtheit zu nennen pflegen, die aber unsre feine Welt nicht genug bewundern kann.

Sie sind mein täglicher Gast, sagte der Prinz, und mein unzertrennlicher Begleiter, wohin ich gehe. Wollen Sie?

Daß der Chevalier einschlug, versteht sich von selbst, und daß es von nun an sehr prinzlich zuging, versteht sich nicht minder.

Es ist überhaupt eine komische Sache, daß Prinzen ins Ausland reisen, um daselbst

eine große Figur zu spielen: sie werden zwar wegen des Geldes, das sie aufgehen lassen und gleichsam wegschmeißen, wohl aufgenommen; aber da ihre Sitten und ihr Betragen immer mit dem Betragen der Großen im Auslande stark kontrastirt: so lacht man sie doch nur insgeheim aus, und die klugen Ausländer zucken die Achsel darüber. Die Franzosen haben sich sogar über ausländische Fürsten, Grafen und Edelleute, die nach Paris kamen, und da figurirten, in Schriften lustig gemacht, und ihnen allerley Spottnamen angehängt. Die Herren lesen selbst diese Sarkasmen, finden sie allerliebst, sich aber selbst nicht getroffen, und fahren fort, das Ausland zu besuchen, weil sie glauben, allein nicht lächerlich zu seyn.

Der Chevalier von Gebrian kam an dem Tage, wo er dem Prinzen von Avenosien durch den Sekretär war vorgestellt worden, erst spät nach Hause, und erfuhr, daß Ronsard dreymal da gewesen sey und nach ihm gefragt habe. So spät es war, lief er doch noch in Ronsards Logis, und traf ihn noch in den Kleidern.

Bist du heute einige Mal bey mir gewesen, Ronfard?

Ronfard: Ja wohl! Ich wollte dich nur fragen, was du mir zu sagen hättest. Du warst ja auch heute früh bey mir.

Gebrian: Ich wollte mich nach deinen Kusinen erkundigen, und sie zu einer Spazierfahrt einladen.

Ronfard: Das kann nun nicht mehr geschehen. Die Junge steckt schon im Kloster und die Alte reiset Morgen früh wieder ab.

Gebrian: Schade, beym Himmel, daß man so ein junges liebenswürdiges Kind ins Kloster steckt!

Ronfard: Ich sehe gar nicht ein, worin der Schade stecken soll. Mamsell Marion ist noch schlecht erzogen, hat noch Sitten aus der Provinz, und zu wenig Vermögen, als daß ein Mann von Geschmack und Welt sich entschließen sollte, sich mit ihr zu verbinden und das Rohe ihrer Sitten zu übersehen. Du sollst deine Freude haben, Herr Bruder, wie das Mädchen sich benehmen

wird, wenn es die Bernardinerinnen verläßt. In einem Jahre ist es formirt.

Gebrian: In einem Jahr? (seufzt.)

Ronsard: Was seufzt du, Bruder? Beynahe sollt' ich denken, du seyst in meine Base geschossen.

Gebrian: Ich kann nicht läugnen, daß der Engel tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht hat.

Ronsard: Nur Geduld: Kommt Zeit, kommt Rath!

Gebrian: Aber wie werde ich die lange Abwesenheit ertragen können?

Ronsard: Du sollst sie dann und wann sehen. Ich werde nämlich mein Bäschen alle Monate einmal besuchen, und dann sollst du mein Begleiter seyn.

Gebrian: (Umarmt ihn). Ach Herzensbruder, du machst mich ganz glücklich!

Ronſard: Ich verſpreche, alles für dich zu thun. Aber wo biſt du denn heute geweſen?

Gebrian: Den ganzen Nachmittag beym Prinzen von Avenoſien.

Ronſard: Kennſt du den? Man ſpricht ſchon auf allen Kaffeehäuſern von ſeinem fürchterlichen Geld.

Gebrian: Er iſt gewaltig reich, und ich bin ſein unzertrennlicher Gefährte, Geſellſchafter, Hofmeiſter, Zurechtweiſer, kurz ſein Fac totum.

Ronſard: Schwerenoth, du haſt's getroffen, Bruder! Ein Pariſer, der eines deutſchen Prinzen Freund wird, kann ſich Glück wünſchen: denn da giebts was zu prellen.

Gebrian: Willſt du mit mir gemeinſchaftliche Sache machen?

Ronſard: Mit Vergnügen. Du weißt, Herr Bruder, meine Umſtände ſind nicht die beſten, und ich bin nicht im Stande, ſogern

ich auch wollte, alles mitzumachen, was Leute meines Standes hier zu machen pflegen. Ich liege daher zu Hause oft krumm, speise wie ein Lohnlakay, und trinke Wasser, um nur einiges Geld zu dieser oder jener Lustparthie übrig zu haben. Eine Prise, wie dein deutscher Prinz ist, wäre mir also sehr willkommen.

Gebrian: Bon, bon, laß mich nur machen; aber wegen deiner Kusine?

Ronsard: Verlaß dich auf mich, du sollst sie bald sehen. Morgen Punkt acht Uhr komme zu mir; ich werde dich alsdann zum Prinzen führen. Gute Nacht!

Zehntes Kapitel.

Der deutsche Prinz wird geprellt.

Ronsard ermangelte nicht, seinen Freund gleich früh zu besuchen. Er hatte sich geschmackvoll gekleidet, und nachdem auch Ge-

brian seine Toilette gemacht hatte, gingen beyde nach dem Gasthofe, worin der Prinz von Avenosien logierte.

Der Prinz war noch nicht aufgestanden: denn er hatte gehört, daß man zu Paris bis beynahe gegen Mittag im Bette bleiben müßte. Aber er war schon lange wach, und las zum Zeitvertreib einige geschmacklose Gassenhauer, die ihm sein Pariser Kammerdiener, der den vorigen Tag bey ihm in Dienste gekommen war, empfohlen hatte.

Eben dieser Kammerdiener meldete die fremden Herren an, und sagte zugleich, daß es Mode sey, die Morgenbesuche im Bette anzunehmen, und sich hernach in deren Beyseyn kleiden zu lassen. Sie wurden also vorgelassen, sehr artig empfangen, und mit einem Frühstück regalirt.

Ronsard gefiel dem Prinzen ungemein, und er würde ihm vielleicht den Vorzug vor Gebrian gegeben haben, wenn dieser nicht in seinem Lande geboren worden wäre. Aber so war er ihm vor Ronsard gewogen: denn es schmeichelte ihm unendlich, daß ein so voll-

kommener junger Mann das nämliche Vaterland hatte, wie er.

Nach dem Frühstück empfahlen sich beyde: schon waren sie zur Thür hinaus, als der Prinz sie zurück rief, und ihnen sagte: Meine Herren, darf ich Sie um einen Gefallen bitten?

Gebrian: Sie haben zu befehlen, Monseigneur!

Prinz: Mein Bedienter hat mir gesagt, es sey unschicklich für mich, in einem Gasthofe zu wohnen.

Gebrian: Ihr Bedienter hat Recht, Monseigneur: ein großer Prinz, wie Sie sind, muß in einem Hôtel wohnen.

Prinz: Aber wo werde ich gleich eins miethen können? Wollen Sie wohl die Güte haben, mir eins vorzuschlagen!

Gebrian: Ich werde mich erkundigen.

Ron=

Renfard: Ich weiß ſchon eine Gelegenheit. Der Chevalier Mallot hat ein Hotel Garni in der Rue d'Enfer gemiethet; da er aber ſelten zu Hauſe iſt: ſo wird er wahrſcheinlich keine Schwierigkeiten machen, das Hotel Ihrer Durchlaucht zu überlaſſen.

Prinz: Sorgen Sie dafür, und Sie erzeigen mir einen großen Gefallen, und rechnen Sie auf meine Freundſchaft.

Die Herren empfahlen ſich nun, und machten Anſtalt, das Hotel zu miethen. Wirklich bewohnte Chevalier Mallot ein Hotel in Rue d'Enfer; aber er hatte kein Geld, die Miethe zu bezahlen. und ſollte ausgeworfen werden, wie man einen Miethsmann auswirft, welcher die Miethe nicht bezahlt hat, nämlich mit zurückbehaltung aller ſeiner Effekten. Die Herren liefen zu ihm, und fragten: ob er ſein Hotel dem Prinzen von Avenoſſien überlaſſen wolle? Herzlich gern, war die Antwort; aber wer ſoll dort meine Schulden bezahlen? Ich habe keinen Heller im Vermögen.

Nun hielt man Rath, und am Ende ward man einig, dem Prinzen vorzustellen, daß die Miethe pränumerirt werden müsse; daß es gerade im Vierteljahr, und folglich unbillig sey, den Chevalier ohne Ersatz seiner Auslage auf ein Vierteljahr ausziehen zu lassen. — Auf diese Art hoffte man den Chevalier Mallot aus aller Verlegenheit zu ziehen, und seine Effekten zu befreyen.

Aber die Herren hätten nicht nöthig gehabt, sich die Köpfe zu zerbrechen: denn der Prinz war artiger und großmüthiger, als sie gedacht hatten. Er zahlte alle Schulden des Chevaliers, und dieser räumte das Hotel sofort, und der Prinz zog gleich den folgenden Tag ein, kaufte sich Wagen und Pferde, nahm mehrere Bediente an, hielt sich eine Menge Lehrmeister, ohne jedoch Lektionen zu nehmen außer im Tanzen und Fechten, und formirte sich einen ordentlichen Hofstaat, als wenn er immer in Paris hätte wohnen wollen.

Gebrian und Ronsard waren unzertrennliche Gesellschafter des Prinzen; und da sie sich in alle seine Launen schickten, ihm nie widersprachen, und allen seinen Neigun-

gen unaufhörlich schmeichelten: so ward ihnen der Prinz von Tag zu Tag gewogner.

Eines Tages kam Gebrian allein zum Prinzen, und sah ziemlich verstöhrt aus. Was fehlt Ihnen? fragte der Prinz.

Gebrian: Ich habe nicht wohl geschlafen, gnädigster Herr!

Prinz: Wo ist denn der Ritter Ronfard?

Gebrian: Ich weiß es nicht.

Prinz: Sie sind in Verlegenheit. Ist dem Chevalier ein Unglück widerfahren?

Gebrian: Ein sehr großes, Monseigneur: doch hoffe ich, bald Mittel zu finden, ihn aus der Verlegenheit zu ziehen.

Prinz: Reden Sie!

Gebrian (leise): Der Chevalier wird durch einen geheimen Verhaftsbefehl verfolgt. Er hat den Sohn eines großen Herrn im Duell

verwundet: dieſer iſt fürchterlich aufgebracht, und verlangt, daß Ronſard in die Baſtille ſoll geſetzt werden.

Prinz: Das iſt freilich ſchlimm! Aber welche Mittel wollen Sie anwenden, Ihren Freund von der Gefahr zu retten?

Gebrian: Ich will mir von ſeinen Leuten eine Summe Geldes ſchicken laſſen, um Präſenter zu machen. Hier retten Präſenter vom Galgen und aus der Baſtille.

Prinz: Wie viel brauchen Sie?

Gebrian (nachläſſig): So ohngefähr ſechs tauſend livres.

Prinz: Ich bin froh, eine Gelegenheit zu haben, meine Freundſchaft gegen den Chevalier in Etwas thätig zeigen zu können. Kommen Sie mit! Ich will Ihnen das Geld zahlen, und bitte Sie recht ſehr, den braven Ronſard bald wieder zu mir zu bringen.

Gebrian empfing das Geld, theilte es mit ſeinem Freund, den kein geheimer Ver-

haftsbefehl, wohl aber ein Haufen Manichäer verfolgte, und der ſich blos vor einem groben Gaſtwirth verborgen hatte, bey welchem er oft Schmauſereyen gab, ohne zu bezahlen.

Ronſard lachte hoch auf, als Gebrian ihm die Liſt erzählte, mit welcher er dem Prinzen eine ſo namhafte Summe abgedreht hatte. Beyde machten den richtigen Schluß, daß der Prinz ein Pinſel ſeyn müſſe, und daß man ein Schaaf von dieſer Art noch mehr ſcheeren könne.

Ronſard dankte dem Prinzen aufs verbindlichſte für ſeine Hülfe, und verſprach, ſobald er Geld erhalten würde, die ihm geborgte Summe zu erſetzen. Was fällt Ihnen ein, Chevalier? ſagte der Prinz. Ich ſoll Geld von Ihnen zurück nehmen? Warum nicht gar noch Judenzins, ſechs oder acht Procent obendrein? Freund, lernen Sie mich doch kennen, und bedenken Sie, daß ich ein Fürſt, und kein Bankier, kein Goldjude, kein Lombardiſt *) bin! Ich werde niemals zu-

*) Lambardiſt, Adreß-Haus-Mann, Pfänderhyrothekar, Verleiher auf Pfänder.

geben, daß Sie die Kleinigkeit zurückbezahlen.

Das war es eben, was die Herren verlangten: denn sie würden sehr verlegen gewesen seyn, wenn der Prinz sein Geld zurück verlangt hätte Da es aber doch in Frankreich für unanständig gehalten wurde, sich von Andern zumal von Fremden, unterstützen zu lassen: so wollten die Herren dem Prinzen alle Lust benehmen, sich dieser Wohlthat zu rühmen. Um dies zu bewerkstelligen, blieb Freud Ronsard etwan acht Tage nach der Begebenheit aus, und besuchte den Prinzen zwey Tage nach einander nicht.

Der Prinz wunderte sich über Ronsards Außenbleiben, um so mehr, da ihm sein Kammerdiener versicherte, daß der Chevalier in Paris sey, und er ihn noch heute gesehen habe. Der Prinz schickte zu ihm und erhielt folgendes Billet zurück:

Monseigneur,

Man spricht, wie ich höre, von Ihrer Freygebigkeit gegen mich, und will insbesondere wissen, daß Sie mich mit Gelde unter-

ſtützt und mir damit ein Präſent gemacht haben. Ich weiß gewiß, daß Ew. Durchlaucht nichts dergleichen ausſprengen: denn wie ſollte ein ſo großer weiſer Prinz eine unanſtändige Erzählung dieſer Art machen können! Allein, wie auch die Sache herauskam: ſo muß ich doch den Umgang mit Hochdenſelben fliehen, bis ich im Stande ſeyn werde, die für mich ausgelegte Summe Ihnen zurück zu geben. Ich habe die Ehre u. ſ. w.

Ronſard.

Der Prinz, welcher vollkommen überzeugt war, nichts von dem Gelde erwähnt zu haben, ließ ſeinen Wagen anſpannen, und fuhr zu Ronſarden, wo er den Chevalier Gebrian zugleich antraf. Er entſchuldigte ſich aufs beſte, und bath die Herren beynahe aufs demüthigſte, ja das Geſpräch nicht auf ſeine Rechnung zu ſchreiben. Die Herren ſchwuren hoch und theuer, daß ſie gar nicht glaubten, daß ſeine Durchlaucht das Geringſte davon geſagt hätten: es müßte vielleicht durch einen Bedienten geſchehen ſeyn. Uebrigens wollten Sie den vorigen Umgang fortſetzen, indeß blos unter der Bedingung, daß der Prinz das Geld wieder

annähme. Da sich dieser aber durchaus weigerte: so ging man zwar diesen Punkt über, hielt aber eine weitläuftige Dissertation über die Nothwendigkeit, erwiesene Wohlthaten zu verschweigen, und der Prinz schwur ihnen bey seiner fürstlichen Ehre, daß er niemals gewohnt sey, sich seiner Wohlthaten zu rühmen, und daß er gewiß lieber alles sagen, als Freunde von der Art nennen wollte.

Nun ließen sich die Herren keinen Kummer weiter anwandeln: sie gaben gerne zu, daß der Prinz sie bey jeder Gelegenheit frey hielt, Pferde, Wagen, Essen und Trinken für sie bezahlte, oft mit ihnen spielte und immer an sie verlohr, und ihnen von Zeit zu Zeit kleinere und größere Geschenke machte. Der Chevalier Ronsard kam am Besten dabey weg: denn er war ein armer Schlucker, welcher für sich keine Figur spielen konnte, aber nun durch des deutschen Prinzen Freygebigkeit im Stande war, es allen galanten Herren gleich zu thun.

Gebrian, welcher zwar Geld genug hatte, aber auch, so jung er auch war, doch

ſchon wußte, was Geld für ein edler Hausrath ſey, ließ ſich keine Mühe verdrießen, den Prinzen ſo recht nach Noten zu trillen; und der Prinz, von einem falſchen point d'honneur geleitet, hinderte dieſe Trillereyen ſo wenig, daß er vielmehr ſie ſelbſt veranlaßte.

Damit aber nicht auch andre franzöſiſche Herren den Weg zu des Prinzen Börſe finden und dadurch die Nutzung derſelben für ſie ſchmälern mögten, belagerten die beyden Chevaliers den Prinzen ohne Unterlaß, und ließen ihn keinen Augenblick allein. Einer von ihnen mußte ihn wenigſtens immer begleiten, wohin er auch ging, und nichts durfte von ihm unternommen werden, was ſie nicht vorher ihres Beyfalls gewürdigt hatten. Der Prinz war, ohne es ſelbſt zu wiſſen, der Sklave zweyer franzöſiſchen Wildfänge.

Eilftes Kapitel.

Mamſell Marion.

Gebrian vergaß bey der Zerſtreuung, worin ihn der Umgang mit dem Prinzen ſetzte, doch ſeine Neigung zu Mamſell Marion, der Kuſine des Chevaliers Ronſard, nicht. Er drang in dieſen, ihn mit in das Kloſter, worin das Fräulein ſich aufhielt, zu führen, und dieſer hatte zu viel Verbindlichkeit gegen ſeinen Freund, als daß er ihm den Gefallen hätte abſchlagen ſollen. Sie gingen alſo eines Tages mit einander hin. Ronſard ließ ſich, als einen nahen Verwandten der Fräuleins Marion, anmelden, und gab Gebrian für einen weitläufigen Vetter aus. Die Abbtiſſin des Kloſters war eine ältliche Dame, welche in ihrer Jugend in manche verliebte Händel gefallen war, und aus Verdruß wegen einer fehlgeſchlagenen Verbindung den Schleier genommen hatte. Sie beſaß viel Weltkenntniß; und ihre Elevinnen oder Penſionärinnen hätten keinen beßern Erziehungsort fin-

den können, um mit der Welt bekannt zu werden.

Sie war zwar nicht strenge gegen ihre Untergebenen, jedoch hielt sie ein sorgfältiges Auge auf alles, was sich ihnen näherte: denn sie kannte aus eigner Erfahrung die Gefahr, der ein junges unerfahrnes Mädchen ausgesetzt ist.

Als daher Ronsard und sein Freund Gebrian das Fräulein Marion besuchten, erlaubte sie dies zwar gern; aber sie blieb selbst da, so lange die jungen Herren da waren, und beobachtete alle drey aufs genaueste. Ronsard schien ihr zu seyn, was er seyn wollte, nämlich der nahe Vetter des Fräuleins, der blos aus Vetterschaft gekommen wäre. Aber Gebrian kam ihr vor, wie wenn er etwas mehr wäre, als ein weitläufiger Verwandter, und als gehe er auf mehr aus, als blos seine Base in ihrer Einsamkeit zu sprechen.

Selbst Marion schien ihr gegen den Herrn Vetter nicht ganz gleichgültig zu seyn; und aus dieser Ursache wollte die kluge Frau,

um eine vielleicht hoffnungslose Liebe nicht zu nähren, solche Maaßregeln befolgen, welche die Lage der Dinge zu erheischen schien.

Gebrian ging verliebter aus dem Kloster, als er hineingetreten war; und als er sich mit Ronsard allein befand, fiel er ihm um den Hals, und schwur, daß es ihm von da an unmöglich sey, ohne seine Base zu leben. Ronsard lachte, und versicherte, daß er ihm wohl behülflich seyn wollte; daß aber die Zeit abgewartet werden müsse, bis Fräulein Marion das Kloster verlassen hätte: jetzt sey gar nichts zu machen u. s. w.

Diese Reden waren freilich nicht nach dem Geschmack unsers Helden; aber er mußte sich fügen und schon zufrieden seyn, daß Ronsard ihn nach einigen Tagen wieder mit ins Kloster nahm, und nach einigen Tagen noch einmal.

Den Tag nach diesem dritten Besuch erhielt Ronsard folgenden Brief von der Abbtissin.

Mein Herr,

Als ihre Tante, Fräulein Marions Mutter, ihre Tochter in unser Haus und unter meine Aufsicht brachte, übertrug sie mir alle mütterlichen Rechte, und legte mir die Pflicht auf, ganz so für sie zu sorgen, als wäre sie mein eignes Kind. Ich würde meine Schuldigkeit schlecht thun, wenn ich weiter zugäbe, daß Sie in Gesellschaft des Herrn von Gebrian ihre junge Kusine noch ferner besuchten. Ihr Freund scheint das Mädchen zu lieben, und Marion selbst scheint ihm nicht abgeneigt zu seyn. Ich habe gesucht in ihrem Herzen zu lesen, und müßte mich sehr irren, wenn ihr der Chevalier gleichgültig ist. Ich weiß aber nicht, ob und in wiefern eine Liebe dieser Art mit den Absichten der Eltern unsrer Marion übereinstimmt; aber das weiß ich, daß unser Haus schlechterdings der Ort nicht seyn darf, eine solche Liebe zu unterhalten und ihr Nahrung zu gewähren. Ich bitte Sie daher: besuchen Sie uns recht sparsam und ja nicht mehr in Gesellschaft ihres Freundes! Es sollte mir wirklich leid seyn, wenn ich genöthigt werden sollte, Sie oder Ihren Freund abzuweisen, welches doch geschehen müßte, wenn Herr von Gebrian sich

es einfallen ließe, allein oder auch in Ihrer Gesellschaft hieher zu kommen u. s. w.

Gebrian war eben bey Ronsard und bath ihn, mit ihm nach dem Kloster zu gehen, als der Brief ankam. Ronsard las ihn durch, und gab ihn alsdann in seines Freundes Hände. Als ihn dieser durchgelesen hatte, stampfte er mit dem Fuße, und schwur, daß er trotz der Abbtissin und selbst dem Teufel, seine Geliebte doch sehen, und ihr seine Liebe erklären wolle.

Weißt du was Bruder? sagte der Chevalier: schreib an Marion: ich will gleich Nachmittags den Brief hintragen.

Dieser Vorschlag wurde genehmiget, der Brief geschrieben, und glücklich in die Hände des Fräuleins gespielt. Ronsard stellte sich gegen die Abbtissin außerordentlich demüthig, betheuerte, daß er von der ganzen Sache nicht das Geringste bemerkt habe; daß er vielmehr glaube, die gute Dame irre sich, indem sein Freund Gebrian ihm niemals ein Wort von seiner Neigung gesagt habe; daß folglich die Vorsorge vielleicht nicht so sehr nöthig seyn

mögte. Allein die Abbtiſſin antwortete, daß ſie blos handelte, wie ſie handeln müßte, und alle fernere Zuſammenkünfte des Chevaliers und des Fräuleins verhindern würde u. ſ. w. Ronſard empfahl ſich, und ging.

Der Brief des Chevaliers Gebrian hatte tiefen Eindruck auf das Herz des jungen Fräuleins gemacht. Sie liebte ihn wirklich, und da er ihr nun ſeine Liebe mit den lebhafteſten, obgleich etwas undelikaten Farben ſchilderte: ſo war es ihr nicht möglich, länger zu widerſtehen. Er hatte ihr gemeldet, daß die Abbtiſſin, wer weiß, aus welchen Urſachen verboten hätte, ſie ferner im Kloſter zu beſuchen, und bath um eine Antwort, nebſt der Erklärung: ob er hoffen dürfte, ihr nicht zu mißfallen, wenn er öfter an Sie ſchreiben würde.

Fräulein Marion las Gebrians Brief mehr als zehn Mal, und war dabey ſo unvorſichtig, daß Schweſter Suſette ſie belauſchte, und ihr unter hohem Gelächter den Brief aus der Hand riß und, ſo ſehr ſich Marion widerſetzte, durchlas.

Mein Himmel, sagte Susette, Fräulein, was machen Sie? Wenn die Abbtissin erfährt, daß Sie Briefe von einer Mansperson empfangen: wahrlich Sie wagen viel!

Marion: Liebe Schwester, Sie werden mich doch nicht verrathen?

Susette. Bey Leibe nicht! Was ich weiß, weiß ich allein. Aber wenn es Andre erfahren! Sie sind auch gar zu unvorsichtig.

Marion: Ich will den Brief ins Feuer werfen.

Susette: Und ihn nicht beantworten? Ihr Geliebter bittet doch so sehnlich um eine Antwort.

Marion: Ach, liebe Susette!

Susette: Es wäre grausam, einen jungen, schönen, edlen, reichen Mann seiner Verzweiflung zu überlassen.

Marion: Ach, was soll ich thun?

Suset-

Sufette: Lieben Sie den Chevalier, mein Fräulein?

Marion: Ich weiß es nicht, aber ich fühle, daß er mich gar sehr interessirt.

Sufette: Sie denken stäts an ihn!

Marion: Tag und Nacht.

Sufette: Sie würden es nicht gern sehen, daß er eine Andre liebte!

Marion: Dies würde mein Tod seyn!

Sufette: Sehn Sie, Fräulein, daß Sie den Ritter wirklich lieben? Wollen Sie ihm dies nicht schriftlich melden?

Marion: Wie soll ich dies anfangen?

Sufette: Wenn Sie verschwiegen seyn und sich mir anvertrauen wollen: so verspreche ich Ihnen, Ihre Antwort dem Chevalier einzuhändigen.

Marion versprach alles, schrieb eine Antwort, und händigte sie Susetten heimlich zur Bestellung ein.

Susette hatte das Geschäft, alle Woche zweymal in die Stadt zu gehen, um allerhand einzukaufen, was die Kostgängerinnen nöthig hatten. Sie verrichtete dieses Geschäft schon seit mehrern Jahren, und hatte durch Brieftragen schon Manches verdienet. Die Abbtissin, so aufmerksam sie war, hatte nie etwas bemerkt: denn Schwester Susette war schlau genug, ihre Sachen heimlich zu treiben: und so — war schon manche verliebte Intrigue im Kloster unterhalten worden, welche nicht selten durch einen glücklichen Ausgang gekrönt wurde. Susette hoffte, daß dieses auch jetzt der Fall seyn würde.

In dieser Absicht ging sie den folgenden Tag etwas eher, als gewöhnlich, aus und gerade nach der Wohnung des Chevaliers, dem sie den Brief einhändigte, und ein Goldstück zum Geschenk erhielt.

Gebrian sprang vor Freuden auf, als er den Brief des Fräuleins gelesen hatte. Das

unerfahrne Mädchen hatte ihm ihr ganzes Herz entdeckt, und ihren Kummer über seine Abwesenheit und über die Vorschrift der Abbtissin, das Kloster zu meiden, nur zu deutlich blicken lassen. Er war also ihrer Liebe gewiß, aber sehr verlegen über die Mittel, den geliebten Gegenstand zu sehen. Er äußerte diese Verlegenheit gegen die Schwester Susette, und Susette vergrößerte noch die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, versagte ihm aber doch auch nicht alle Hoffnung, zu seinem Zweck zu gelangen. Ich werde Sie wieder besuchen, Herr Chevalier, sagte sie, und inzwischen auf Mittel denken, Sie mit Ihrer Geliebten zusammen zu bringen. Der Chevalier drückte der Schwester Susette noch ein Goldstück in die Hand und entließ sie mit der ernstlichsten Bitte, für seine Liebe gut zu sorgen. Susette versprachs und eilte davon.

Gebrian sagte von dem ganzen Vorfall seinem Freund Ronsard kein Wort: denn ob er gleich sehr wohl wußte, daß dieser es in andern Stücken so genau nicht nahm: so war ihm doch sein eifersüchtiges

Bestreben, die Ehre seiner Familie zu erhalten, zu wohlbekannt, als daß er hätte hoffen dürfen: Ronsard würde eine geheime Zusammenkunft eines Mannes, und wäre er ein Prinz, mit seiner Base, zulassen. Er klagte also blos im Allgemeinen über die Härte seines Schicksals, und über den Eigensinn der Abbtissin.

Ronsard tröstete ihn aber immer, und schloß jedes Mal, daß wenn Zeit käme, auch Rath kommmen würde; daß Gebrian alles hoffen könnte: er wäre ja ein reicher, edler Mann, dem die Frau von Terial ihre Tochter gewiß nicht versagen würde, sobald sie das Kloster verlassen hätte: Er sollte sich nur indessen um eine Versorgung umsehen, um eine Frau standesmäßig ernähren zu können u. s. w. Gebrian hörte diese Trostgründe an, konnte sich aber dabey nicht beruhigen: denn ihn verlangte nach etwas mehr, als nach jenem Rath, den nur die Zeit herbeyführen kann.

Zwölftes Kapitel.

Gebrian handelt, wie ein Mensch ohne Erziehung und ohne Grundsätze gewöhnlich handelt.

Der Prinz hatte unter andern vornehmen Eigenschaften auch die, daß er ein großer Mädchenjäger war. Dieser Neigung hatte er schon in Deutschland stark gefröhnet, aber in Paris fand er Gelegenheit, sie vollkommen zu befriedigen. Weil er Geld genug hatte, und reichlich es hingab: so fand er niemals Widerstand. Nicht nur die Nymphen aus den Werkstätten der feilen Wollust, die Prinzessinnen vom Theater, die Putzhändlerinnen, Barbiermädchen und die auf ihre eigne Hand lebenden Kammermädchen und Gesellschaftsmamsellen, sondern auch Frauenzimmer von Stande, ledige und verheirathete, waren gegen einen ausländischen Stern-Herrn, welcher allemal eine volle Börse führte und kein Geld schonte, nichts weniger als spröde.

Da Gebrian und Ronsard den Prinzen fast stäts umgeben hielten: so wußten sie

nicht nur um alle seine menus plaisirs, sondern sie nahmen selbst oft Theil daran, und suchten ihm auch in diesem Stück alle Arten von Vergnügen auszumitteln.

Gebrian bestand außerdem noch gar manches Ebentheuer für sich, und wurde mit der Zeit als ein großer Wollüstling bekannt, worüber sich aber keine Seele in der äußerst sittenlosen Stadt aufhielt; ja, sein Ansehen stieg um so höher, um so mehr seine Ausschweifungen bekannt wurden, selbst bey dem Frauenzimmer, welches sich um die Wette bemühte, ihn in ihr Netz zu ziehen.

Der Verfasser kann hier nicht umhin, eine Bemerkung anzuführen, die er und Andre sehr oft schon gemacht haben, daß ein Libertin, welcher Weiber-Tugend und Männer-Keuschheit für nichts achtet, bey einer gewissen Klasse von Frauenzimmern sehr willkommen ist. Er würde dieses Phänomen hier erklären, wenn Erfahrungen dieser Art einer Erklärung bedürften. Sie erklären sich schon von selbst aus der Koketterie eines großen Theils des lieben Frauenzimmers.

Zu Paris lebte damals ein Gelehrter, welcher Vorlesungen über die Philosophie hielt. Er war ehedem Lakay und hernach, weil er eine gute Hand schrieb, Schreiber bey dem berühmten Diderot gewesen, und hatte viele Artikel zur Encyklopädie aus dieses Mannes sehr unleserlicher Handschrift abgeschrieben. Diderot hatte eine sehr artige Bibliothek für seine Hausgenossen aufgestellt; aber darin hatte dieser sonst einsichtige Mann gefehlt, daß er neben die trefflichen Schriften eines Montaigne, Racine, Marmontel, La Bruyere und Anderer das Mädchen von Orleans, das philosophische Lexikon des Voltaire und andre Bücher aufstellte, die zwar an sich viele Schönheiten und manche Wahrheit enthalten, unerfahrne Leute aber zu leichtsinnigen Wüstlingen, zu Verführern der Unschuld, zu Verächtern alles Rechts und aller Tugend, kurz, zu Ungeheuern in der Gesellschaft machen können.

Herr Pailly — so hieß der Gelehrte — las alle diese Schriften, welche so recht nach seinem Geschmack waren: denn wenn er richtige Begriffe von Recht und Unrecht gehabt hätte: „so hätte er nur mit Abscheu auf

seine vorige Lebensart zurückblicken und seine gegenwärtige nicht weniger verdammen müssen. Er fand es also sowohl für seine Ruhe, als für seinen Stolz sehr zuträglich, sich ein eignes libertinisches System der Moral zu bilden, und es nach und nach mit plausibeln Gründen auszuschmücken.

Diderot bemühte sich, den Geschmack und den Styl des Herrn Pailly durch Unterricht und Anweisung zur Lektüre zu verbessern; und da der Schüler eben kein Dummkopf war: so bildete er sich in kurzem zu einem ganz erträglichen Schriftsteller.

Wer gerne tanzt, dem ist gut geigen, sagt man im Sprichwort; und wer gern alles durcheinander ließt, dem gefällt fast jeder Schriftsteller, der so nur schreibt, daß man seine Siebensachen ohne weitere Mühe verstehen kann. Bey dem großen Haufen des Pariser Publikums ist dies — wie bey uns — vorzüglich der Fall: denn von diesem wird — ehedem war es so, und vielleicht ist es noch so — kein Buch für gut gehalten, das nicht eben so jung ist, als der neue Kalender. Und so haben die dortigen Schriftsteller — wie die

Unſrigen — immer vollauf zu thun; und wenn gleich viele ihrer Produkte über allen Glauben elend ſind: ſo werden ſie doch wenigſtens durch ihre Neuheit empfohlen, und ſchon darum von den Leſe-Eſeln verſchlungen, indeß die beſſern Werke der Nation in den Buchläden ruhig liegen und nur den Klugen und Geſchmackvollen — Geiſtesnahrung verſchaffen. Wirklich, wenn man einen Büchervorrath ſonſt ſo anſah, den ein Edelmann oder ein Domherr ehedem von Paris mitbrachte: ſo hätte man glauben ſollen, die Franzoſen ſchrieben nichts, als Unſinn, Zoten und Abgeſchmacktheiten.

Pailly trat, als er ſelbſt anfing, Bücher zu fabriziren, aus den Dienſten des Diderot, miethete ſich, nach Art der Pariſer Autoren, bey einem Buchhändler ein, und machte ſich in kurzer Zeit durch ſeinen Parnaſſe Libertin, den er periodiſch heraus gab, ſo berühmt, daß man ihn in alle witzige Geſellſchaften zog, und daß ihn vornehme Herren und Damen fleißig beſuchten *).

*) Le Parnaſſe Libertin, ou Collection de poeſies libres, 4 tomes in 12, iſt eine Sammlung, die

Zu Paris ist es unter andern auch Mode gewesen, daß die schönen Geister über Gegenstände des Geschmacks, der Geschichte, der Physik, der Moral u. dergl. Vorlesungen hielten, und von der schönen Welt fleißig besucht wurden. Diese Vorlesungen hielten die Herren gewöhnlich in dem Hause einer geistreichen Dame; und je oberflächlicher, imposanter, Machtspruchvoller und kecker der Ton eines solchen Lehrers der Weisheit war, desto mehr Beyfall konnte er sich versprechen.

Da nun Herr Pailly ein großer Meister in diesen Künsten war: so konnte es nicht fehlen, daß er starken Zulauf bekam, als er seine Vorlesungen über die vornehmsten Punkte der Moralphilosophie anfing. Alle schönen Geister von Paris lobten ihn öffentlich, und alle Herren und Damen machten sich eine Ehre daraus, sagen zu können, qu' ils avoient eu l'honneur d'entendre le savant, le profond, le sublime Mr. Pailly.

Gebrian und Ronsard waren nicht die letzten, welche die Lehrstunden dieses gro-

dem Verfasser der Broschüre: Leipzig im Taumel, Ehre gemacht hätte.

sen Philosophen besuchten, und er gefiel ihnen gleich zum ersten Mal so wohl, daß sie ihn dem Prinzen als einen ungeheuren Gelehrten, als einen Reformator der Weisheit, und als den ersten Gelehrten von Paris, also auch als den Matador aller Gelehrten in der ganzen Welt anpriesen.

Der Prinz war begierig, den Tausendkünstler selbst zu hören, und wurde von seinem Vortrag ganz entzückt. Herr Pailly handelte die große Lehre von der menschlichen Glückseligkeit ab, und ging dabey so tiefgelehrt zu Werke, daß mir meine Leser erlauben werden, einige Tiraden aus seinem Diskurs darüber hier mitzutheilen.

„Einige Philosophen, sagte er, haben gesagt, die Tugend, und zwar die allein, mache den Menschen glücklich. Lächerliche Behauptung, welche schon durch die gemeinste Erfahrung widerlegt wird! Stellen Sie sich einen Tugendhaften vor, der ein Mädchen liebt! Er geht Abends vor dem Hause seiner Geliebten vorbey, will ihr gute Nacht wünschen, wird aber abgewiesen. Er erkundigt sich nach der Ursache, und findet, daß

seine Geliebte ihm untreu ist und die Nacht in den Armen eines Wollüstlings verschwendet. Es regnet und schneiet, und es friert ihn, indeß sein Nebenbuhler in schönen Armen am reizendsten Busen schwelgt. Wer ist hier glücklich? Nicht wahr, meine Damen und Herren, der Schwelger; und der Tugendhafte ist im Frost und in der Näße und gequält von Eifersucht, wirklich unglücklich! Ich glaube, nichts kann klärer seyn; also ist es falsch, daß die Tugend allein glücklich macht.„

„Und was ist überhaupt Tugend? Konvenienz und weiter nichts! Bey uns Franzosen giebt es Verbrechen, welche an andern Orten bey andern Völkern für erlaubte Dinge, ja, gar für Tugend gehalten werden.„

„Wenn ja eine wirkliche allgemeine Tugend möglich wäre: so müßte auch ein allgemeines Gesetz der menschlichen Handlungen möglich seyn. Das ist aber nicht: denn alle Weltweisen aller Jahrhunderte, alle Völker aller Zeiten waren hierüber uneins, und jene Zankten und Zanken sich noch un-

aufhörlich über das Moralgeſetz. Kömmt eine neue Philoſophie zum Vorſchein, ſo heißt es: Jetzt erſt habe man den Weg zur Wahrheit gefunden! Die Philoſophie währt aber, wie jede Mode, nur kurze Zeit: ſie verſchwindet und mit ihr der unfehlbare Weg zur Wahrheit. In Spanien *) haben ſie jetzt eine funkelneue Philoſophie, nach welcher kein Menſch tugendhaft war, der vor der Erfindung des moraliſchen Imperativs gelebt hat.„ —

Auf dieſe renommiſtiſch-philoſophiſche Manier demonſtrirte der große Mann ohne Unterlaß, und demonſtrirte alles weg, was doch ſonſt noch für gemeine Wahrheit paſſirt, ob ſich gleich ſelten jemand darnach richtet, ſelbſt die Imperativiſten von jeder Art nicht.

Der Prinz und ſeine beyden Geſellſchafter, Gebrian und Ronſard, bemühten ſich um die Freundſchaft des Gelehrten, er-

*) Nicht doch! Herr Pailly war in der Literatur nicht ſehr bewandert. Was er hier erzählt, iſt in Deutſchland geſchehen.

hielten sie und wurden in kurzer Zeit vollkommene Freygeister. „Ich danke meinem Gott auf den Knieen, schrieb der Prinz in sein Tagebuch, daß er mich endlich die Wahrheit hat sehen lassen, nämlich: daß es weder Gott noch Teufel, weder Engel noch Gespenst, weder Himmel noch Hölle giebt, und daß das Laster von der Tugend nicht um einen Pfifferling verschieden ist!„

Dreyzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Schwester Susette besuchte unsern Helden nach acht Tagen wieder, brachte ihm abermals Antwort auf sein zweytes Schreiben an Fräulein Marion, und eröffnete ihm, daß wenn er über die Mauer des Klostergartens steigen könnte, seine Zusammenkunft mit dem Fräulein keine Schwierigkeit haben würde: das Fräulein sollte alsdann durch der Schwester Susette Vermittelung in den Garten zu ihm kommen.

Die größte Schwierigkeit war aber, wie man in den Garten kommen sollte. Die Mauer war hoch, und dabey war es gar nicht rathsam, auf der Straße eine Leiter anzustellen, weil da immer viel Leute vorbeygingen. Noch gab es einen Hof, der an dem Klostergarten anstieß, und Schwester Susette rieth, der Chevalier mögte sich bemühen, den Weg durch diesen Hof aufzufinden, indem er ohne Zweifel mit leichterer Mühe dort würde über die Mauer kommen können. Er versprach sofort Erkundigung einzuziehen, und Schwester Susette entfernte sich mit dem Versprechen, in einigen Tagen wieder zu kommen.

Gebrian untersuchte die Mauer des Klostergartens und fand wirklich, daß sie in dem Hofe eines Finanzbedienten am leichtesten da zu übersteigen war, wo ein Baum nahe an der Mauer stand, auf den er nur zu klettern hatte, um auf die Zinne zu kommen und sodann hinab zu springen. Der Finanzbediente war ihm bekannt und gleichfalls ein Zuhörer und eifriger Verehrer des Herrn Pailly. Gebrian trug also kein Bedenken, ihn von seinem Vorhaben zu un-

terrichten, und ihn zu bitten, daß er ihm freyen Durchgang durch seinen Hof gestatten wolle.

Von Herzen gern, erwiederte der Finanzbediente; aber Sie müssen sich nur hüten, mit einem andern Herrn, der auch dann und wann herübersteigt, in Kollision zu kommen.

Gebrian: Steigt denn der Herr alle Nacht herüber?

Finanzbed.: Nicht alle Nacht; aber doch einige Mal die Woche. Er meldet sich indeß jedesmal bey mir, wenn er herüber will. Thun Sie das nur auch, und dann will ich schon sorgen, daß keiner den andern hindere.

Gebrian: Bins zufrieden! Aber wissen Sie denn nicht, wer der Herr ist, der auch herübersteigt?

Finanzbed.: Dergleichen spielt man bey den Kapuzinern auf der Orgel! *) Er hat

*) Die Kapucinermönche haben keine Orgel; will also ein Katholik um etwas nicht gefragt seyn: so

hat mir verſprechen müſſen, im Fall, daß er ſollte ertappt werden, ja nicht zu geſtehen, daß ich um ſein Herübersteigen wiſſe; und dies müſſen Sie mir auch verſprechen: denn der Teufel könnte ſein Spiel haben; und Sie wiſſen, wie ſtreng man die beſtraft, welche die Heiligkeit der Frauen-Klöſter antaſten. In dieſem Stück verſteht der Erzbiſchof und das Parlament keinen Spaß. Auch Erzbiſchöfe wollen etwas für ſich haben!

Gebrian verſprach, was man von ihm verlangte, und drückte dem Finanzmann ein Goldſtück in die Hand. Der Finanzmann beſah es, und machte gleichſam, als beſänne er ſich, neue Schwierigkeiten. Gebrian verſtand ihn, und legte noch etwas zu. Alle Schwierigkeiten waren jetzt gehoben; und hätte er ſogleich herüber wollen: man würde es ihm nicht verſagt haben.

Unſer Chevalier erwartete nun mit Sehnſucht die Schweſter Suſette, welche auch gleich den folgenden Tag kam, einen Zettel

ſo bedient er ſich des angeführten Sprichworts der Katholiken.

von Fräulein Marion brachte, und sich sehr freute, daß der Weg über die Gartenmauer gefunden war. Es wurde unter beyden verabredet, daß der Ritter den folgenden Abend um halb Elfe sich im Kloster-Garten einfinden und dort, durch Susettens Vermittelung, seine Marion in einer Laube treffen sollte. Susette erhielt dieses Mal ein besseres Präsent, als die vorigen Male.

Gebrian verschwieg seinem Freunde Ronsard sorgfältig, daß er Anstalten getroffen habe, seiner Kusine eine nächtliche Visite abzustatten: denn er traute ihm nicht recht, und befürchtete, er mögte ein Unternehmen, das der Ehre seiner Familie nachtheilig werden könnte, unmöglich billigen und sich demselben aus allen Kräften widersetzen. Desto eifriger aber verfolgte er seinen Vorsatz, wozu ihm sein treuer Picard behülflich war. Er kam glücklich zur bestimmten Stunde über die Klostermauer, fand Schwester Susette; und in einer Jesminlaube sank Fräulein Marion in seine Arme.

Wir kennen unsern Chevalier schon, als einen verwöhnten Wollüstling. Er kam zwar

sehr verliebt zu seinem Mädchen; aber in seinem Herzen herrschte nicht jene zärtliche Furchtsamkeit, welche wahren Verliebten gemeinhin eigen ist. Vielmehr war er voll Begierden nach Genuß, welche er auch würde zu befriedigen gesucht haben, wenn Schwester Susettens Gegenwart ihn nicht verhindert hätte. Susette war ehemals auch in seculo *) oder unter Weltmenschen gewesen, hatte folglich aus eigner und fremder Gefahr gelernet, daß man Feuer und Stroh nicht zu einander legen dürfe, oder daß man Verliebte nicht gern allein lasse, weil daraus oft mehr als Skandal entstehen kann. Sie blieb also, und erlaubte weiter nichts, als höchstens ei-

*) Welt oder seculum heißt in der Kloster- oder Asceten-Sprache alles, was außer dem Kloster lebt, oder Nichtklosterleute. Daher heißen Weltpriester, auch seculares. Die Welt steht aber dem Himmel entgegen; folglich sind die Klosterleute schon im Himmel, und sagen wie St. Paulus: unser Wandel ist im Himmel. Christus selbst bekannte: sein Reich sey nicht von dieser Welt. Wie verschieden hier aber Sache und Worte sind, weiß — außer den Klosterleuten — fast jeder.

ne Umarmung beym Empfang und beym Abschied.

Weil ich noch sehr viel von meinem Helden zu erzählen habe, aber auch keinen Folianten machen will: so muß ich abkürzen, wo es angeht, und melde also nur, daß der nächtliche Besuch auf diese Art einige Monate ganz ungestöhrt wiederholt wurde.

In dieser Zeit ward die schüchterne, unerfahrne Marion merklich heller, ihre Begierden erwachten, und gern wäre sie mit ihrem Liebhaber davon gelaufen, wenn es möglich oder in dem Plan des Rittes gewesen wäre.

Weil ihr die Zeit äußerst lange ward, während er abwesend war, und sie jetzt am Stricken, Sticken und Nähen, an der Musik und Mahlerey, so wie am Chorsingen, Beten und Lesen des Thomas von Kempen oder des heiligen Jahres, welches 366 Meditationen enthält, keinen Geschmack mehr fand: so bath sie ihren Liebhaber um einige hübsche Bücher; und dieser verschaffte ihr die Poelies de Grécourt, die Aventures du chev.

de Faubles, das Vie privée de Marie Antoinette, das eben damals zu Wien herausgekommen war, nebst den Contes de Boccace, die man auch in Deutschland so herrlich nachgeahmt hat, und insbesondere mit dem Traité sur la vie heureuse. Fräulein Marion las diese Bücher mit aller nur möglichen Aufmerksamkeit, und lernte alles daraus, was ein junges rasches Frauenzimmer, das im Kloster erzogen und dadurch nur lüsterner wird, aus der Art Schriften lernen kann. Gewiß würde sie einmal einen Versuch über das Glück des Lebens mit ihrem Liebhaber angestellt haben, wenn Schwester Susette ihr gestattet hätte, mit ihm allein zu seyn.

Gebrian war an diese Zusammenkünfte, deren eigentlichen Zweck er doch noch nicht erreicht hatte, so sehr gewöhnt, daß er, so oft es nur anging, den Klostergarten besuchte. Aber oft wurde er abgewiesen, weil ihm der Finanzbediente berichtete, daß schon ein Anderer vor ihm denselben Weg gegangen sey.

Dadurch ward endlich sogar seine Eifersucht rege. Wer weiß, dachte er, vielleicht versagt man dir die letzte Gunst des Fräuleins, um

sie einen Andern genießen zu lassen. Das Ding muß ich näher untersuchen. — Er schrieb nämlich die immer mehr abnehmende Schüchternheit des Fräuleins und ihr zuletzt freyes Wesen auf Rechnung einer nähern Bekanntschaft mit den Geheimnissen der Liebe, die jemand anders sie lehren müßte, da doch diese Veränderungen an dem Charakter der Marion blos er seinem eignen jovialischen Wesen und seinen schönen Büchern zu danken hatte.

In der Absicht, das Ding auszuspähen, stieg er eines Abends, obgleich man ihm gesagt hatte, es sey schon jemand im Garten, über die Mauer, und ging gerade auf die ihm so wohl bekannte Laube zu. Beym Schimmer des Mondes erblickte er Susetten seitwärts, und in der Laube selbst einen fremden Herrn, und ein Mädchen auf dessen Schooße. Er stutzte gewaltig, merkte aber bald an dem Lispeln, da es nicht seine Marion war.

Schon wollte er sich heimlich zurückziehen, aber er fiel, und machte dadurch ein Geräusche. Als er wieder auf den Beinen

war, ſtand der Prinz mit bloßem Degen vor ihm. Was wollen Sie hier? fragte er ziemlich laut.

Pſt! keinen Lärmen! liſpelte Schweſter Suſette.

Morgen früh bitte ich um Erklärung, fuhr der Prinz nicht gar zu leiſe fort; jetzt aber retiriren Sie ſich, Chevalier, oder ich erkläre mich auf der Stelle.

Der Chevalier hatte keine Luſt, die augenblickliche Erklärung abzuwarten, und machte, daß er fortkam.

Vierzehntes Kapitel.

Angelica a Medor la prima roſa
Coglier laſciò non ancor tocca inante.
Arioſto.

Der Prinz wartete den folgenden Morgen nicht, bis Gebrian zu ihm kam, vielmehr ließ er ihn ſchon früh wecken und zu ſich ru-

sen. Gebrian ging, und erklärte aufrichtig, wie alles zusammenhieng.

Das ist lustig, sagte der Prinz: Mir ist es auch gegangen wie Ihnen. Ich verkleidete mich neulich blos aus Kuriosität in ein Frauenzimmer, und ging mit einer Theater-Nymphe, die sich für eine Verwandte einer Nonne ausgab, zu den Bernardinerinnen. Ohne Schwierigkeit ließ man uns herein und zeigte uns alles, was sehenswerth da war. Aber untern andern sah ich eine junge Nonne, die mir besser gefiel, als alle Pariser Schönen, welche ich bisher gekannt hatte. Ich ward mislaunisch, und sprach auf dem Wege nach Hause kein Wort mit meiner Theaterprinzeß am Arme. Diese errieth mein Geheimniß, und versprach, mir zu helfen.

Schwester Susette kam einige Tage nachher zu mir, mit der Nachricht: Mamsell Albay — die Aktrise — schicke sie, weil ich ihr etwas zu sagen hätte. Ich glaubte, der Schwester kein Geheimniß von meiner Neigung zu der schönen Nonne machen zu dürfen, und offenbarte ihr mein

ganzes Herz. Schweſter Suſette ließ ſichs endlich gefallen, gegen ein Geſchenk von zwanzig Ducaten meinen Bitten nachzugeben und einen Brief an die ſchöne Nonne mitzunehmen. Ich erhielt bald Antwort von Clärchen — ſo hieß die ſchöne Nonne — und Schweſter Suſette war ſo artig, mir gegen ein ander Präſent den Weg anzugeben, den ſie Ihnen gewieſen hat. Meine übrige Geſchichte iſt durchaus die Ihrige.

Der Prinz und Gebrian lachten noch lange über ihr Ebentheuer; als ſie aber alles ganz genau durchgingen, fanden ſie es äußerſt unbequem, daß Schweſter Suſette ihnen jedesmal im Wege war, wenn ſie ſich bey ihren Mädchen einfanden.

Es iſt dumm, ſagte der Prinz, daß man ſo am Feuer ſitzen muß, ohne ſich wärmen zu dürfen!

Gebrian: So geht mirs auch, gnädigſter Herr! Suſette giebt Acht, wie ein Drache auf ſeinen Schatz.

Prinz: Sollte man da kein Mittel finden können, den Drachen zu hintergehen?

Gebrian: Warum denn nicht, Monseigneur! Ich wüßte schon gleich eins: in Zukunft gehen wir zusammen.

Prinz: Was wird das helfen?

Gebrian: Sehr viel! Jeder von uns hat sein Liebchen, und geht mit ihm auf die Seite: der Drache kann doch nicht überall seyn!

Prinz: Ein gescheider Einfall, ma foi! Diesen Abend wollen wir ihn realisiren.

Abends begab sich der Prinz und der Chevalier in den Klostergarten. Susette erschrack, als sie miteinander kamen; doch ein Präsent von Bedeutung brachte sie wieder zu guter Laune. Sie ließ sichs gefallen, die Nonne und das Fräulein herbey zu rufen. Jeder nahm die Seine, ging Arm in Arm einige Mal in der Allee auf und ab, und setzte sich hernach hin in verschiedenen Lauben.

Susette ging aus der einen Laube in die andre; doch da, nach der Abrede, erst Gebrian, hernach der Prinz sie lange mit Gesprächen hinhielt: so war sie lange abwesend genug, um beyde Herrn in den Stand zu setzen, von ihren ohnehin äußerst gefälligen Schönen das zu erhalten, wornach sie so lange sich gesehnt, und weswegen sie sich so viele Mühe gegeben hatten.

Der Prinz und sein Gefährte blieben diese Nacht länger, als gewöhnlich, und schieden erst gegen Tag, als ihnen Schwester Susette rieth, abzugehen, indem der Morgen heranrücke. Heiße Küsse wurden von beyden Seiten jetzt noch gewechselt, so daß selbst der alten Susette ein reges Lüstchen angekommen wäre, wenn die verliebten Pärchen sich nicht getrennt und entfernt hätten.

Einige Mal wurde auf die beschriebene Weise der Gang der Liebes-Ritter wiederholt; aber bald nachher machte ein unerwarteter Zufall der bisherigen Lebensart unsrer Helden ein Ende, und ließ sie eine neue Laufbahn antreten.

Der regierende Fürst von Avenosien hatte sich durch einen abgedankten französischen Sergeanten, der sich für einen Colonel ausgab, in den Kopf setzen lassen: das französische Militär übertreffe in jeder Rücksicht alle nur möglichen Militäre. Dieses glaubten zwar die erfahrnen französischen Offiziere selbst nicht; aber ein abgedankter Sergeant und ein Fürst im Auslande konnte es allerdings glauben *).

Weil nun der Fürst von Avenosien so vortheilhaft vom französischen Militär dachte: so wollte er durchaus, daß sein Prinz und dereinstiger Nachfolger in der vortrefflichsten aller Kriegsschulen das edle Soldaten-Handwerk lernen sollte. Er schrieb demnach an einen Marschall, und bath ihn, seinen Sohn unterzubringen. Auch schrieb er dem Prinzen, und befahl ihm, eine carriere militaire unter dem französischen Heere anzutreten.

*) Glaubte doch August der Dritte, König von Polen: gute Pasteten könne kein Deutscher, und nur ein französischer Koch zu Stande bringen; und hielt er doch einen Courier, der die Pasteten für ihn von Paris holen mußte!

In Frankreich war man jederzeit sehr geneigt, deutsche Prinzen, Grafen und Edelleute zu Soldaten aufzunehmen. Einmal hatte man den ziemlich wahren Grundsatz, daß der Deutsche aus blinder Folgsamkeit ein guter Soldat sey, wie man schon längst aus Beyspielen gelernt hatte; und dann verzehrten die deutschen Herren viel Geld, und endlich foderte die französische Afterpolitik, sich im Auslande auf diese Weise um Freunde und Anhänger zu bewerben. Es war also kein Wunder, daß dem Fürsten von Avenosien die willfährigste Antwort und seinem Prinzen eine Compagnie unter einem französischen Husaren-Regiment zu Theil wurde.

Der Prinz war freilich etwas betroffen, als seines Vaters Befehl ankam. Seine Nonne lag ihm gar zu nahe noch am Herzen, und die Trennung von ihr hielt er für unerträglich. Indeß er kannte seinen Vater, und wußte, daß man sich seinem Willen nicht ungestraft widersetzen durfte. So schwer es ihm denn auch ankam, entschloß er sich doch, den Ruf der Ehre den Schmeicheleyen der Liebe vorzuziehen. Zugleich aber faßte er den Entschluß, seine beyden Freunde, den Gebrian

und Ronsard, mit zu nehmen, und ihnen Stellen bey dem Husaren-Regiment auszuwirken.

Er sprach mit jedem besonders: denn Gebrian hatte ihn sehr gebeten, sich gegen Ronsard über Fräulein Marion nie auszulassen. Ronsard erklärte gerade heraus: er sey ein armer Teufel, und könne als Freywilliger bey dem Regiment nicht bestehen; aber gemeiner Soldat möge er nicht werden; und Offizier zu werden habe er keine Hoffnung. Der Prinz versprach ihm monatlich 90 Livres, nebst allen Kosten zu seiner Einrichtung: und Ronsard schlug ein.

Gebrian war unter eben der Bedingung auch bald bereit dazu. Denn ob gleich der Prinz sehr oft für ihn bezahlte, und er selbst ein hübsches Geld von seinen Eltern zu verzehren hatte: so war doch seine Lebensart und seine verliebten Händel so beschaffen, daß er eine ziemliche Anzahl Schulden auf der Rechnung hatte. Die Manichäer *) verfolg-

*) Im burlesken Französischen heißen die Gläubiger les noirs; die Schwarzen, wie sie im burlesken Deutsch Manichäer heißen.

ten ihn demnach ohne Unterlaß; und es ist ausgemacht, daß einem ein Ort, und sollte es selbst ein Paradies seyn, durch nichts mehr zuwider wird, als durch die Manichäer, besonders, wenn sie so recht, wie ein gewisser Hallischer Winkel-Advokat und ein gewisser Herr Schuster ausgelernte Meister im Manichäern sind.

Seine Marion hieng ihm auch nicht mehr stark am Herzen. Er hatte ihrer genossen bis zur Sätigung; und die Wollüstlinge pflegen allemal zu erkalten, wenn sie ihre Begierden gestillt haben.

Der Prinz und Gebrian besuchten das Kloster noch einige Mal, sagten aber absichtlich nichts von ihrer Abreise; und nachdem sie die Schwester Susette noch zu guter Letzte reichlich abgelohnt hatten, gingen sie, der Prinz und Ronsard öffentlich, Gebrian aber, weger seiner Gläubiger, heimlich aus Paris zu dem Regiment, dessen Staab oder Etat major damals in Lyon stand.

Funfzehntes Kapitel.

Le Mariage forcé.

Der Obrist des Husaren-Regiments war selten da, wo er hätte sollen seyn. Er lag entweder in Paris, oder auf seinen Gütern, und überließ die Sorge für das Regiment einem Rittmeister, der zwar viele militärische Kenntnisse hatte, dabey aber geizig war, und aus Geiz Manches durchließ, was dem Regimente schadete. So kaufte er z. B. schlechten Hafer, schlechtes Heu und schlechtes Stroh für die Pferde ein; damit aber die Husaren sich nicht beschweren mögten, ließ er ihnen alle Freyheit, bestrafte keinen Exceß und sagte den Offizieren, die in ihrem Dienst nachlässig waren, auf der Parade kein Wort. Das ganze Regiment lobte den Rittmeister; und die Wenigen, welche einsichtig genug waren, Tadel an ihm zu finden, wurden durch das allgemeine Gelobe überstimmet. Und so hörte der Oberste nie etwas Böses von seinem Rittmeister; und der Inspekteur konnte ihm bey der Revue nichts als Lobsprüche beylegen.

Der

Der Prinz von Avenoſien wurde mit aller nur erſinnlichen Ehre vom Rittmeiſter aufgenommen: denn dieſer wußte ſchon, daß der Prinz Geld hatte und es nicht achtete. Aber wegen der beyden andern, des Ritters von Gebrian und Ronſard, machte der Geizhals Schwierigkeiten: es ſeyen ſchon, ſagte er, zu viele Volontärs da; auch ſey es gegen die Regel, jemanden als ſolchen ohne den Willen des Obriſten und des Inſpekteurs anzunehmen. Als aber der Prinz ſich anbot, die Inſtallirungsgelder herzugeben: da auch gab der Rittmeiſter nach, und Ronſard ſowohl als Gebrian wurden Volontärs und kamen zu der Eskadron des Prinzen.

Da aber weder der Prinz, noch die beyden Ritter die geringſte Kenntniß vom Soldatenleben hatten und noch weniger die Kriegsübungen der Huſaren kannten: ſo mußte jener ſeine Dienſte, als Rittmeiſter, von einem Leutenant verſehen laſſen, dieſe aber hatten gar nichts zu thun, und verbrachten ihre Tage mit Müſſiggehen.

Die Offiziere des Regiments waren meiſtens junge Wüſtlinge, welche alles trieben,

was leute ihrer Art nur können, die außer ihrem Dienst weiter keine Beschäftigung haben. Spielen, Trinken, Renommiren, Fluchen, Schulden machen und die Gesellschaft feiler Mädchen suchen, war ihre Hauptbeschäftigung *).

*) Man wundert sich oft, warum mancher Offizier so liederlich seyn und öfters Dinge unternehmen könne, die seinem Stande zur Schande gereichen. Aber man hat Unrecht. Der Offizier hat gemeinhin eine Erziehung gehabt, die blos auf das bischen Soldatendienst abzielt; sein Geist bleibt ungebildet, und keine einzige seiner Empfindungen ist ins rechte Gleis geführt worden. Der Dienst beschäftiget ihn nicht genug, wenn er in seiner ersten Jugend, vielleicht schon im zwölften oder vierzehnten Jahre, zum Regiment kömmt. Niemand bekümmert sich um den Junker, wenn er, nur gut und reinlich angezogen, auf die Parade geht, den Spontor ordentlich trägt und regelmäßig Tritt hält. Nun ist's gut! Die wirklichen Offiziere sehen den Junker, wie sie sich ausdrücken, nicht für voll an, verachten ihn wohl gar, und machen sich bey jeder Gelegenheit über ihn lustig. Der Junker muß daher, um doch Etwas zu thun zu haben, sich an den Umgang der gemeinen Soldaten halten, bey welchem

Unter andern Offizieren war auch ein gewisser Leutenant van Terial bey diesem Regimente und wurde für den besten Schläger weit und breit angesehen. Rebrian hörte dessen Namen nennen: er fiel ihm auf; er zog Erkundigung ein, und vernahm zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß eben dieser Terial der Bruder seiner Marion sey. Er hütete sich wohl, den Leutenant merken zu lassen, daß er seine Schwester gekannt habe; und dieser vermuthete auch davon nichts.

welchen er auch im Quartier liegt. Diese Leute sind aber größtentheils ganz rohe, ungebildete Menschen: Fluchen und Zotenreißen ist ihr Gespräch, und Schlafen, Tobackrauchen, Spielen, Saufen und Huren ihr gewöhnliches Thun. Ist es nun wunder, wenn der Junker in den Grund hinein verdorben wird? Endlich wird er Offizier: gelernt hat er nichts; Vernünftig und mit Nutzen lesen und sich anständig beschäftigen kann er nicht. Was soll er nun vornehmen? Natürlich muß er ein Wüstling bleiben, wie er war, und von Tag zu Tag es nur noch ärger werden. — Man frage die Erfahrung; und man schätzt den guten Offizier um so höher, je mehr man der schlechten antrifft.

Da aber Terial ein armer Teufel war: so suchte er, wie mehr andre Offiziere, die Bekanntschaft des Prinzen, erhielt sie und ward auf die Art mit dem Ritter von Gebrian auch bekannt.

Doch diese Bekanntschaft dauerte nicht lange. Eines Morgens früh kam Terial zu Gebrian, und fragte ganz freundlich: ob er wohl Lust habe, mit ihm einen kleinen Ritt nach Domnay, einem Dorfe ohngefähr zwey Stunden von Lyon, zu machen? Gebrian fragte, was da zu thun wäre, und Terial sagte ihm ganz unbefangen, er habe einen kleinen Streit gehabt, den er ausmachen müsse: Gebrian sollte ihm als Sekundant beystehen.

Gebrian war es zufrieden, und beyde ritten nach Domnay. In der Schenke stiegen sie ab, gingen in die Gaststube; und da sie ganz leer war, fragte Gebrian: wo sind oder wo ist denn dein Gegner, Bruder? Er wird schon kommen, erwiederte Terial mit kaltem Blute: Wir wollen indeß ein Glas Wein trinken. Sie setzten sich, tranken und verplauderten die Zeit. Endlich kam ein Wa-

gen an, woraus zwey Frauenzimmer ſtiegen, die einen Schleyer vor dem Geſichte hatten. Ein ältlicher Mann begleitete ſie in die Wirthsſtube.

Es iſt doch eine lumpige Sache mit dem Schleyer, ſagte Gebrian: Er bedeckt die Geſichter, und ich mögte vor mein Leben gern da den Dingerchen ins Geſicht ſehen.

Sie legen ihn vielleicht noch ab, erwiederte der Leutenant.

Wo kommen Sie her? Meine Damen, fragte der Leutenant, und wendete ſich an das Frauenzimmer, das ihm zunächſt ſaß.

Von Paris, antwortete die Eine mit bebender Stimme.

Gebrian ward bey dem Ton der Stimme leichenblaß.

Terial merkte das und fragte: Was fehlt dir, Bruder?

Gebrian: Mir? (ziehend) Nichts — gar nichts!

Terial: Vielleicht kannſt du die Luft hier im Zimmer nicht vertragen. Wollen wir ins Friſche?

Gebrian (froh): O ja, komm! (Er ſteht auf.)

Terial (nimmt ihn beym Arm): Nur noch einen Augenblick Geduld! (Er nimmt dem einen Frauenzimmer den Schleyer vom Geſichte): Kennſt du dieſe hier?

Gebrian (thut einen Schrey des Erſchreckens.)

Terial: Kennſt du dieſe hier? (ſtark) Sprich!

Gebrian: Ich erinnere mich, die Ehre gehabt zu haben. —

Terial: Keine Ausflüchte und keine Komplimente! Dies Frauenzimmer iſt Marion von Terial, meine Schweſter.

Gebrian (verbeugt ſich).

Terial (verächtlich lächelnd): O über den Buben! (zieht den Degen) Du haſt meine Schweſter entehrt, haſt dich nicht geſcheuet, die Mauern eines Kloſters zu entweihen, wo man die Unſchuld in Sicherheit glaubte. Unſre Familie, ſo arm ſie iſt, iſt durch dich Buben beſchimpft; aber ich bin der Rächer: Zieh! (Er geht auf Gebrian los.)

Gebrian: Ach, um Gottes Willen, liebſter Bruder. —

Terial (wüthend): Zieh, oder ich durchbohre dich! (Er ſtößt nach ihm; Gebrian weicht zurück.)

Marion (fällt ihrem Bruder in die Arme): Ach Bruder!

Fr. von Terial (wirft ihren Schleyer ab): Lieber Sohn, willſt du ein Mörder werden? (Sie hält ihm den Arm.)

Terial (wie vorhin): Laßt mich! Der Bube hat die Ehre unſrer unbeſcholtenen Fa-

milie ermordet. Er muß sterben! (will sich los winden.)

Der ältliche Herr: (Herr Lamy, Parlaments-Advokat von Paris): Herr von Terial, im Namen des Königes untersage und verbiete ich ihnen alle Gewaltthätigkeiten. (Er zieht ein Papier hervor.) Hier sehen Sie, ist eine Lettre de Cachet gegen Sie, wenn Sie etwas wider den Chevalier unternehmen, und hier ist eine andere gegen den Chevalier, wenn er nicht erfüllt, was dieses beleidigte Frauenzimmer und deren Mutter von ihm fodern.

Terial: Lassen Sie mich!

Hr. Lamy: Den Degen nur her! (Er nimmt ihm den Degen.)

Terial: Meine Familie —!

Hr. Lamy: Ist beschimpft, das weiß ich; aber die Sache kann ausgeglichen werden. Herr von Gebrian, gestehen Sie, daß Sie dieses Frauenzimmer verführt haben?

Gebrian (langsam): Ich muß bekennen, daß ich einigen Umgang mit ihr gehabt habe.

Lamy: Sie trägt die Folgen dieses Umgangs unter ihrem Herzen. Alles ist uns bekannt. Sie haben das Kloster, worin sich das Fräulein aufhielt, nicht verschont; und verdanken Sie es einigen gutgesinnten und helldenkenden Männern im Parlament und selbst unter den geistlichen Richtern, daß man gegen Sie nicht verfährt, wie man gegen einen Mann sollte, der die Klostermauern nicht ehrte. Aus Rücksicht gegen die Familie von Terial, und gegen die Verdienste des Vaters des Fräuleins, der im Amerikanischen Kriege ein Opfer für die Ehre seines Monarchen wurde, will man gern kein weiteres Aufheben von der Sache machen. Aber alles unter der einzigen Bedingung: daß Sie versprechen, unter priesterlichem Segen dem Fräulein Ihre Hand zu geben, und dieses innerhalb 24 Stunden. Finden Sie sich hierzu bereit?

Gebrian (froh): O von Herzen gern! Göttliche Marion, wie glücklich werde ich! (Er umarmt sie.) Beste Mutter! (Er küßt

der Frau von Terial die Hand.) Und du mein Bruder (zu Terial, den er umarmen will.)

Terial (stößt ihn zurück): Noch kann ich dich nicht umarmen. Mein Blut kocht in allen meinen Adern. Laßt mich! (ab).

Sechzehntes Kapitel.

Hochzeit und Trauer.

Niemand war über den Ausgang dieses Vorfalls froher, als Fräulein Marion und ihre Mutter. Erstere liebte den Wildfang Gebrian noch immer, und gab ihm herzlich gern ihre Hand; Letztere sah die Ehre ihrer Familie gerettet, und ihre Tochter gut an den Mann gebracht: denn sie wußte sehr wohl, daß Gebrians Eltern ein sehr großes Vermögen in Deutschland zusammen geschlagen hatten.

Der Herr Bräutigam war nach einigem Besinnen nicht eben so froh. Er wußte, daß

Fräulein Marion nichts im Vermögen hatte; und daß doch das Geld zu einer glänzenden Lebensart unentbehrlich sey, hatten ihn seine Manichäer zu Paris gelehrt. Indessen ließ er es gut seyn, und mußte schon: denn er fürchtete den Degen seines künftigen Herrn Schwagers.

Der Leutenant Terial konnte immer noch nicht recht einsehen, daß die Ehre seiner Familie, die ihm über alles ging, durch die Heirath hinlänglich hergestellt wäre. Er war einer von jenen Barbaren-Helden, welche der Meynung sind: Ehre werde am sichersten durch den Degen gerettet. Also hätte er dem Herrn Gebrian lieber den Degen durch die Brust bohren als ihm seine Schwester geben mögen.

Herr Lamy war bey der Sache ziemlich gleichgültig. Sein Vorschlag war durchgegangen, und seine Diäten waren gesichert. Was wollte ein Advokat weiter! Gesetzt aber, sein Vorschlag wäre nicht durchgegangen: so hatte er geheime Verhaftsbefehle; und so lange ein Advokat die in der Tasche hat, hat

er gute reine Praxis und seine Diäten sind gesichert.

Mit diesen verschiedenen Gesinnungen setzten sich Frau und Fräulein von Terial, nebst Herrn Lamy, in einen Wagen, die beyden Ritter aber zu Pferde, und begaben sich nach Lyon, wo sie im Hotel de Saxe einkehrten *). Gebrian ließ hier eine Mahlzeit zurichten, und begab sich hiernach zu dem Prinzen, um ihm den vorgefallenen Skandal mitzutheilen.

Der Prinz erschrack nicht wenig. Das kann, hohl mich der Geyer, rief er, auch für mich schlimme Folgen haben! Vielleicht weiß man schon, daß auch ich im Kloster war!

*) Auch zu Lyon hat man ein Hotel de Saxe und ein Hotel de Baviere, wie zu Leipzig — nur mit dem Unterschiede, daß die Franzosen ihren Gasthöfen französische Namen geben, die deutschen Leipziger aber ausländische, deren Aussprache sie obendrein noch gar sehr verhunzen, indem sie das H in Hotel scharf aussprechen, und das de so laut von sich geben wie ein Schaaf sein Blä.

Eben, als sie so miteinander sprachen, erschien Herr Lamy, und überreichte dem Prinzen einen Befehl von des Königs eigner Hand unterschrieben, kraft dessen er binnen drey Monaten seine Stelle aufgeben, und das Königreich verlassen sollte: widrigen Falls würde man gegen ihn verfahren, als gegen einen, der eine Gottesschändung begangen habe.

Der Prinz stand da, wie vom Donner gerührt, aber Lamy lächelte. Fürchten Sie nur nichts, Monseigneur, sagte er; überlassen Sie mir es, Ihre Vertheidigung zu führen, und ich verspreche Ihnen auf ehrliche Advokaten-Treue, Ihren Handel so zu lenken, daß Sie nicht den mindesten Nachtheil haben sollen.

Der Prinz zeigte sein heiteres Wesen wieder, und versprach Herrn Lamy eine große Summe, und zahlte sie auch gleich zur Hälfte voraus.

Quittiren werde ich ohnehin bald, sagte der Prinz. Der Marschall hat mir geschrieben, daß ich binnen einem Jahre Colonel Second werden soll. Und bin ich erst das, so

nehme ich meinen Abschied und gehe nach Hause.

Geh'n Sie doch, wohin Sie wollen, Gnädigster Herr! Ich stehe Ihnen dafür, daß man Sie nicht anfechten wird. Wo kein Kläger ist, ist kein Richter; und ich werde schon Maaßregeln ergreifen, daß kein Kläger wider Sie weiter auftrete.

Hiernach wendete sich Herr Lamy an Gebrian, und erklärte ihm, daß gleich den andern Tag seine Hochzeit seyn müßte. Gebrian machte allerley Ausreden, und endlich kam's heraus, daß er nicht einmal so viel Kasse habe, seiner Braut einen Ring zu kaufen.

Da will ich schon Rath schaffen, sagte der Prinz: ich strecke Ihnen drey tausend Livres vor. So viel kann ich gerade noch entbehren.

Nun hatte Gebrian keinen Ausweg weiter. Wollte er sich nicht schlagen und einstecken lassen: so war kein ander Mittel für

ihn übrig, als sich den Kappzaum der heiligen Ehe über den Kopf werfen zu lassen.

Die Hochzeit also wurde vollzogen. Fast alle Offiziere wurden dazu eingeladen, und alle nahmen so thätig Antheil daran, daß die drey tausend Livres auch richtig bis auf den letzten Heller drauf gingen. Schon gleich den folgenden Tag mußte der Prinz abermals einige hundert Livres vorstrecken.

Da das Fräuleln von Terial, oder die jetzige Frau von Gebrian schon weit in ihrer Schwangerschaft vorgerückt war: so fand die Mama für nöthig, mit ihr weiter fortzureisen, um deren Niederkunft in einer kleinen Stadt, wo sie Verwandte hatte, abzuwarten.

Der Abschied ging der jungen Frau wirklich aufrichtig nahe; aber Gebrian war herzlich froh, daß er ihrer so bald los-ward. Er gehörte zu jener Art von Männern, die sich nie schenirter finden, als in der Gegenwart ihrer Frau. Auch Herr Lamy begab sich wieder nach Paris.

Der Prinz, Gebrian und Ronsard, zu denen sich nun auch der Leutenant von Terial gesellte, versammelten sich fluchs wieder, versöhnten sich, trösteten einander, lachten und spaßten und lebten nach dem Abzug der lästigen Gäste wiederum gute Tage, bis endlich ganz unvermuthet der alte Marki von Gebrian auftrat, und dem Prinzen die tragisch-komische Nachricht brachte: daß sein Herr Vater, der weiland Durchlauchtigste Fürst und Herr, Franz Adolph, Fürst von Avenosien u. s. w. u. s. w. das Zeitliche gesegnet habe, und daß Se. Durchlaucht, der Herr Prinz, nunmehr regierender Fürst und Herr von Avenosien sey.

Der Prinz wußte nicht, was er sagen, und ob er trauern oder sich freuen sollte. Doch um die Mode des Trauerns nicht ganz zu versäumen, kleidete er sich und seine Dienerschaft in Trauer, machte auch auf der Stelle den Marki von Gebrian zu seinem ersten Kammerherrn, und schickte ihn in dieser Eigenschaft nach Paris, um dem König den Todesfall seines Vaters und sein Avenement zu melden, und zugleich um den Abschied für ihn anzuhalten.

Der

Der Ritter von Gebrian bat den Prinzen oder den nunmehrigen Fürsten von Avenosien um die Erlaubniß, seinen Vater nach Paris begleiten zu dürfen, und der Fürst gestattete dieses gern, selbst in der Absicht, damit die Ambassade desto glänzender werden mögte. Eben darum ertheilte er ihm auch die Stelle eines Oberstallmeisters.

Aber wie kömmt es denn, bester Herr Vater, sagte unterwegs der Chevalier zum Marki, daß Sie nach Frankreich kommen? Sie waren ja in Fürst-Avenosischen Diensten angestellt?

Ich habe Dir, antwortete der Marki, doch schon geschrieben oder vielmehr durch deine Mutter schreiben lassen, daß ich den Finanzdienst zu Sauflingen gegen die Stelle eines fürstlichen Ministers vertauscht habe. Dies ist schon vor mehrern Jahren geschehen. Während meiner Finanzverwaltung habe ich mir so ein Kapitälchen von funfzigtausend Thalern zusammen geschlagen; aber das ist noch nichts gegen das, was ich mir als Minister erspart habe. Der verstorbene Fürst ließ sich von mir und dem Vikomte Morni völlig regie-

ren: Alles ging durch unsre Hände, alle Gelder hatten wir unter unsrer Aufsicht, alle Processe wurden, wenn wir sonst wollten, von uns für blankes Geld entschieden; selbst alle Aemter von Belang wurden von uns vergeben oder vielmehr von uns verkauft, oder doch wenigstens mit unsern Creaturen besetzt. Du kannst denken, mein Sohn, daß ich, da ich so ungebundne Hände hatte, mein Schäfchen ins Trockne trieb, und dadurch jetzt der Besitzer von einer Million bin. So lange der alte Fürst noch lebte, war gar nichts für mich und für den Vikomte zu besorgen. Das Volk brummte zwar und fluchte in seinem barbarischen Deutsch alle Donnerwetter über die Franzosen. Aber was kümmerten wir uns um die deutschen Gänseköpfe, die nur Sklaven ihrer Fürsten sind! Ueberhaupt scheint der Deutsche so recht dazu gemacht zu seyn, alles über sich ergehen zu lassen, und vor den Mächtigen und Hohen zu kriechen und alle Nationen zu ehren und zu respektiren, nur seine eigne und sich nicht. Der Fürst war uns einmal gewogen, und damit war es gut, so sehr auch die Leute murrten und fluchten. Aber nun ist der Fürst gestorben, und ich bin blos nach Frankreich gekommen, um mich bey dessen Nachfolger in

Gunſt zu ſetzen. Kann ich dies: ſo ſind wir geborgen; kann ich es nicht —

Liebſter Vater, wenn die Gunſt des neuen Fürſten Sie völlig zu beruhigen im Stande iſt: dann verſpreche ich Ihnen, Sie ſollen nichts zu befürchten haben. Der Prinz iſt, wie er gerade für uns ſich ſchickt: er glaubt alles, was man ihm ſagt, und ich bin ſein Intimer.

Gut, mein Sohn! Aber ich will doch für meine Sicherheit ſorgen; und dazu habe ich 600,000 Livres in Wechſeln und in Golde mitgebracht: die will ich anlegen und mir eine Herrſchaft kaufen. Mein übriges Geld will ich ſchon ſo nach und nach nach Frankreich ſchaffen. Sollte dann ja ein Sturz geſchehen: ſo bin ich ſicher; und zudem ſollſt wenigſtens Du, mein Sohn, dereinſt eine große Figur in Frankreich ſpielen, die Deines Reichthums und Deiner Geburt würdig iſt. Es wäre wahrlich eine Schande, wenn unſre Familie in dem barbariſchen Deutſchland bleiben müßte!

Der Chevalier gab ſeinem Vater Beyfall, und beyde kamen glücklich in Paris an.

Siebzehntes Kapitel.

Das Markisat.

Wer zu jener Zeit in Paris ankam, und eine Rolle spielen wollte, mußte sich gleich beym Eintritt zeigen, oder es machen, wie die, welche bey uns aufgerufen werden, und nicht erscheinen, das heißt, — hernach schweigen. Das wußte der Marki von Gebrian, als gewesener Pariser Domestike, recht gut, wie denn in diesem Stück die Domestiken gewöhnlich klüger sind als ihre Herren.

Es wurde folglich schon zwey Stunden von dieser Hauptstadt ein Kurier angenommen, der die hohe Ankunft des Herrn Gesandten des nunmehr Durchlauchtigsten Fürsten von Avenosien, in Diensten Seiner Majestät *) und Rittmeisters bey dem sehr berühm-

*) Der Dünkel der Franzosen, die sich in Deutschland aufhalten, war von jeher so groß, daß noch 1719 ein emigrirter Hugenotte zweifelte: ob man dem König von Dänemark auch das Beywort Großmächtigster geben könne. Ludwig XIV., ihr Verfolger (!!) wäre allein dieser Ehre werth, meynte er.

ten Regiment von Esterhasy — so schrieb man diesen Namen ehemals Französisch — angekommen wäre. Der Wirth im Hotel de Bourgogne, wo alle fremde hohe Herrschaften abzusteigen pflegten, rief alsobald seinen treuen Hausknecht Pierrot, und sprach, wie folget:

Freund Pierrot, seit zwanzig Jahren sind wir Freunde: Du hast mir manchen Gast zugewiesen und gemacht, daß mein Gasthof berühmt und angesehen worden ist. Heute kehrt ein Herr bey mir ein, dessen Beutel gespickt ist mit Gold, wie der Thuilerien-Platz mit Mamsellen. Diesen Herrn suche zu meinem Freund zu machen: Du verstehst mich!

Pierrot verstand den Gasthalter, und erwartete äußerst begierig den Gesandten des Herrn Fürsten von Avenosien. Er kam endlich, wurde empfangen wie in großen Städten jeder große — reiche Herr pflegt empfangen zu werden, und man führte ihn in die besten Zimmer. Pierrot, der Ermahnung seines Principals eingedenk, machte sich ein Geschäft auf dem Zimmer des fremden großen Herrn, aber wie erstaunte er, als er in der

Person des Herrn Ambassadeurs seinen ehemaligen Spießgesellen Gebrian erkannte.

Bist du's, Bruder, oder bist du's nicht? rief er, und sprang ihm um den Hals.

Marki: Freund, was will Er? Ich glaube, er raset!

Pierrot: Raset? Bruder stelle dich, wie du willst: deine Sprache verräthet dich: Du bist Gebrian! (Er umarmt ihn von neuem.)

Marki (sich losreißend): Herr, halt' Er, oder, Gott strafe mich, ich lasse Wache holen!

Pierrot: Ich allenfalls auch: Wollen wir's drauf ankommen lassen? (Er will gehen.)

Marki: Pierrot, ich besinne mich —

Pierrot: Nun?

Marki: Daß wir noch alte gute Freunde sind! Ich kann mir doch noch, wie sonst, alles Guten zu dir und zu deiner Verschwiegenheit versehen?

Pierrot: Du kennſt mich, Gebrian, noch von Alters her! Aber daß du mich nicht beſſer kennſt, das ärgert mich. Ich bin kein Schurke, der ſeinen Freund verrathen könnte! — Aber alles ſey vergeben und vergeſſen!

Marki: Hier iſt meine Hand, Bruder!

Pierrot: Und hier die meine! — Aber in aller Herren Namen, was willſt du in Paris? Glaube mir, wenn du erkannt wirſt: ſo mache dich nur bereit, auf dem Greve-Platz das letzte Mal zu beichten: Verſtehſt du's? —

Marki: Ich? Als Ambaſſadeur? —

Pierrot: O über den Dumpfkopf! Als Ambaſſadeur wird man dich freilich nicht hängen, aber doch als ehemaligen Betrüger! Erinnere dich an den Oberſten! —

Marki: Sollte man mich denn hier noch kennen?

Pierrot: Allerdings: erkannte ich dich doch gleich!

Indem trat der junge Gebrian, unser Held, ins Zimmer, und sah, daß sein Herr Vater, der Marki, mit einem Domestiken des Gasthofes — den er an der grünen Schürtze erkannte — im Wortwechsel begriffen war. Bursche, rief er, was fällt ihm ein, daß er sich untersteht, mit meinem Vater, dem Herrn Marki, zu disputiren?

Pierrot: Herr Chevalier, der da, ist der Ihr Vater? —

Chevalier: Natürlich! Und nun rathe ich ihm, habe er Respect!

Pierrot: Nun, bey meiner Seele, das ist schnurrig!

Marki: Haltet Kinder! Sieh, Sohn, dieser da ist ein verunglückter Edelmann, aus Auvergne; nimm also Rücksicht auf sein Unglück! *). Dann siehst du in der Person die-

*) Unter allen Gemeinsprüchen wird keiner in der Theorie und in der Praxis mehr misbraucht, als

ſes Herrn den Bruder deiner Mutter, den Herrn Marki von Crocu.

Chevalier: Alſo einen Onkel?

Pierrot (lacht): Ja, ja, mein Neffe!

Hierauf kam es zur Erklärung. Pierrot wollte durchaus nicht zugeben, daß er ein Marki ſey; aber den Namen Crocú nahm er an, indem er ihn immer, wie er ſagte, als Zunamen geführt hätte, ob man ihn gleich im Gaſthofe blos Pierrot nannte. Endlich ließ auch der alte Marki nach, und unterrichtete ſeinen Sohn von ſeinem wahren Herkommen. Der junge Mann machte jetzt freilich groſſe Augen, der Vater aber ſchlug alle ſeine Grillen dadurch nieder, daß er ihm ſagte: er ſey ja Herr von einer Million!

Million? rief Pierrot, oder wie er von nun an heißen ſoll, Herr Marki von Crocú, eine Million hätteſt du, Schwager?

als der Satz der Stoiker: res ſacra miſer eſt; und doch darf man dem Misbrauch nicht ſteuern, ohne die Menſchheit zu beleidigen.

Marki: Wohl noch mehr! Willst du nur herſehen? (Er zeigte ihm ſein Geld im Koffer, und ſeine Banknoten.)

Crocû: So viel haſt du, und dienſt einem deutſchen Fürſten?

Marki: Muß ich nicht?

Crocû: Mit ſo vielem Geld in den Dienſten eines Barbaren!

Marki: Du haſt Recht Bruder; aber ich mußte ins Ausland. War es alſo nicht beſſer, ich diente einem fremden Fürſten, und bereicherte mich, als daß ich, wie Bettler, unſtät und flüchtig herumgeirrt wäre?

Crocû: Allerdings! Ein Franzoſe, der den Fremden hofiren miß, muß es blos aus der höchſten Noth thun ſonſt iſt er ein Dummkopf. Unſre Nation iſt doch die Erſte und ein Muſter für alle übrigen! Aber damit wir auf etwas anderes kommen Sag': Was gedenkſt du mit deinem Gelde anzufangen?

Marki: Ich mögte mir einige Grundstücke kaufen, wenn das nur angeht.

Crocû: Warum denn nicht? Aber, potz Blitz, wenn man dich erkännte!

Marki: Ein verdammter Umstand!

Crocû: Schadet nichts: ich weiß ein Mittel. — Kannst du oder willst du 10000 Livres dran wenden?

Marki: Nun ja — und dann?

Crocû: Und dann soll alles schon werden. Laß du mich sorgen!

Crocû sorgte wirklich. Er begab sich gleich den folgenden Tag nach Versailles, sprach daselbst mit einem Minister, hatte Audienz bey dem Düc von Lamball, und kam einige Tage hernach mit einem königlichen Schreiben nach Paris zurück, kraft dessen der Herr Marki van Gebrian wegen eines vor 30 Jahren begangenen gesetzwidrigen Verstoßes nicht mehr sollte angesehen werden dürfen, indem seine Majestät für dieses Mal, und

zwar aus Achtung gegen den Herrn Fürsten von Avenosien, eine Ausnahme vom Gesetz zu machen allergnädigst geruhet hätten.

Nun zeigte sich der Marki öffentlich, erschien in allen Gesellschaften zu Paris, und als er dem Könige vorgestellt wurde, willfahrte ihm dieser mit dem Abschiede für den Prinzen von Avenosien nicht nur gern, sondern er belehnte ihn auch noch mit einem Markisate, welches zwar nur 200,000 livres werth war, doch aber mit 300,000 bezahlt werden mußte.

Damit meine Leser dieses verstehen, will ich ihnen sagen, daß es ehemals in Frankreich, besonders unter dem Düc Regent, dem Könige Ludwig XV und XVI Mode war, Güter dem Könige Lehnsweise zu übertragen. In Frankreich nämlich waren alle freye Güter königliche Lehne. War nun der Besitzer, ein Düc, Comte, Ritter, Edelmann u. s. w. so tief verschuldet, daß er sich nicht mehr retten konnte: so übertrug er seine Herrschaft dem Könige als Afterlehn. Der König war dann der Oberlehnsherr und der Unterlehnsmann zugleich.

Diesen übertragenen Lehnen gab man alsdann einen höhern Rang und machte aus einer einfachen Herrschaft eine Baronie, ein Markisat, eine Grafschaft, ein Fürstenthum u. s. w.; und bot sie hernach aus an den Meistbiethenden. Wer nun Geld hatte, seine Rangsucht zu befriedigen, konnte wirklicher Comte, Marki u. s. f. werden, er mogte übrigens von Adel seyn oder nicht. Im letzten Fall mußte er nur beweisen und beschwören können, daß seine Vorfahren — Gott weiß wann! — adelich gewesen wären. Ersteres bewiesen die Benedictiner für Geld; und das letztere erlaubte die Moral der Jesuiten, Vorgänger der nachherigen Jakobiner.

Doch genug hiervon! Gebrian kaufte sich ein Markisat, und hieß und war nun wirklicher Marki.

Achtzehntes Kapitel.

Einige Bubenſtreiche.

Ritter Gebrian hatte lange Anſtand genommen, ſeinem Vater ſeine Verbindung mit dem Fräulein von Terial zu offenbaren. Aber dieſes gute Frauenzimmer kam während der Zeit, daß ſich unſer Held mit ſeinem Vater in Paris befand, in die Wochen, und die Mutter ſchickte einen eignen Boten von Blois, wo ſie ſich aufhielten, nach Paris an den Chevalier, deſſen Aufenthalt ſie erfahren hatte. Der Brief fiel dem alten Marki in die Hände, und er erfuhr daraus mit Erſtaunen, daß er ſchon eine Schwiegertochter habe. Schnell nahm er ſeinen Sohn vor, der auch nothgedrungen alles bekannte.

Der alte Marki ſchüttelte über die Begebenheit einigemal den Kopf: doch verzieh er ſeinem Sohn und zwar deswegen, weil das Fräulein aus einem uralten edlen Geſchlechte war.

Crocû hatte zwar zu allen Anschlägen des Marki von Gebrian die Hände geboten, sich aber weiter nichts ausbedungen, als eine Summe Geldes. Er war wirklich der Bruder von Gebrians, des Aeltern, Frau, und hatte ehemals bey dem Duc d'Aunoy als Bedienter gedient. Er war aus Auvergne, aber kein Edelmann, und nachdem er reichlich von seinem Schwager belohnt worden war, miethete er eine Schenke in der Straße Sankt Honore, und bath seinen Schwager und Neffen, nicht mehr zu thun, als kennten sie ihn.

Einige Herren erinnerten sich zwar noch, den Marki von Gebrian ehedem als Kammerdiener gekannt zu haben: allein seine jetzige Lage, der Fuß, auf welchen er lebte, und das Verhältniß der Familie, womit sein Sohn verbunden war, hießen sie schweigen und machten, daß sie sich selbst überredeten, in der Person zu irren.

Nachdem der Marki sein Geschäft, wegen des Fürsten von Avenosien, glücklich geendiget hatte, kehrte er nach Lyon zurück, und stattete Bericht von seiner Sendung ab.

Der Fürst war außerordentlich gnädig, das heißt zu deutsch, außerordentlich schwach und nachgebend, und vergaß seine Würde und Amt so sehr, daß er den Marki bath, ihn doch zu belehren, wie er in Zukuuft am besten regieren könnte.

Ihre Durchlaucht wissen, sagte der Marki, daß der Ruhm und das Glück eines Fürsten von dem Respekt der Unterthanen abhängt. Je mehr die Unterthanen ihren Herrn fürchten, desto mehr ehren sie ihn, desto mehr Ruhm hat er. Ein Fürst aber, der seinen Unterthanen immer unter den Augen ist, wird von ihnen nicht gehörig gefürchtet, folglich auch nicht gehörig geehrt: denn er ist ihnen zu sehr zur Gewohnheit und daher zu alltäglich geworden.

Nehmen Sie doch ein Beyspiel an ihrem Herrn Vetter, dem Fürsten von Nassau-Weilburg! Der spricht lieber mit einem Bauer, als mit einem Grafen: er soll sogar einem Holzhacker Feuer auf die Pfeife gegeben haben. Nehmen Sie weiter ihren Herrn Vetter, den Markgrafen von Baden,

den, der zu Fuße geht und in der Dorfschenke mit den Bauern über ökonomische Gegenstände spricht. Er soll den Ackerbau sogar verstehen, und wissen, wie gepflügt werden muß! O mon dieu!

Diese Herren, mit allem Respekt gesprochen, haben auch nicht Eine ächt-fürstliche Ader an sich. Ihre Unterthanen fürchten sich so wenig vor ihnen, daß sie sich nicht scheuen, in ihren Alletagskleidern vor sie zu treten und ihnen einen guten Morgen zu bieten. Sind aber diese Herren glücklich? Nein, sie arbeiten in ihrem Cabinette, als müßten sie ihr Brodt damit verdienen; und in ihrer Wirthschaft geht es so ökonomisch zu, als müßten sie jeden Pfennig zu Rathe halten. Der Markgraf und der Fürst zu Weilburg hat keinen Heller Schulden, wohl aber, wie ein Zinsjude, Geld bey den Bauern stehen, wovon sie ihnen noch was schenken, wenn der Bauer nicht alles wieder bezahlen kann. Der Markgraf hat sogar bekannt machen lassen, daß er jedem Bauer, der vier Kinder habe, Geld ohne Zinsen leihen wolle. Schöne Anstalten, ma foi! — So müssen es Ihre Durchlaucht nicht

machen! Je entfernter Sie von Ihren Unterthanen seyn werden, desto mehr Ehrfurcht werden diese für Höchstdieselben hegen. Entfernung von den Unterthanen ist also die erste Regel, die Ihre Durchlaucht zu beobachten haben.

Fürst: Schön, vortrefflich! Ich werde also auf Reisen gehn!

Marki: Allerdings! Fremde Länder muß ein großer Herr durchaus besehen, also Ihre Durchlaucht auch. Aber Ihr Land muß indessen doch auch versorgt werden.

Fürst: Ich werde meinem Großkanzler —

Marki (einfallend): Halten Sie's zur höchsten Gnade, Monseigneur! Ihr Großkanzler ist zwar ein gelehrter und rechtschaffner Mann, aber —

Fürst: Nicht wahr: etwas steif? —

Marki: Ja wohl, ja wohl! Die Unterthanen werden ihn nicht respektiren.

Fürſt: Herr Marki, darf ich Sie um die Gefälligkeit bitten, meine Länder zu regieren, bis ich von meinen Reiſen zurückkomme?

Marki: Ihre Durchlaucht legen mir ein Geſchäft auf, welches ich kaum tragen kann; doch um Ihr Vertrauen in Unterthänigkeit zu erkennen — ja!

Der Fürſt und der Marki reiſeten nach Paris; letzterer empfahl ſeinen Sohn dem Fürſten, als Reiſegefährten und Geſchäftsmacher, borgte ihm eine beträchtliche Summe Geld, ließ ſich aber eine Order geben, das Geld in Avenoſien wieder zu ziehen, und ging ab, um die Regentſchaft in dieſem nun über allen Glauben unglücklichen Lande anzutreten.

Wir müſſen noch einige Monate hier bleiben, ſagte der Fürſt zum Chevalier: ich muß doch zeigen, daß ich regierender Herr bin.

Das iſt natürlich, erwiederte der Chevalier: wo kann auch ein deutſcher Fürſt

beſſer zeigen, daß er Regent iſt, als in Paris!

Von nun an ging es recht fürſtlich zu. Alle große Herren von Frankreich wurden des Fürſten Freunde, und alle Friſörs, Schweizer und Kammermädchen rühmten und prieſen die übergroße Großmuth des Fürſten von Avenoſien.

Der Ritter nahm einen Friſör als Sekretär ſeiner Durchlaucht an; und dieſer mußte alle Briefe, die an denſelben einliefen, empfangen, leſen und beantworten. Es liefen aber auch ſehr viele Vorſtellungen, Bittſchriften, Klagen und Nachrichten aus dem Fürſtenthum ein; und für dieſe hatte der Sekretär die Weiſung, ſie dem Vulkan zu opfern, und im Namen des Fürſten hinaus wiſſen zu laſſen: daß er dergleichen Anſchreiben in Zukunft gar nicht mehr geſtatten wolle, und daß jeder, der noch einmal ſchreiben würde, eingeſperrt werden und ſo lange ſitzen ſolle, bis er eidlich verſichere, daß er den Durchlauchtigſten Herrn fernerhin nicht mehr mit Suppliken und Zurechtweiſungen behelligen wolle.

Der Fürſt hatte indeſſen ſeine Neigung zu der ſchönen Nonne noch nicht verwunden, und ließ ſich nach ihr erkundigen. Aber alle Nachrichten, die man einzog, gingen dahin, daß man nicht erfahren könne, wohin ſie gekommen ſey: die Abbtiſſin habe ſie entfernt, und wolle durchaus nicht ſagen, wohin.

Da aber der verwöhnte Herr nicht ohne weiblichen Umgang ſeyn konnte, ſo nahm er ein Räthermädchen als Mätreſſe an und verſprach ihr, ſie mit auf Reiſen zu nehmen. Auch unſer Ritter that ein gleiches: und ſo gingen die Herren, nachdem ſie in Paris und Verſailles eine große Figur geſpielt hatten, nach England.

Achtzehntes Kapitel.

Der Erfolg iſt der Narren Lehrer.

In England gefiel es dem Fürſten bey weitem nicht ſo, wie in Frankreich. Die Engländer ſchienen ſich um ihn gar nicht zu bekümmern:

keiner kam ihm zuvor, keiner bewarb sich um seine Gunst; und sogar die Leute, denen er schweres Geld zufließen ließ, strichen es ein, ohne Krazfuß oder Beugung.

Eines Tages kam er auf ein Kaffeehaus, wo jemand ein gedrucktes Büchlein in der Hand hatte, und es hernach hinlegte mit den Worten: „Werden denn die Deutschen —— nimmermehr klug?„

Die deutschen Herren? — fragte der Fürst. Mein Herr, ich habe Sie nur halb verstanden!

Engländer: Und doch war ich leicht ganz zu verstehen! Sie, mein Herr, sind wohl niemals in Deutschland gewesen?

Fürst: O ja, ich kenne dieses Land.

Engländer: Nun, so sagen Sie mir: ob die Deutschen — Dummköpfe, oder die Franzosen — Schurken sind? Hier habe ich eine Broschüre gelesen, die in Paris gedruckt ist. Ein gewisser Kaufmann, mit dem ich in Rechnung stehe, hat sie mir zugeschickt und

dabey gemeldet: der Verfaſſer ſey Sekretär eines zu Paris lebenden Fürſten von Avenoſien. Wenn dies iſt, wie ich nicht zweifele: ſo muß der Fürſt ein gräßlicher Dummkopf und deſſen Sekretär ein wahrer Bube ſeyn. Da leſen Sie ſelbſt!

Der Fürſt nahm das Buch, und fand ſich aufs genaueſte, aber mit den allergrellſten Farben geſchildert. Alles war zwar die reine Wahrheit; aber die Ausfälle, welche der Verfaſſer auf die Perſon des Fürſten gemacht hatte, waren ſo bitter, daß der Fürſt in den heftigſten Zorn gerieth, ohne ihn jedoch ausdrücken zu dürfen.

Der Engländer ſah ihn ſcharf an, und fragte: ob er ſich vielleicht für den Fürſten, oder deſſen Verhältniſſe intereſſire?

Ich bin ſelbſt in Avenoſien geweſen, ſagte der Fürſt: da geht es vortrefflich her: das Land wird herrlich regiert! Dies Buch iſt ein Pasquil!

Ein andrer Mann, der in der Nähe ſaß und das Geſpräch mit angehört hatte, fiel

hierauf ein, und sagte: um Vergebung, mein Herr: Ich komme eben aus Deutschland, wo man über die Haushaltung zu Avenosien ein Langes und ein Breites, aber nichts Gutes spricht. Ein gewisser Marki regiert das Land: er heißt Gebrian, und war ehemals Lakay zu Paris, wurde aber wegen Bubenstücke eingesteckt, und rettete sich durch die Flucht vor der Galeerenstrafe.

Fürst: Mein Herr, bedenken Sie —

Der Fremde: Ich habe nichts zu bedenken: ich bin ein Pariser, und zwar der Düc von Aunoy: ich kenne den Marki und habe schon zweymal, und wahrlich aus der besten Absicht, an den Fürsten von Avenosien geschrieben, der jetzt in Dänemark seyn soll. —

Fürst: In Dänemark?

Der Fremde: Wie ich Ihnen sage: ich hab's in der Hamburger Zeitung gelesen! Dort liegt sie noch.

Der Fürst ergriff die Zeitung, und las gleich selbst darin: daß er, der in London war, — welches man in Avenosien auch recht gut wußte, — doch unter einem angenommenen Namen zu Kopenhagen angekommen sey.

Wer doch solche Lügen ausſprengen kann! sagte der Fürst: ich weiß zuverlässig, daß der Fürst in London ist, und nicht in Kopenhagen.

Engländer: Die Leute haben dabey gewiß ihren Vortheil gesucht.

Fürst: Unbegreiflich!

Engländer: So unbegreiflich eben nicht. Die Haushaltung in Avenosien ist so jämmerlich, daß die Unterthanen Klagen über Klagen an ihren Fürsten schicken müssen. Nun macht man ihnen weiß, er sey in Dänemark; dahin adressiren sie ihre Klagen an den Herrn Grafen von Delta. Da ist nun einer, der so heißt, und dieser empfängt die Briefe und macht damit, was er will.

Der Fürst war sehr betroffen, so sehr, daß er sich selbst verrieth. Der Düc sah ihn bedächtlich an und sagte: Sie dauren mich, Monseigneur!

Fürst: Ich bin in einer fatalen Lage!

Düc: Wie alle große Herren, die ihre Würde vergessen, und sich Andern anvertrauen. Reißen Sie sich doch los! Aber vor allen Dingen lassen Sie Ihren Sekretär festsetzen und seine Briefschaften untersuchen. Sie scheinen in London keine Bekannte zu haben; indessen wenn ich Ihnen damit dienen kann, will ich diese Sache besorgen.

Der Fürst dankte dem Düc, und durch des Dücs Bemühung wurde Herr Lavessie, der Sekretär, eingezogen. Bey der Untersuchung seiner Papiere fand man eine Menge Klagen und andre Schriften, die dem Fürsten nie waren vorgelegt worden. Als der Fürst alles gelesen hatte, mußte er sich selbst gestehen, daß sein Land zu Grunde gehen müßte, wenn es noch länger so arg verwaltet werden sollte. Er entschloß sich also, schleunig zurück zu kehren, und die

Haushalter zur gehörigen Verantwortung und Strafe zu ziehen.

Gebrian merkte, daß seines Bleibens bey dem Fürsten nicht länger währen würde, und bath um seinen Abschied. Der Fürst ertheilte ihm denselben, und da — auch bey dem Verhör des Sekretärs — nichts auf ihn heraus kam: gab er ihm noch ein ansehnliches Präsent — nach dem erzfalschen Grundsatz, den der Fürst im Kopf hatte: Fürsten müßten Ausländer nie ohne Geschenke von sich lassen. Der Sekretär kam auch los, weil die englische Obrigkeit dem Fürsten die Bestrafung desselben versagte, und nicht einmal erlauben wollte, daß er ihn gefangen mit nach seinem Lande nähme.

Nun eilte der Fürst, in Begleitung des Ritters Ronsard, den er schriftlich gebeten hatte, zu ihm nach London zu kommen, nach Hause. In seinem Lande und sogar in seiner Hauptstadt kam er ganz incognito an, und stieg ab in einem Gasthofe. Gegen Abend hüllte er sich in seinen Mantel, und ging zum Kanzler, der nicht wußte, ob er seinen Landesherrn, oder dessen Geist vor sich hatte. Von

diesem erfuhr er die abscheulichsten Stückchen, und beyde machten Anstalten, den folgenden Tag den Marki von Gebrian einzustecken und ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Der Fürst wollte selbst Zeuge von der Inhaftirung seyn und allen Untersuchungen selbst beywohnen. Er begab sich daher gleich frühe unter einer starken Bedeckung nach dem Hause des Markis; aber man berichtete ihm, daß er schon frühe ausgefahren sey. Wohin? konnte man nicht angeben, doch würde er, wie man vermuthete, gegen Mittag wiederkommen, indem dann ein groses Essen bestellt sey. Die Frau Markise war ganz unbefangen; und veränderte nicht einmal die Farbe, da sich der Fürst als ihren Landesherrn vorstellte.

Endlich kam der Mittag, und auch der Marki in seinem Wagen, aber schwer verwundet. Er hatte nämlich die Tochter eines Hauptmanns vor einiger Zeit entführt, und diese hatte er den Morgen auf einem seiner Landhäuser, wo er sie festhielt, besuchen wollen; wie er das öfters that. Der Hauptmann erfuhr endlich den Aufenthalt seiner Tochter, und ritt gerade an eben dem Morgen auf das

Landhaus, fand sie, und überhäufte sie mit Vorwürfen, als ein ungerathenes Kind, das das väterliche Haus heimlich verlassen hätte, um sich einem Verführer Preis zu geben.

Indem er ihr so noch schalt, trat der Marki ein, und der Hauptmann gerieth bey dessen Anblick so in Wuth, daß er ihn behandelte, wie er es verdiente. Dieser, hierüber bestürzt, rief Bediente zu Hülfe, um den Hauptmann fortzuschaffen. Aber nun konnte sich der gekränkte Vater nicht mehr halten: er zog den Degen, und zwang den Schänder seiner und seiner Tochter Ehre ein Gleiches zu thun. Gebrian zog auch, beyde fochten, und dieser fiel tief verwundet. Seine Bedienten rafften ihn in den Wagen, und eilten nach der Stadt, um ihn verbinden zu lassen. Der Wundarzt versicherte indeß gleich, daß er noch denselben Tag sterben müßte. Untersuchung anzustellen, war also unmöglich, und der Marki starb, noch ehe der Fürst auch ein Wort mit ihm sprechen konnte.

Auf Veranstaltung des Kanzlers hatte die Frau Markise und deren Leute Hausarrest. Auch war der Hauptmann, der den

Marki tödtlich verwundet hatte, eingezogen worden, erhielt aber schon den folgenden Tag seine Freyheit wieder, weil, wie sich der Fürst ausdrückte, unter solchen Umständen, eine Selbstrache verzeihlich wäre: denn man machte in Avenesien, — wie anderwärts — einen Unterschied zwischen verzeihlichen und unverzeihlichen Verbrechen.

Die Frau Markise kam bald ins Verhör; aber sie benahm sich so gut und unbefangen, daß man kein Vergehen auf sie bringen konnte. Der Fürst ließ sie also frey. Da sich aber aus den Papieren des Markis ergab, daß er sein großes Vermögen durch Spitzbüberey erworben hatte: so fand der Kanzler für billig, dieses zu konfisciren und der Markise nur einen geringen jährlichen Gehalt auszusetzen.

Dies war ein Donnerschlag für die Dame: sie fing an zu lamentiren, lief selbst zum Fürsten, und drohte, seinen Kanzler in der ganzen Welt zu prostituiren, wenn er so finanziös seyn würde, ihr ihr rechtmäßig erworbenes Vermögen, das sie größtentheils aus Frankreich mitgebracht hätte, zu entzie-

hen. Aber der Fürst war taub gegen ihr Drohen. Nun legte sie sich aufs Bitten und Betteln; der Herr war auch gegen Bitten und Betteln taub. Was aber die Drohungen und die Bitten der Markise in acht Tagen nicht bewirken konnten, das bewirkte eine einzige Bitte aus dem Munde ihrer Tochter mit Thränen begleitet und an den Fürsten gerichtet.

Fräulein Lanison war damals in der ersten Blüthe ihrer Jahre, und hatte durch sanften Liebreiz schon manches Herz gerührt. Aber die Frau Mutter wollte sie noch nicht hingeben, weil sie ganz andre Dinge mit ihr im Sinne führte. Da sie nun befürchten mußte, ihr ganzes Vermögen zu verlieren: so schickte sie das Fräulein zu dem Fürsten, der sich eben kleiden ließ. Lanison fiel vor ihm auf die Knie, und bath um die Zurückversicherung von dem Vermögen ihres Vaters. Lanison war sehr schön; und wenn ein schönes Mädchen mit sich offenhebendem Busen um etwas auf den Knieen bittet: so soll es schwer halten, ihre Bitte abzuschlagen. Der Fürst hob sie also auf: Sie sank in seine Arme, und wieder-

holte ihre Bitte: der Fürst fieng an zu seufzen. Lanison bath zum dritten Mal, und der Fürst drückte ihr einen Kuß auf ihre Wangen, und gestattete die Bitte.

Die Markise war außer sich vor Freuden, als ihre Tochter ihr den guten Erfolg ihrer Sendung erzählt hatte. Liebes Kind, sagte sie, du hast alle meine Hoffnungen erfüllt. Der Fürst würde deine Bitte nicht gestattet haben, wenn er dich nicht liebte. Und liebt er dich: so ist unsre ehemalige Herrlichkeit völlig hergestellt.

Lanison: Was kann mir des Fürsten Liebe nützen? — Ich bin ja keine Prinzessin!

Markise: Doch eine Markise, und, als solche, allemal fähig, einen deutschen Fürsten zum Gemahl zu bekommen. Gieb nur Acht!

Die Markise irrte sich nicht ganz: denn der Fürst war wirklich in Fräulein Lanison verliebt und besuchte sie täglich. Zu einer Heirath indeß wollte er sich doch nicht verstehen,

stehen, so sehr auch die Markise alle Mienen darauf spielen ließ. Die fremde Mätresse wurde zwar abgedankt, und Fräulein Lanison hätte deren Stelle gleich einnehmen können; ja, der Fürst ließ ihr dies sogar unter der Hand wissen; — allein die Dame erklärte rund heraus, daß der Besitz ihrer Person nur durch eine gesetzmäßige Verbindung könnte erworben werden. Wie dies zu verstehen war, werden wir bald erfahren.

Der Kanzler war mit dem Betragen des Fürsten gegen die Markise gar nicht zufrieden; und da er vollends merkte, daß so ein Stück von verliebter Intrigue dabey im Spiele war, fürchtete er noch weit mehr. Er suchte dem Uebel vorzubeugen; aber das Mittel, das er dazu wählte, war gar nicht so beschaffen, daß dem Uebel dadurch hätte gesteuert werden können.

Neunzehntes Kapitel.

Nun frage man noch: warum faſt alle Franzoſen gegen den Adel und die Adlichen ſo erbittert böſe ſind!

Der Ritter von Gebrian kehrte nach ſeiner Ernennung von dem Fürſten zurück nach Frankreich, und nachdem er das tragiſche Ende ſeines Vaters vernommen hatte, legte er den Titel Chevalier ab, und nahm den eines Markis an. Er bezog auch ſein Gut, und ließ ſeine Marion zu ſich holen, die bisher bey ihrer Mutter gelebt hatte.

Seine Mutter ſchrieb ihm, daß ſie nach und nach ihr Geld nach Frankreich ſchaffen wollte, weil es ihr in Deutſchland nicht ſicher genug zu ſeyn ſchiene; und der Markis entſchloß ſich, die Güter der Familie ſeiner Frau, die ſehr verſchuldet waren, frey zu machen und an ſich zu ziehen. Er war bey dieſem Geſchäfte glücklich: denn ſein Schwager, der Leutnant, ließ ſichs gefallen, daß er ihm eine Eskadron kaufte, und dafür that er auf alle Güter Verzicht.

Der Marki von Gebrian gehörte unter diesen Umständen durchaus zu den reichen Herren im Königreich. Den Winter über lebte er in Paris, und den Sommer brachte er auf seinen Gütern zu, wo er die Bauern eben so behandelte, wie der französische Adel ehemals diesen Stand hat behandelt.

Ich würde etwas sehr überflüssiges thun, wenn ich ausführlich erzählen wollte, wie Gebrian mit seinen Bauern umging: denn man müßte in der neuern Geschichte von Frankreich sehr unbewandert seyn, wenn man das barbarische Verfahren und die lächerliche Aufführung der Edelleute gegen ihre Untergebene nicht kennen sollte; und wenn ich dann sage, daß der Marki von Gebrian alle seine Nachbarn an ärgerlichem Betragen weit übertraf: so könnte es wohl genug seyn. Doch will ich eins und's andere anführen, woraus deutlich erhellen soll, daß die französischen Edelleute eben so rühmliche Bauernschinder waren, als die Edelleute in Polen und in Rußland.

Wenn der Marki ausfuhr, so mußte vorher ein Bauer mit einer Klapper durchs Dorf

laufen und klappern, zum Zeichen, daß alle Bauern, alle Weiber, alle Jungen und alle Mädchen sich an die Thüre ihres Hauses stellen und dem gnädigen Herrn einen Gruß machen mußten *).

Lag der gnädige Herr des Sommers schlaflos im Bette, und machten die Frösche einen Ruhestöhrenden Lärmen: so mußten die Bauern, die der winzige Despot den ganzen Tag in seinen Diensten herumgeneckt hatte, auch noch die ganze Nacht hindurch an den Sumpf treten, und durch Platschern das Froschgeschrey hemmen.

Wenn der gnädige Herr sich manches Mal im Winter auf seinen Gütern befand,

*) Ich versichere meinen Lesern, daß alle hier erzählten Unarten von den französischen Edelleuten ehemals vor der Revolution sind ausgeübt worden. Nicht Einen, sondern Tausende von Zeugen, nicht aus Einer Provinz sondern aus mehrern kann ich anführen, die es bestätigen. Auch berufe ich mich auf das Zeugniß derer, die während der Revolution sich in Frankreich aufgehalten haben, als Gefangene oder als Deserteurs, wie der Verfasser.

und Schlitten fahren wollte, der gebahnte Weg aber nicht hinlänglich mit Schnee bedeckt war: so mußten die geplagten Leute den Schnee von weitem herholen, und auf diese Art eine Schlittenbahn zu Stande bringen. Ein deutscher Schriftsteller, welcher die mannigfaltigen Bedrückungen der nicht adlichen Franzosen ziemlich gut beschrieben hat, aber nicht alle Benennungen dieser Neckereyen kannte, wußte auch nicht, was das droit du cours (Schlittenbahnenrecht) bedeute.

Die Geistlichkeit der Oerter, welche der Markt aus Gottes Ungnade regierte, waren dem Herrn sehr ergeben, und ermahnten die armen Unterthanen unaufhörlich an den Spruch des heiligen Paulus, daß jederman unterthan seyn müsse der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat *). Diesen Spruch, der wirklich eine, vorzüglich für jene Zeit, worin

*) Und doch — wie bestraft man jezt die Leute in Rom und Neapel, welche der französischen Obrigkeit gehorchten, als diese über sie Gewalt hatte! Selbst in Frankreich — wer handelte mehr gegen diesen Spruch, als die liebe Geistlichkeit!

Sankt Paulus lebte, als er an die Christen zu Rom unter sogenannten heidnischen Kaisern schrieb, ihre große Wahrheit enthielt, erklärten die Bauchpfaffen zum Besten ihres gnädigen Herrn; und die blindgläubigen Leute glaubten auch, der Herr Markt von Gebrian sey Herr Markt, weil ihn der liebe Gott dazu gemacht habe, und ließen sich schinden und behandeln wie das liebe Vieh.

Der Markt war gegen die Geistlichen dafür auch sehr dankbar: denn wenn ein Bauer einen Frevel im Zehnten beging, oder das Kindtaufengeld, Traugeld und Lichtergeld nicht prompt bezahlte: so stand die Exekution den Augenblick zu Diensten. Einer von den Geistlichen in jener Gegend, ein rechtes Ebenbild von einem gewissen weltlich-gelehrten Herrn, pflegte bey jeder Gelegenheit die Worte eines alten Rechtsgelehrten zu erläutern, die also lauten: rustica gens, pessima ridens, optima flens, das heißt: das Bauervolk taugt den Teufel nicht, wenn es lacht oder es ihm wohl geht; man kann es aber um den Finger wikkeln, wenn es weint, oder knapp gehalten wird.

War aber der Marki, nach dieser Erläuterung, gegen seine Unterthanen ein Tyrann, so waren seine Beamte gegen selbige wahre Teufel.

Der Justitiarius, den er von Paris mitgenommen hatte, seines Handwerks ein Fechtmeister, verliebte sich gleich anfangs seiner Bedienung in die Frau eines Tagelöhners. Er entdeckte ihr seine Neigung, so wie ein Edelmännischer Justitiarius sie einer Weibsperson entdeckt, deren Mann er für einen Sklaven hält; aber die Frau war entweder aus Liebe gegen ihren Mann, oder, welches wahrscheinlicher ist, aus Abscheu gegen die Orang-Utangs-Nase des Ehrenmanns nicht geneigt, den Antrag anzunehmen. Der Herr Justitiarius stellte also heimlich der Frau nach, und diese offenbarte ihrem Mann dessen Absicht. Der Mann ärgerte sich, wie unerfahrne Männer pflegen zu thun, die noch nicht gelernt haben, wie wahr Juvenalis gesagt hat:

Antiquum et vetus est, alienum, Posthume, lectum
Concutere, atque sacri genium contemnere fulcri,

und schwur, den Nachsteller seine schwere Hand empfinden zu lassen. Als dieser nun einstens, da er den Mann abwesend glaubte, der Frau seine Aufwartung gar zu handgreiflich machen will, springt er hervor, und schärft ihm das sechste Gebot so eingreifend ein, daß der Justiz-Herr vor eingebläuter Aufmerksamkeit das Zuhausegehen beynahe vergessen wäre.

Der Justitiarius, um sich nicht undankbar finden zu lassen, bestellte bald darauf zwey Zeugen, die vorgeben mußten: der Bauer habe in einem Gehölze des Prinzen von Conty einen Rehbock geschossen. Der Prinz meldete die Sache an den König, und der Bauer kam auf die Galeere, wo er gewiß noch schmachten würde, wenn die Revolution ihn nicht befreyet hätte *).

Wer von den Bauern Pferde hatte, mußte sie allemal, wenn der gnädige Herr fahren wollte, als Vorspann hergeben. Der Justi-

*) Hat sich gerade, wie hier erzählt ist, zugetragen zu Iean de Losne oder Belle Defense, fünf Stunden von Dijon. Die That ist geschehen 1787, und der Bauer lebte noch im Jahr 1794, als der Verfasser in dortiger Gegend war.

tiarius, welcher sich in diesem Stück des Rechts seines Gnädigen anmaßte, ließ sich einst auch vorspannen, übertrieb aber das Vieh so fürstlich-arg, daß das eine Pferd stürzte, und das andre nicht mehr von der Stelle konnte. Auf dem nächsten Dorfe war er also gezwungen, Pferde für Geld zu nehmen. Als er wieder nach Hause kam, fällt er selbst das Urtheil, welches auch der Gnädige allergnädigst bestätigte, daß der Bauer pro primo keinen Ersatz für seine zwey gefallne Pferde haben sollte; pro secundo: weil wegen des Falls der Pferde der Herr Justitiarius in Unkosten gekommen wäre, daß er diese zu erstatten habe, und pro tertio zu einer Strafe von funfzig Livres zu kondemniren sey. Es geschah alles, wie es der Herr befohlen hatte *).

Ein Erzvagabunde, welcher ehemals sein Wesen auch zu Paris getrieben hatte, und daselbst mit dem Justizmann bekannt geworden war, kam von ohngefähr auf die Güter des Markis, und sah da seinen alten Spieß-

*) Ist geschehen zu Brumat bey Strasburg und in jener Gegend allgemein bekannt.

gesellen. Dieser nahm ihn auf, und übertrug ihm das Amt, statt seiner den Leuten das Recht zu sprechen. Von dieser Zeit an bekümmerte sich der saubere Herr Justizamtmann nicht mehr um sein Amt, machte Lustparthieen, und ließ den Ebentheurer schalten und walten ganz nach Belieben *).

*) Geschehen zu Ettenheim, einer dem Herrn Cardinal von Rohan, cy - devant Bischof zu Strasburg, zuständigen Stadt im Breisgau. Die dabey vorgefallenen himmelschreyenden Ungerechtigkeiten hört man dort noch in jeder Gesellschaft.

Zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Es empört zwar die Menschheit, unmenschliche Thaten und Neckereyen lesen zu müssen. Ich glaube auch herzlich gern, daß Manche meiner guten Leser lieber ein Liebesgeschichtchen mit einem hübschen Ausgang, oder ein Gespensterhistörchen mit einem schauerlichen — hier finden mögten, als diese unangenehme schändliche Plackhistorien der ehemaligen Seigneurs François. Aber dies Büchlein wurde absichtlich geschrieben, um zu beweisen: ‚daß „Edelleute, als Edelleute, nicht Stützen des „Staats sind, sondern ihn geradezu umwer„fen, wenn sie anfangen zu extravagiren, wie „sonst die — in Frankreich.„ Also müssen Sie, meine lieben Leser, schon Geduld haben, oder dieses Buch lieber ungelesen lassen. Ich kann nämlich versichern, daß in der Folge noch lieblichere Dinge dieser Art kommen werden, für deren buchstäbliche Wahrheit (bis auf Namen) ich indessen mit Belegen dienen kann, damit die Herren Recensenten mir nicht

abermals Schmähsucht vorschmeißen. Aber jene Domini in obscuro, wenigstens ihrer Viele, haben außer ihrer Recensenten-Sphäre auch selten andere Sphären beschauet, und strotzen oft selbst vor Schmähsucht, wie — Gassenbuben *).

*) Sachkundige, fleißige, bescheidene und unpartheyische Recensenten verdienen, als Referenten und Oberaufseher über den Gang und den Ertrag der Literatur, alle Achtung; aber, lieber Himmel, ihre Zahl ist nichts weniger als Legion, so stark ihre Horden sonst auch sind! In meinem Carl Magnus steht keine einzige Begebenheit, für deren Wahrheit, wie dies in der Vorrede selbst bemerkt ist, entweder nicht noch lebende und namentlich genannte Zeugen da sind, oder öffentlich darüber verhandelte Schriften von einem Moser, Pütter und Andern eben dieses Gewichtes. Ich hebe jene Begebenheiten aus, ordne sie und trage sie in einem leserlichen Styl vor, um Fürsten und Unterthanen auf die Folgen des Hudelns und Hudelnlassens aufmerksam zu machen — zum Bessermerden für diese wie für jene: und doch nennt man mich darüber schmähsüchtig! Was kann denn ich dafür, daß deutsche Despoten, in Duodez und in Folio, nebst öffentlichen Gerichtshöfen, sich sonst oft so benahmen, daß jeder

Der Justitiarius war wirklich ein eingefleischter Teufel gegen die armen Unterthanen

jeder konsequente Leser den Robespierrismus in Deutschland eher finden mußte, als deutsche Schriftsteller Anlaß fanden, ihn, wie billig, in Frankreich zu verdammen! Ist es denn Schmähsucht, wenn man nach unverwerflichen Zeugen und Belegen, zumal öffentlichen, schlichtweg erzählt: Dieser und Jener benahm sich da oder dort, zu der oder der Zeit, so willkührlich und grausam, daß selbst Kaiser und Reich genöthigt wurden, sich ins Mittel zu schlagen? Das nur that ich, und folgerte nun und dann daraus weiter nichts, als was wesentlich darin enthalten war: und doch nennt man mich deswegen schmähsüchtig! Gut: dann sind auch alle Urtheilsprecher, selbst wenn Allegata und Probata sie lenken, schmähsüchtig! Dies war auch wohl der Grund, warum unser Hof von der Klage der Herren zu Wetzlar gegen mich, keine Notiz nehmen ließ, wie man dies lesen kann im II. B. meines dummen Teufels.

Ein anderer Recensent wollte bemerkt haben, daß in dem eben genannten Roman wahre Begebenheiten noch lebender Personen hier und da zum Grunde lägen, und nahm dies übel, wie auch, daß ich den angeführten Büchern den Ort

und

unsers Markis; dieser selbst aber war vollends ihr Beelzebub.

und das Jahr des Verlags, nebst des Verlegers Namen hinzugefügt hatte. Was nun dies betrifft: dann gnade Gott einem Teufel und Etsch; und für jenes, dächt' ich, wär's denn auch wohl sichtbar, daß ich etwas mehr als Titel copiere.

Daß meinen dummen Teufel ein noch dummerer irgendwo arg in die Lehre nahm, kann nur den befremden, dem meine Annalen der Universität zu Schilda fremd sind. Hätte doch nur das bitterböse Männlein, statt sich, als literärischer Rabulist, an Nebendingen zum Ritter schlagen zu wollen, fein hübsch gezeigt: ob Anlage, Ausführung, Charaktere, Verwickelung und Entwickelung, Tendenz, Styl und dergleichen in dem erwähnten Werkchen etwas taugen oder nicht, und hätte er mich dabey eines Bessern belehrt: wahrlich, ich hätte ihm öffentlich danken wollen; so aber — was kann ich anders, als über den armen Sünder die Achsel zucken!

Ueberhaupt, meine Herren: in meiner Lebensgeschichte stehe ich zu blos, als daß ich auch Lust haben sollte, mich über Sie hinauszu-

Be-

Eine Fasanerie, welche dieser Schändliche für den Hof zu versorgen hatte, lag mitten unter den Gütern der Bauern. Der Forstmeister legte noch außer den Fasanen einige Ketten Rebhüner und eine Menge Kaninchen in eben der Gegend an. Diese Thiere verwüsteten die Saaten der Bauern, und haußten so abscheulich, daß wenigstens auf zwey Stunden in dem Umkreis nichts aufkommen konnte.

Die Bauern kamen zu einer guten Stunde bey dem Justitiarius ein und zeigten ihm augenscheinlich, daß ihr Ruin den Ruin des Märkis nach sich zöge, und daß er eben darum gewiß für gut finden würde, sie arme Leute den Thierchen nicht nachzusetzen. Der Justitiarius fühlte dies, und erlaubte ihnen, die Thiere wegzujagen.

schwingen, und folglich von Ihnen nicht gern Belehrung anzunehmen: aber Mensch — bin ich noch genug, um Ungerechtigkeit und Partheylichkeit zu fühlen, und haben so ganz dumm und fahrlässig auch nicht, Ihnen dies nicht nachzuweisen, oder mit den Despoten unter Ihnen dereinst ein Wort deutsch zu sprechen. — Jetzt wieder zu den Despoten in Frankreich!

Die Bauern verstanden das Wegjagen, wie die Häscher, und glaubten, es sey ihnen erlaubt worden, mit Prügeln drein zu werfen wie die Häscher mit Stangen. Aber auf die Art wurden einige Kaninchen und einige Fasanen todtgeworfen. Der Forstmeister machte aus dieser That ein Majestäts-Verbrechen, und ließ die Bauern einstecken. Ein Rechtsgelehrter aus der Gegend nahm sich zwar der Eingesteckten an, und brachte ihre Sache vor das nächste Parlament; aber der Forstmeister wendete sich an den Oberjägermeister des Königreichs oder an den Grand veneur de France, und dieser, um die Jagdherrlichkeit aufrecht zu erhalten, bewirkte einen Befehl des Königs des Inhalts, daß alle Jagdsachen forthin vor den Grand veneur und nicht mehr vor die ordentlichen Gerichte gehören sollten *)

Von da an gehörte das Landsverweisen und auf die Galeerenstecken beynahe zur Ordnung des Tages. Wer sich unterfing, einen Hasen zu tödten, oder nur ein Kaninchen,

*) Im Jahr 1774 hat man diesen abscheulichen Befehl in ganz Frankreich bekannt machen lassen.

konnte sicher seyn, sechs Jahre lang auf der Galeere schmachten zu müssen. Die Unterjäger, welche gar wohl begriffen, daß ihr Forstmeister ein Bauernfeind war, quälten darum die armen, gedrückten Leute noch ärger. Gerade, wenn die meiste Arbeit einfiel, wenn gebraacht oder gesäet werden sollte, wenn der Weinstock zu schneiden oder auszubrechen war, wenn die Erndte oder die Weinlese alle Hände beschäftigte, wurde Hasentreiben angestellt, und der Landmann mußte seine Arbeit liegen und stehen lassen und mit den gefühllosen unsinnigen Jägern auf der Hasenjagd herumlaufen. Wer murrte, wurde eingesteckt und scharf bestraft.

Die Neckereyen waren hiermit noch nicht zu Ende. Die Frau Beschließerin — Femme de garderobe — stellte im Frühling und im Herbst einige große Wäschen an. Das Leinenzeug oder die sogenannte weiße Wäsche mußte jedesmal einige Tage und Nächte auf Wiesen liegen und gebleicht werden. Dazu wählte man allemal die schönsten Wiesen der Bauern, und das Gras dieser Wiesen wurde durch das viele Hin- und Herlaufen des gangen Hofgesindels, das bey solchen Bleichereyen

sein Fest hatte, ganz und gar zusammengetreten und verdorben.

Der gnädige Herr hatte, wie mehr andere gnädige Herren, den hübschen Grundsatz, daß nur ledige Leute sich zu Bedienten schicken, und daß man der Dienerschaft durchaus nicht erlauben müsse, zu heirathen. Aber die Dienerschaft des Herrn Marki war sehr zahlreich, doch so, daß er immer dreymal mehr Mannspersonen, als Frauenzimmer im Dienste hatte. Das Sittenverderben, welches diese Leute unter den Dorfbewohnern stifteten, übersteigt allen Glauben. Fast keine Frau, fast kein mannbares Mädchen wurde verschont; und selbst der Marki, seiner armen Marion längst überdrüssig, rühmte sich zum öftern, daß er mit allen seinen Unterthanen mittelbar oder unmittelbar verschwägert sey.

Ein Bauer, der die Neckereyen des Markis und dessen Bedienten, drückender als andre gefühlt hatte, ließ sich von einem jungen Geistlichen eine Schrift aufsetzen, worin er das Elend der Unterthanen des Marki vorstellte, und ging damit nach Paris. Ein Kammerdiener des Königs verschaffte für Geld und

gute Worte ihm Gelegenheit, den Regenten selbst anzutreffen und ihm seine Bittschrift zu überreichen. Der König blickte hinein. Das sind wohl Bauernklagen? sagte er. — Ja, gnädigster Herr, war die Antwort des Landmanns. Mit Verachtung und einem hämischen Blick schmiß der König die Schrift hin und fügte hinzu: Seyd ihr denn närrisch, ihr Leute, mich mit solchen Lappereyen anzugehen? Glaubt ihr vielleicht, ich könnte mich um Bauern bekümmern?

Dem Bauer war dies ein Donnerwort, und er entfernte sich untröstlichen Kummers im Herzen. Nach seiner Heimkehr war sein Schritt verrathen; und nun machte ihm, als einem unruhigen Kopf, der Justizmann den Prozeß, führte ihn gegen den Hülflosen aus: und der arme Mann, der kaum drey Livres herbeyschaffen konnte, sollte deren Tausend, als Strafe der Widersetzlichkeit, erlegen. Da ihm dies schlechterdings unmöglich war, nahm man ihm Haus und Hof, und dadurch nöthigte man ihn, sich zu einer Bande Spitzbuben zu gesellen, welche in der dortigen Gegend das Land unsicher machten.

Das tyranniſche Benehmen unſeres Markis würde großes Aufſehn erregt haben, wenn ſein ſkandalöſes Weſen in einem andern Lande, als Frankreich, vorgefallen wäre: denn ſogar in Deutſchland machte die ausſchweifende Wirthſchaft des Rheingrafen Carl Magnus von Grehweiler mächtigen Eindruck: und jedermann ſprach davon. Aber in Frankreich war man dergleichen längſt und allgemein gewohnt; und ſich über adelichen oder pfäffiſchen Unfug beſchweren, hieß damals dort gerade ſoviel, als im December oder Jänner bey uns klagen wollen, daß die Nachtfröſte noch nicht aufhören.

Es iſt überhaupt zu reden, unglaublich, wie eine große Nation, welche mit Recht zu den hellſten und aufgeklärteſten Völkern in Europa gerechnet werden muß, die Plackereyen, die man ihr anthat, ſo erſtaunlich lange ertragen konnte! Der künftige Geſchichtſchreiber, welcher die neuern Begebenheiten der Franzoſen erzählen wird, findet hier Gelegenheit, alle ſeine Philoſophie und ſeine Kenntniß des menſchlichen Herzens im hellſten und ſchönſten Lichte anzubringen. Er wird es äußerſt ſchwer finden, auszumitteln: nicht, daß

die französische Revolution ausbrach, wohl aber, daß sie nicht früher ausbrach. — Wer Frankreich so hat kennen lernen, wie ich, wird mir hierin nicht widersprechen. Jenes Ausmitteln aber ist nur Sache eines philosophischen Kopfes, der mit genauer Kenntniß der Sachen, ohne Partheygeist sammelt, prüft und erzählt: und dazu schicken sich unsre Revolutions-Almanacher und Consorten gerade wie Pitt zum moralischen Imperator oder Genz zum Verfechter der reinen Wahrheit.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Was List nicht vermag, zumal bey Höfen!

Gern schwiege ich von dem Fürsten von Auenosien, wenn derselbe in der Folge dieser Geschichte nicht noch eine sehr beträchtliche Rolle spielen würde. Also kann ich nicht umhin, seine Begebenheiten auch noch vorzutragen.

Der Fürst liebte das Fräulein Lanison wirklich; aber die Etikette befahl ihm, sich ei-

ne Prinzessin aus einem alten deutschen Hause als Gemahlin auszuwählen. Dies geschah und dadurch verlohr die Markise von Gebrian die Hoffnung, mit ihrer Tochter, als regierenden Fürstin, noch zu glänzen. Die Markise gab aber den Plan, das Land durch ihre Tochter zu regieren, noch immer nicht auf. Sie wußte, daß der Chevalier von Ronsard bey dem Fürsten viel galt, und wußte auch, daß Ronsard ihre Tochter liebte. So lange also sie noch hoffen konnte, daß der Fürst ihre Tochter auf seinen Fürstenstuhl erheben würde, wurden die Bemühungen des Ritters um die Hand des Fräulein immer abgewiesen; und Ronsard, der die Beweggründe einsah, ließ es sich auch gefallen. Als aber die neue Fürstin angekommen und dadurch, wie er es dachte, die Hoffnung der Markise ganz abgeschnitten war, fing er seine Bewerbung wieder an, und war glücklicher.

Nachdem er seinen Antrag in vollem Ernst gemacht hatte, sagte ihm die Markise das Fräulein zu, aber unter der ausdrücklichen Bedingung: daß er ihre Tochter, als seine künftige Frau, überall nicht schen-

ren, sondern ihr allen Willen lassen wolle, der einer Dame ihres Standes zukäme. Es ist nichts lächerlicher, sagte sie, als wenn ein Ehemann sich einbildet, seine Frau hofmeistern zu dürfen. Das kann dann nur angehen, wenn der Mann die Frau ernährt, und für ihren Unterhalt sorgen muß. Aber dies ist nicht der Fall mit meiner Tochter: sie kann für sich leben. Wollen Sie also mein Schwiegersohn werden, Herr Chevalier: so versprechen Sie mir, meine Tochter nicht enger einzuschränken, als sie es jetzo ist.

Der Chevalier, welcher Fräulein Lanison so liebte, wie jeder junge Mann jedes hübsche Mädchen liebt, ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und ging zu dem Fürsten, ihm seine nahe Verbindung bekannt zu machen. Der Fürst fühlte nun erst recht, wie sehr theuer Lanison seinem Herzen war. Seine Gemahlin zeigte sich als eine stolze Dame, die mit wenig Schönheit eine unbeschreibliche Herrschsucht verband. Der Fürst liebte sie nicht, und fand in ihrem Betragen so viel Zurückstoßendes, daß er sich immer mehr von ihr entfernte. Jetzt vernahm er, daß Lanison einem Andern zu Theil werden sollte, und sei-

ne Eifersucht erwachte und belehrte ihn, daß er das Fräulein liebte. Schon fing er an, zu bedauren, daß er sich mit dem Fräulein nicht verbunden hatte; aber das war nun zu spät. Ronsard erstaunte, daß seine Nachricht den Fürsten so unfreundlich und zerstöhrt zu machen schien, und daß er ihm weiter nichts antwortete, als: „so, so! Nun, ich gratulire.„ — Er wußte nicht, wie er sich das Benehmen des Fürsten erklären sollte.

Aber die Frau Markise, welcher Ronsard den Vorgang sogleich berichtete, war mit dem Gang der menschlichen Leidenschaften besser bekannt. Gegen ihren künftigen Schwiegersohn ließ sie sich zwar nichts merken, aber mit ihrer Tochter sprach sie deutlicher.

Weißt du, Lanison, sagte sie zu dieser, daß der Fürst dich noch liebt?

Lanison: Es kann seyn, Mama; aber was nützt mir die Liebe des Fürsten?

Markise: Viel! Durch sie kannst du eine glänzende Rolle hier spielen, mein Kind!

Lanison: Wie Sie doch sprechen können, Mama! Freilich, wenn Ronsard eine Rolle spielt —

Markise: Der soll auch eine spielen, aber nur durch dich. Du wirst Ronsards Frau, und die Geliebte des Regenten.

Lanison: Ums Himmels Willen, Mama: soll ich denn mein Versprechen, das ich dem Chevalier am Altare thun werde, brechen und ihm untreu werden?

Markise: Denke doch nicht noch kleinstädtisch! Jedem Frauenzimmer bringt es Ehre, von einem Fürsten geliebt zu werden; denn so was öffnet die Bahn zu dem allerglänzendsten Leben. Der Chevalier wird dein Mann, und zwar in einigen Tagen. Laß mich übrigens nur machen!

Als sie das gesagt hatte, setzte sie sich in ihren Wagen und fuhr zum Fürsten. Sie meldete ihm ganz kurz die nahe Verbindung des Chevaliers mit ihrer Tochter.

Der Fürst erblaßte abermals, und fragte: wie alt denn das Fräulein schon sey?

Markise: Siebzehn Jahre.

Fürst: Das ist noch sehr jung!

Markise: Ich hätte freilich gewünscht, ich hätte mein liebes Kind noch einige Zeit bey mir behalten und über ihre gar zu große Jugend noch wachen können; allein der Umstand, daß Ihre Durchlaucht sie ehedem ihrer Aufmerksamkeit gewürdiget haben, macht Ihre Verheirathung nothwendig. Die Neigung oder die Aufmerksamkeit Ihrer Durchlaucht ist kein Geheimniß geblieben. Eine Zeitlang hernach vermählten Sie sich mit einer liebenswürdigen Prinzessin, welche alle Vollkommenheiten besitzt, und Sie, gnädigster Herr, gewiß recht sehr glücklich macht.

Fürst (seufzt): Ach!

Markise: Sie scheinen bewegt zu seyn, gnädigster Herr!

Fürſt: Gewiß, recht ſehr, Madam! Ich bin unglücklich, und fühle mein Unglück erſt recht, ſeitdem ich weiß, daß Fräulein Laniſon einem Andern zu Theil werden ſoll.

Markiſe: Sie lieben alſo meine Tochter noch?

Fürſt: Mehr als ich ſelbſt geglaubt habe.

Markiſe: Ich vermuthete ſo etwas, und deswegen fand ich für durchaus nöthig, dem Mädchen einen Mann zu geben. Sie, Gnädigſter, dacht ich, würden Ihre Bemühungen bey meinem Kinde über kurz oder lang gewiß fortſetzen; und ich kenne das Herz der Unerfahrnen: Ihrer Durchlaucht Bild erfüllt es. Wie leicht könnt' es unter dieſen Umſtänden geſchehen, — doch Ihre Durchlaucht verſtehen mich! — Die ganze Welt würde dann öffentlich geſchrieen haben: meine Tochter ſey Ihre Mätreſſe. Ihre Frau Gemahlin hätte die Sache erfahren, und würde allen ihren Zorn an uns ausgelaſſen haben. Die Folgen wären ſichtbar geworden, und Jammer wäre das Theil meines armen Kindes geweſen.

Aber da sie nunmehr heirathet: so ist allen diesen Uebeln auf einmal vorgebeugt und dies mit Glimpf.

Fürst: Freilich wohl; aber zu bedauren bin ich noch immer!

Markise: Warum denn, gnädigster Herr! Was Sie von Fräulein Lanison nicht erhalten durften, kann Ihnen vielleicht die Frau von Ronsard gestatten!

Fürst: Vortrefflich: Nehmen Sie meinen unsterblichen Dank im voraus!

Markise: Jetzt muß ich Sie aber bitten, gnädigster Herr, dem Ritter von Ronsard einen Charakter zu geben, der meiner Tochter und unsrer Familie Ehre machen kann, und bey dessen Führung er sich oft von Hofe entfernen muß. Um aber zu verhindern, daß er meine Tochter nicht aller Orten mitnehme, werde ich die Fürstin ersuchen, ihr eine Stelle unter den Hofdamen einzuräumen.

Fürst: Madam, Sie sind eine ganz einzige Frau? Der Plan, den Sie mir da vorlegen, ist ganz excellent!

Die Markise begab sich zu der Fürstin, die allemal sehr gnädig war, wenn man sich ihr mit aller nur ersinnlichen Devotion näherte. Die Markise wußte dies, und submittirte sich bis zum Kriechen, und die Fürstin versicherte ihr, daß sie sich freuen würde, eine Dame von Ihrer Art stäts um sich zu haben.

„Meine Tochter, sagte die Markise, heirathet den Ritter von Ronsard: Ronsard ist etwas stolz, und meine Tochter etwas eitel. Beyde würden vor Freuden außer sich seyn, wenn Ihre Durchlaucht erlauben wollten, daß meine Tochter dann und wann Dienste um Ihre erhabene Person verrichten dürfte.„

„Mit Vergnügen, rief die Fürstin: eine so vortreffliche Mutter kann auch nur eine vortreffliche Tochter haben! Sie sey von Stunde an meine Dame d'atour!

Das war Alles, was die Markise gesucht hatte. Vergnügt kehrte sie nach Hause, und eröffnete dem Fräulein alles. Lanisson war eitel genug, einen Plan zu billigen, der gerade gegen ihre eigne Ehre und Tugend angelegt war. Sie machte der Fürstin ihre Aufwartung, und diese ward von ihr ganz bezaubert. Gleich nach ihrer Hochzeit, wozu ihr die Fürstin ein großes Präsent machen ließ, sollte sie einige Zimmer auf dem Schlosse in Besitz nehmen.

Der Fürst sann hin und her, wozu er den Ronsard machen sollte. Endlich fiel ihm ein, daß sein General-Adjutant abgegangen war, und er beschloß, dem Ritter diesen Posten zu übertragen. Der Chevalier, welcher die Einkünfte wohl kannte, die ein General-Adjutant des regierenden Herrn zu beziehen hatte, und die Ehre und das Ansehn zu schätzen wußte, worin ein solcher stand, war über diese Erhebung unendlich erfreut, und er dankte dem Fürsten aufs Verbindlichste.

Der Fürst ritt aus, noch ehe Ronsard von seiner Anstellung etwas erfahren

hatte, und auf seiner Rückkehr stieg er ab am Hotel der Markise von Gebrian, um sie und ihre Tochter mit der Nachricht über die Anstellung des Bräutigams selbst zu überraschen. Die Markise, welche ihn hatte absteigen sehen, entfernte sich und ließ ihre Tochter allein. Meine Mutter ist ausgefahren, gnädigster Herr, — so hieß es nun — sie kömmt erst nach einer Stunde wieder.

So will ich auf sie warten, erwiederte der Fürst, denn ich habe ihr und Ihnen, mein Fräulein, eine angenehme Nachricht zu bringen.

Er erzählte hierauf, was er mit Ronsarden vorhabe. Das Fräulein wollte ihm den Rock dafür küssen; aber der Fürst umarmte sie aufs zärtlichste, und zog sie auf ein Sofa. Hier nahm er sich immer mehr Freiheit, und das Fräulein widerstrebte immer weniger, bis er endlich einen Sieg davon trug, wodurch die Ehre und Tugend einer unschuldigen Creatur dem Stolz und der Habsucht einer unnatürlichen Mutter aufgeopfert wurde.

Einige Tage darauf vollzog man die Hochzeit des General-Adjutanten von Ronfard mit dem Fräulein von Gebrian herrlich und prachtvoll; und nicht lange hernach bezog die Neuvermählte einige Zimmer in der Nähe der Fürstin. Der Herr Gemahl sah sie aber von dieser Zeit an nur selten, und soll sich überhaupt nicht viel aus ihr in der Folge gemacht haben. Vielleicht ward er gar zu bald inne, in welchen Orden er durch diese Verbindung gerathen war; indeß Klugheit hieß ihn schweigen.

In sehr kurzer Zeit legte die Markise und ihre Tochter die Maske ab. Jene war von der Fürstin zur Oberhofmeisterin ernannt worden, und bediente sich des Ansehens dieser Stelle mit solcher Gravität, daß im Hofstaat der Fürstin nicht das Geringste vorging, welches nicht durch ihre Hände gegangen wäre. Dabey aber wußte sie alles so zu lenken, daß die Fürstin stäts glaubte, nur sie regiere ihren Hof, und die Markise sey ihre Räthgeberin.

Was die Markiſe mit der Fürſtin trieb, das trie' ihre Tochter, die Frau von Ronſard, mit dem Fürſten: ſie beherrſchte ihn unumſchränkt, und dabey ſammelte ſie Schätze, welche ſie mit dem Erſparniß ihrer Mutter nach Frankreich an ihren Bruder ſchickte, damit ja bey einer Veränderung der Dinge die Hauptſache — das Geld — geſichert ſeyn mögte. Jederman ſprach es öffentlich, daß die Frau von Ronſard Mätreſſe des Fürſten ſey; nur die Fürſtin wußte das nicht, und füglich konnte ſie es nicht wiſſen. Die Markiſe hielt ſie ja ſtäts belagert, und verſperrte alle Zugänge, durch die eine ſolche Nachricht zu ihr hätte ſchleichen können.

Indeſſen ſollen große Herren eben nicht ſehr übel dran ſeyn, auch wenn ihre Gemahlinnen erfahren, daß ſie Mätreſſen halten: denn einige, beſonders die ſtolzen, — ſagt man — hielten eine fürſtliche Mätreſſe für ein nothwendiges Ingredienz eines fürſtlichen Hofſtaats!

So denn sah es in Avenosien aus! In der Folge erwähnen wir dieses Hofes weiter; dann nämlich, wenn flüchtige Franzosen denselben vergiften und verpesten werden.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Si verum exeutias, facies, non uxor amatur.
Tres rugae ſubeant, et ſe cutis arida laxet,
Fiant obſcuri dentes, oculique minores,
Collige ſarcinulas, dicet libertus, et exi:
Jam gravis es nobis, et ſaepe emungeris, exi,
Ocius et propera, ſicco venit altera naſo. *)

Juvenalis.

Unſer Held, der Marki von Gebrian, lebte in Frankreich ein Schlaraffenleben, wie ein reicher und folglich angeſehener Wüſtling ohne Grundſätze es nur kann. Im Sommer ſchwelgte er auf ſeinen Gütern, und quälte die Bauern und Landleute; im Winter trieb er ſich in

*) Wenn man das Ding am rechten Ende nimmt: nur das Geſicht, nicht die Frau wird geliebt. Laß nur einige Runzeln entſtehen, laß die dürre Haut erſchlaffen, die Zähne mögen ihren Glanz verlieren und die Augenlieder ſich verengen: pack ein, wird der Libertus ſagen, und trolle dich! Jetzt biſt du uns läſtig und oft putzt man dir die Naſe: trolle dich und mache dich fluchs aus dem Staube: es nähert ſich eine Andere, deren Naſe des öftern Putzens noch nicht bedarf!

Paris herum, vergeudete dort sein Geld in Prassereyen, im Spiel und mit feilen Mädchen. Dadurch machte er sich Leuten seines Gelichters unentbehrlich; aber ausgelacht und verachtet wurde er von den Klügern.

Seine Frau hatte ihm ehemals gefallen: er hatte sie auf eine gewisse Manier geliebt, und wirklich sehr. Allein erstlich war die barsche Art, womit man ihn zur Heirath gezwungen hatte, Schuld, daß er sie mit einem gewissen Widerwillen an seiner Seite sah. Dann ward die gute Frau, nach Verlauf ihrer raschern Jugendjahre, stiller und liebte die Einsamkeit. Er aber wollte ein stäts munteres Frauenzimmer zur Frau haben, einen Wildfang, der die Gesellschaft belustigen und durch Zweydeutigkeiten und freche Reden in den Cirkeln schimmern und gefallen könnte. Ueberdieß hatte Frau von Gebrian mehrere Kinder geboren und sie, trotz der Gegengewohnheit ihrer vornehmen Landsmänninnen, selbst gestillet. Ihre Schönheit war dadurch geschwunden, und sie — mager und unscheinbar geworden. Ursachen genug, daß ihr Mann sie nicht mehr liebte!

Er ließ sie, wenn er auf seinen Gütern war, auf ihrem Zimmer einsam bleiben. Kam sie zu ihm: so ging er ihr aus dem Wege, oder gab Geschäfte vor. Vor Mishandlungen war sie bis jetzt zwar noch sicher geblieben; aber blos, weil der rohe, wüste Mensch fürchtete, ihr Bruder, der Leutnant, mögte kommen und die Mishandlungen seiner Schwester rächen. Indeß bald befreyete ihn ein Unfall auch von dieser Furcht. Terial, der inzwischen zum Rittmeister emporgestiegen war, bekam Händel mit einem Major, schlug sich, und bohrte seinen Gegner nieder. Er mußte also flüchtig werden, um sich der Verfolgung der Gesetze zu entziehen.

Die Lage der Frau von Gebrian wurde seit dieser Zeit von Tag zu Tage schlimmer. Bisher hatte ihr der Marki noch alle Jahr gestattet, einige Wochen in der Hauptstadt zuzubringen; aber jetzt mußte sie immer auf den Gütern bleiben und ihre Tage vertrauern. Nicht einmal ließ er ihr die fernere Erziehung ihrer Kinder. Er wußte, diese wie jene gingen ihr über Alles; und um sie nun recht zu martern, schickte er die Lieblinge ihres Herzens, den einzigen Trost in ihren Leiden, nach

Paris, um ihnen — wie er vorgab — dort eine Erziehung geben zu lassen, die ihrer Geburt entspreche — ohne Zweifel eine solche, wie er selbst sie gefunden hatte.

Die Mishandlungen gingen nach und nach weiter. Einst, als er in Paris war, besuchte er seinen Vetter Pierrot, der durch Fleiß und Wirthschaft damals ein Mann von artigem Vermögen war. Pierrot hatte eine einzige Tochter, die ihn durch ihre Lebhaftigkeit ganz bezauberte. Sie war so Mund- und Zungen-fertig, daß sie halbe Tage lang plaudern konnte, ohne müde zu werden. Ihre Sitten waren völlig parisisch, — unscheinirt und ohne Zwang für Delikatesse und Anstand. Singen und trällern konnte sie trotz einem Hänfling; und wer unter ihre Satyre fiel, konnte sich glücklich schätzen, wenn er noch ein Fünkchen Ehre übrig behielt. Das Mädchen war übrigens eben nicht schön; aber sie gefiel durch obgedachte Eigenschaften mehr, als wäre sie die größte Schönheit gewesen.

Dabey war Mamsell nicht spröde, sah es gern, wenn junge Herren ihr die Kur machten, und gestattete, gegen Präsenter manche Frey-

heit. Der Marki von Gebrian war zwar nahe mit ihr verwandt; aber Pierrot wollte nicht, daß die Verwandtschaft in der großen Pariser Welt bekannt werden sollte. Vielleicht befürchtete er Entdeckungen, vielleicht aber dachte er, daß er von diesem Bekanntseyn keinen Vortheil, der Marki aber Schaden haben würde. Gebrian war unter denen, welche der Mamsell Justine ihre Aufwartung machten, der reichste und der freygebigste; natürlich war er daher auch der willkommenste.

Als er das Frühjahr wieder auf seine Güter ging, bat er die Mamsell, ihn dahin zu begleiten und die Oberaufsicht über seine Wirthschaft zu führen. Mamsell Justine ließ sichs gefallen: denn die Besuche des Markis oder vielleicht auch andrer Herren hatten eine gewisse Veränderung bey ihr hervorgebracht, deren Ausgang sie auf dem Lande abwarten wollte, um hernach wieder in der Hauptstadt für das zu passiren, wofür alle ledigen Frauenzimmer, trotz zehnfacher Mutterschaft, so gern passiren.

Als der Marki mit seiner Begleiterin auf seinen Gütern ankam, gab er sie für eine nahe Verwandtin aus, deren Gemahl im Duell wäre erstochen worden: aus Abscheu gegen Paris, und aus Liebe zur Einsamkeit, sey sie ihm auf seine Güter gefolgt, wo sie ihr Wochenbette abwarten und hernach die Aufsicht über seine Wirthschaft führen würde. Jeder, der dies hörte, lachte über die Erfindung; und die Bedienten eines nachbarlichen Edelmanns, welche die Mamsell in Paris öfters gesehen hatten, verbreiteten mit aller Geflissenheit: daß Mamsell ein Mädchen aus einer Pariser Schenke sey; und die Leute, die dies hörten, freuten sich über die allerliebste Erfindungskunst des Herrn Marki.

Die Markise war nicht die lezte, welche es erfuhr, daß ihr Gemahl ihr eine Mätresse unter die Augen gebracht hatte. Sie erlag beynahe dem Kummer über diese Beschimpfung. Als nun vollends die Person in Wochen kam, und der Marki große Festivitäten anstellte, und so weit in seiner Verwegenheit ging, daß er sie, als seine eigne Gattin bitten ließ, Pathenstelle bey dem Kinde zu vertreten,

riß dem guten Weibe die Geduld, und ſie ſchrieb ihm:

Mein Herr,

Ihr Betragen gegen mich iſt ſo beſchaffen, daß es mir unmöglich wird, länger bey Ihnen zu bleiben. Ihre Verachtung gegen mich, Ihre Ausſchweifungen wider die mir am Altar geſchworne Treue und endlich eine öffentliche Mätreſſe, die Sie halten, zwingen mich, Sie zu verlaſſen und mich an einen Ort zu begeben, wo ich vor allen ſolchen Verfolgungen ſicher und ruhig werde leben können. Ueberlegen Sie, was Sie jetzt zu thun haben: denn ich verlaſſe Sie. Wollen Sie ſich mit mir vergleichen, oder wollen Sie den Weg des Rechts mit mir verfolgen: das alles ſoll von Ihnen abhängen. Ihre u. ſ. w.

Der Markl war eben nicht ſehr böſe darüber, daß ſeine Gattin von ihm wollte: denn ſie ſchenirte ihn und war ihm oft im Wege. Eine Frau nämlich mag von ihrem Wüſtling von Manne noch ſo ſehr verachtet und gehaßt werden: ſo iſt er doch allemal froh, wenn ſie weit von ihm weg iſt, weil auch der ärgſte

Wüstling vor seiner Frau nicht frey und ungehindert handeln und — wüsten kann.

Also — daß die Markise weg wollte, fiel ihm nicht sehr auf; nur wußte er nicht, wie er sich mit ihr auseinander setzen sollte. Er schrieb ihr nun, sie mögte selbst angeben, was und wie viel sie begehrte; und sie ließ ihn wieder wissen, daß sie jährlich einen Gehalt von 6000 Livres haben wolle. Diese Summe dünkte den Marki etwas stark, und er fragte deswegen einen Advokaten um Auskunft. Der Advokat, welcher etwas Hübsches zu verdienen hoffte, wenn die Sache zum Proceß käme, rieth daher: der Marki solle sich durchaus statt der verlangten 6000 Livres nur zu 600 verstehen. Die Markise verwarf diesen Antrag; und die Sache kam zur Klage. Aber da der Name Terial in Frankreich berühmt, der von Gebrian hingegen gar nicht bekannt war: so gewann die Markise, und ihr Herr Gemahl mußte ihr Vierteljährig 1500 Livres auszahlen.

Es war allerdings billig, daß der Marki, der durch sein elendes Betragen seine

Gattin von sich trieb, ihr einen anständigen Gehalt verschaffen mußte; aber die Gründe, warum er dazu verdammt wurde, waren ungerecht. Die Richter auf dem Parlament, wo die Sache anhängig war, sahen auf das berühmte Geschlecht von Terial und auf die Verdienste der Vorfahren: und dies war es, was die Richter bestimmte, der Dame die bestrittene Pension zu zusprechen. Wäre das Geschlecht von Gebrian eben so angesehen, alt und verdienstreich gewesen, die gute Dame würde schwerlich gewonnen haben. Es gab überhaupt nirgends in der weiten Welt, so weit sie kultivirt ist, schlechtere Rechtspflege, als in Frankreich, weil, wie ein bekannter National-Schriftsteller sagt, die Gunst und die Rücksichten dort alles entschieden *).

Frau von Gebrian begab sich hierauf in ein Kloster, und verlebte dort ihre Tage ruhig, bis endlich die fatale Revolution sie auch da nicht weiter Ruhe finden ließ. Alle Un-

*) La faveur et les égards Décident de tout, sagt Marmontel.

terthanen, denen sie in manchen Fällen nach Möglichkeit geholfen hatte, bedaurten sie, und verwünschten die, welche sie vertrieben, den Marki und dessen Mätresse.

Nach dem Abschiede der Markise lebte der Marki noch unbesonnener als vorher, und war um die Zukunft so wenig bekümmert, daß er sogar selbst all das Geld, was seine Mutter und Schwester in Deutschland zusammen scharrten, auf die unverantwortlichste Art verschwendete, statt es, wie jene wollten, zum Ankauf von Gütern anzulegen. Doch wenn er dies auch gethan hätte, so würde die Revolution die Vorsicht der Damen dennoch vereitelt haben.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Elende Anstalten der Prinzen und des Adels in Frankreich wider die Staatsverbesserung.

Der Amerikanische Krieg hatte Frankreich durch die ungeheuren Summen, die er kostete, und durch die Schulden, welche deswegen gemacht werden mußten, ohne daß man im Stande war, sie abzutragen, um allen Credit gebracht und den ganzen Staatskörper so geschwächt und zerrüttet, daß man, um dessen bankrottmäßiger Auflösung vorzubeugen, eine Staats-Reform für nötig fand. Der König selbst und seine Minister schienen geneigt dazu, und der bessere Theil der Nation war es in der That nicht minder. Als aber Hand angelegt werden sollte, widersetzte sich eine große Menge der Vornehmern, vorzüglich die selbstsüchtigen Prinzen und der indolente Adel, blos, weil ein Theil der Lasten, welche bisher den Landmann und den Bürger ganz allein erschöpft hatten, auf sie mitkommen sollte.

Einige Prinzen stellten sich ganz rasend, und unter diesen zeichnete sich der Graf von Artois als den allerrasendsten aus. Nachdem er in der Versammlung der Notabeln erklärt hatte, daß eher das Königreich zu Grunde gehen sollte, als Er die geringste Aenderung in der bisherigen Verfassung gestatten würde, verließ er Frankreich, und ging nach Spanien, um daselbst sich — verachten und auslachen zu lassen.

Der Weg, den dieser Renommist nach Spanien nahm, ging über die Güter unseres Helden. Artois stieg bey ihm ab, und übernachtete da: denn alles war nach seinem Geschmack, und der Marki und dessen Haushaltung behagten ihm. Der Prinz lärmte fürchterlich über die neuern Vorschläge der Notabeln, die er Rebellen nannte; und der Marki, der ihm Recht gab, versicherte hoch und theuer, daß auch Er eher sterben als Neuerungen gestatten wollte. Kurz, die Herren räsonnirten ohne Kenntniß der Sache: denn weder Artois, noch der Marki, noch irgend ein Anwesender verstanden das Geringste von der Lage Frankreichs, und konnten daher auch die Nothwendigkeit einer Ver-

besserung nicht einmal einsehen, vielweniger fühlen.

Ich werde selbst nach Paris gehen, und in der Versammlung der Notabeln den Neuerungen widersprechen, sagte der Marki.

Artois: Thuen Sie das, lieber Marki, vertheidigen Sie den Adel auf alle nur mögliche Weise, und geben Sie ja nicht zu, daß man der Maison Bourbonn einigen Eintrag thun dürfe. Ich gehe nach Spanien, und kehre nicht eher nach Frankreich zurück, bis alles wieder im alten Geleise seyn wird. Aber glauben Sie meinen Worten: Eben die, die jetzt so groß schreyen und Alles umwälzen wollen, sollen noch in der Bastille schmachten oder gar die Galeeren ziehren. — Kommt es aber zu einem bürgerlichen Kriege —

Marki: Da sey Gott vor, gnädigster Herr!

Artois: Warum? Bey Gott: kommt es zu einem Kriege: so wird die Gegenpar-

they natürlich geschlagen und vernichtet; der Adel siegt, das königliche Haus gelangt wieder zu seinen alten Rechten, und die Rechte der Kirche, worein man auch schon manchen Eingriff gethan hat, werden wieder gesichert. Mein, Freund, ein bürgerlicher Krieg ist nicht immer böse. Wie auch hätte Cäsar und August regieren können, wenn nicht bürgerliche Kriege gewesen wären! Blut — Blut muß noch genug fließen, ehe es wieder ganz gut werden kann. Und kommt es dazu, lieber Marki, so sind Sie mein Adjutant!

Marki: Bon, Monseigneur! Aber wo wollen Sie und Ihr Anhang Truppen herkriegen?

Artois: Truppen? Welche Frage! Wird nicht alles, was edel und brav ist, auf unsere Seite treten? Wird nicht selbst die Armee für uns streiten? Unsre Gegner werden blos Lumpengesindel seyn, das man zerstreuen kann, wie man will! Ich weiß es recht wohl, daß man anfangen will, die jungen Leute im ganzen Königreich zu organisiren und eine Nationalgarde zu errichten; aber

aber das ist alles nichts: die Kerls werden geklopft, sobald sie sich nur blicken lassen. Zudem stehen wir schon in Korrespondenz mit den Ausländern, welche gleich kommen und uns beystehen werden.

Marki: Ist es aber nicht etwas gewagt, Auswärtige als Feinde ins Vaterland zu locken? Dabey könnten am Ende Alle verlieren, sowohl wir als unsre Gegner.

Artois: Bewahre! Sie kommen nur als Freunde, und zwar zum Besten der Bourbonen, des Adels und der Priesterschaft. Die, denen sie zu Halfe wollen, sind die Rebellen: und die haben kein Vaterland.

Marki: Nun, so können Sie sich darauf verlassen, Monseigneur, daß ich mich unter ihre Fahne begebe, sobald Sie eine führen!

Der Graf von Artois schied von dem Marki, und eilte nach Spanien, wo er als ein wahrer Don Quixote einige Zeit lebte, und durch seine ausschweifende und ver-

ſchwenderiſche Lebensart die allgemeine Klage über eben dieſe Lebensart der Großen in Frankreich beſtätigte, hernach aber mehrere Länder durchſtrich, und endlich in den Gegenden am Rhein kleben blieb, um da eine Bande Franzoſen zu bilden, womit die ſogenannten Rebellen im Lande ſelbſt zu Paaren getrieben werden ſollten.

Der Marki begab ſich nach Paris, wo er als Innhaber vieler Ländereyen ſich der Geſellſchaft der Notabeln zugeſellen konnte. Notabel nämlich hieß ehemals in Frankreich jeder Gutsbeſitzer, der ein freyer Mann war. Nach und nach hat man die Rechte eines Notabeln blos an ſolche gebunden, die von Adel waren. Bey der Revolution kam die urſprüngliche Bedeutung zwar wieder in Gang, aber der Jakobinismus ruinirte die Notabeln, wie die ganze Einrichtung des Reichs.

Anfänglich war der Herr Marki ſtark auf der Seite der Vertheidiger des alten Syſtems; und da er das Anſehen des Grafen von Artois noch für ſehr groß hielt, berief er ſich alle Augenblicke auf dieſen. Man lachte ihn

aber aus, und selbst die, deren Advokat er seyn wollte, sagten ihm ins Angesicht, daß er besser thun würde, wenn er schwiege: denn so ein Gewäsche, wie das Seinige, diente zu nichts, als die Gemüther zu erbittern und die Zeit zu verplaudern. Als er nun noch nicht aufhörte, die Versammlung mit Geschrey und Räsonniren zu betäuben, untersagten ihm seine Partisanen das Wort; und sobald er den Mund aufthat, entstand ein Geräusch und ein Gezische, daß es ihm unmöglich ward, weiter zu reden.

Jetzt wollte er sich rächen und der Gegenparthey anhängen; allein Egalité, oder damals noch Herzog von Orleans, das Haupt dieser Leute, fand bald, daß er ihrer Sache mehr schaden als nützen würde, und gab ihm den Abschied. Nun war er von beyden Partheyen gehaßt und verachtet. Kam er in die Versammlung, so zischte alles; und wenn jemand etwas Widersinniges gesagt hatte: so schrie jederman: das klingt ja wie eine Rede des Marki von Gebrian! Endlich wählte er das Klügste, was er konnte: er blieb weg und hieng seinen Vergnügungen nach: und nur darin war er nicht linkisch.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Pariser Polizey nach neuer Art.

Unter andern Polizeygesetzen, welche zu Paris bey der Revolution gemacht wurden, und die man in allen Städten mit unter eingeführt hat, war auch dieses: daß auf die feilen Mädchen (Filles perdues) fleißig Acht gegeben werden sollte. Die Haupturheber dieses Gesetzes, Egalité, Marat, Le Pelletier und Andere waren selbst keine Feinde dieser Creaturen. Marat und Le Pelletier hatten sich sogar bey ihnen so verderbt, daß sie an den Folgen dieses Umgangs doch hätten sterben müssen, wenn auch diesen nicht ein Soldat und jenen nicht eine Mamsell *) durch einen Stoß in die Brust von ihren Qualen befreyet hätte. Man sah auch recht gut ein, daß in einer sittenlosen Stadt, wie Paris immer war und noch ist und vielleicht bleiben wird, so lange es

*) Die bekannte Charlotte Courday oder Corday, 1793.

ſteht, Geſetze dieſer Art wenig fruchten würden. Das wußte man recht gut, und doch wurde das Geſetz alle Augenblicke wiederholt und durch häufiges Anſchlagen eingeſchärft.

Warum geſchah dies? — Nur um einen Vorwand zu haben, Hausſuchungen anzuſtellen und alle Konventikel zu unterſuchen. Denn erſtlich ſind faſt bey allen Pariſer Gelagen und Zuſammenkünften, ſelbſt die ehemaligen Seſſionen der Akademiſten nicht ausgenommen, Frauenzimmer, die man mit mehr oder mit wenigerm Recht unter die Filles perdues zählen kann; und dann brauchte der Anführer der Polizeywache ja nur zu ſagen: er vermuthe da oder dort Geſchöpfe, die nach den Geſetzen müßten kontrolirt werden: und man mußte ihm öffnen.

Indeſſen geſchah dies nicht allemal: denn die Mädchen in den Bordellen, und die, welche ihr Gewerbe auf der Straße trieben, waren ſicher genug. Niemand ſteckte ſie ein, ſie hätten denn Feinde unter den Polizeywächtern haben müſſen.

Die Mätreſſe des Marki von Gebrian, Mamſell Juſtine, war nach Paris gekommen, und logirte natürlicher Weiſe bey ihrem Liebhaber. Er fuhr täglich mit ihr ſpazieren, führte ſie in die Schauſpiele, und hielt ſie auf einen hohen Fuß. Dies erregte den Neid einiger Damen, welche dann der Hiſtorie der Mamſell nachſpührten, und ohne große Anſtrengung durch neidiſche Bedienten herausbrachten, wer ſie war und auf welchen Fuß ſie mit dem Marki lebte. Die Damen hatten Männer oder Liebhaber bey dem Polizey-Ausſchuß *), denen ſie ſo lange in den Ohren lagen, bis beſchloſſen wurde, den Marki und ſeine Madonna zur Verantwortung zu ziehen.

Als hierzu der Befehl gegeben war, trat eines Tages früh ein Bedienter der Polizey (chargé) in des Markis Zimmer, nachdem er die dienſtbaren Geiſter, ſonſt Häſcher genannt, vor die Thüre geſtellt hatte. Er traf

*) Comité de Police. Dieſer Ausſchuß hat ſehr oft Veränderungen erlitten, und zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Namen bekommen, als Surveillance, Vigilance u. ſ. f.

den Herrn Marki und deſſen Schöne bey einer Taſſe Chokolade noch im Nachtzeuge an, und ſprach alſo:

Mein Herr, der Ausſchuß der Polizey weiß, daß Sie ein Frauenzimmer bey ſich haben, mit welchem Sie auf einen ſehr vertrauten Fuß leben: iſt das wahr?

Marki: Herr, was fragen Sie und die Polizey darnach? Was geht das Sie an?

Polizeydiener: Sehr viel! Kennen Sie das Geſetz wider die Filles perdues?

Marki: Donnerwetter: dies Frauenzimmer da eine Fille perdue?

Juſtine (Thut einen Schrey und ſinkt — ſo dem Schein nach — in Ohnmacht.)

Marki: Sehn Sie, Herr, was Sie angerichtet haben? (Zu Juſtine): Theuerſte, beſte Freundin, ermuntern Sie ſich! Ich wäre untröſtlich. —

Justine (schlägt die Augen auf und seufzt): Ach! Ach! (Sie steht auf und will sich entfernen. Als Sie zur Thür hinaus will, stehen die Gerichtsdiener da, und stoßen sie zurück. Sie läuft wie eine Furie auf den Kommissär los, und schreyt: Herr, was ist das? Was sollen die Leute da draußen? Herr Marki, schießen Sie doch drein! — Mich so zu behandeln! Mich? Ha, ich überleb's nicht! (Sie sinkt auf einen Stuhl.)

Polizeydiener (gelassen zu den Häschern, die auf den Lärmen herein wollen): Bleibt Ihr nur draußen! (Zu dem Marki): Wozu widerstreben Sie? Antworten Sie doch nur auf meine Frage: dann ist ja alles gut!

Marki: Ich, Ihnen antworten? Dann müßt' ich kein Marki seyn!

Polizeydiener: Gut, dann muß ich Sie und das Frauenzimmer in Verwahrung bringen lassen.

Marki: Mich, Herr, mich?

Polizeydiener: Lesen Sie hier den Befehl von der Polizey!

Marki (ließt, und wird blaß.)

Polizeydiener: Antworten Sie nur!

Marki: Was wollen Sie denn wissen?

Polizeydiener: Ist das Frauenzimmer da ihre Frau oder nicht?

Justine: Freilich, allerdings!

Polizeydiener: Ich frage nicht Sie, Madam oder Mamsell; ich frage den Herrn Marki.

Marki: Ja, dieses Frauenzimmer ist meine Frau.

Polizeydiener: Bedenken Sie, Herr Marki, was Sie aussagen!

Marki! Glauben Sie denn Herr, daß ich lüge?

Polizeydiener (zuckt die Achseln, und ruft): kommt herein! (Die Häscher gehorchen.) Bemächtiget Euch dieses Herrn und dieses Frauenzimmers, und bringt sie nach der Conciergerie!

Marki: Herr, was soll das heißen?

Polizeydiener: Die Pollzey weiß, daß Mamsell Ihre Mätresse ist. Ich hatte Befehl, Sie einzustecken, Sie aber zugleich doch erst noch zu befragen, nur um zu sehen, ob Sie vielleicht dreißt genug seyn würden, diese Person für Ihre Frau auszugeben; und in diesem Fall soll ich auch sie mitnehmen. Man weiß, daß Sie eine Gattin haben, und daß diese dieser Unwürdigen hat weichen müssen. Leute, thut Euer Amt! (Die Häscher greifen zu.)

Der Marki und dessen Dulcinee, so sehr sie widersprechen, schimpfen und toben mogten, wurden nach der Conciergerie gebracht und eingesteckt. Der Marki verlohr alle Fassung: denn er war ein Weichling, und konnte sich im Unglück weder rathen noch helfen. In der Angst ersuchte er den Aufseher über das

Gefängniß, ihm doch Schreibezeug zu beſorgen: denn er wolle eine Bittſchrift an den Polizey-Ausſchuß aufſetzen. Der Aufſeher ließ ſich durch ein Geſchenk bewegen, Schreibmaterialien herbey zu ſchaffen, doch unter der Bedingung, daß er ihm den Aufſatz vorher müſſe leſen laſſen, ehe er an die Behörde abginge.

Der Aufſeher erhielt den Aufſatz und fand, daß der Marki dem Ausſchuß dreytauſend Livres zuſagte, wenn man ihm und der Mamſell Juſtine die Freyheit wieder ſchaffen würde.

Herr Marki, ſagte er, Sie biethen viel!

Marki: Wenns nur reicht!

Aufſeher: Geben Sie mir nur hundert Thaler: und Sie ſind noch heute frey. Aber Mamſell muß noch vierzehn Tage ſitzen bleiben: alsdann wird auch ſie entlaſſen: das iſt ſchon ſo ausgemacht.

Der Marki war dies mehr als zufrieden; und der ſchlaue Aufſeher, welcher wohl wuß-

te, daß man den Marki nur hatte schrecken wollen, und daß er noch vor Nacht loskommen würde, strich seine hundert Thaler ein, und gegen Abend entließ er ihn.

Mamsell Justine, welche nicht sowohl wegen des unerlaubten Umgangs mit dem Marki, als vielmehr wegen ihres Stolzes und ihrer Pracht und Satyrerey, wodurch sie so mancher Dame misfallen hatte, gezüchtigt werden sollte, mußte ihre vierzehn Tage richtig inne stecken; doch erhielt der Marki gegen Geld von dem Aufseher die Erlaubniß, sie täglich zu besuchen, und die gräulichsten Verwünschungen anzuhören, welche die Eingesperrte gegen alle Polizey auf der ganzen Welt, besonders aber gegen die zu Paris ausstieß.

Als sie endlich los kam, wollte sie durchaus nicht länger in einer Stadt bleiben, wo man sie so sehr mishandelt hätte. Der Marki hatte auch nichts dawider: denn seine Gläubiger, deren Zahl und Forderung immer anwuchs, verfolgten ihn gar arg, und lange hatte er kein Geld von seiner Mutter aus Avenoſien erhalten. Er war also

genöthiget, Paris zu verlaſſen, ob er gleich noch vor wenig Monaten gehofft hatte, ſeine glänzende Rolle noch immer fortzuſpielen, und es ihm nie in den Sinn gekommen war, dereinſt noch die Fäuſte von Häſchern fühlen zu müſſen. Aber ſo geht es!

Si fortuna volet, fies de rhetore conſul;
Si volet haec eadem, fies de conſule rhetor.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Neue Laufbahn des Marki.

Als der Marki auf ſeinen Gütern ankam, fand er einen Brief mit Banknoten von ſeiner Mutter. Der Brief lautete alſo:

Monſieur, Mon tres-cher Fils,

Ich kann nicht begreifen, wie du ſo ruhig zu Hauſe ſitzen kannſt, während unſre Nation, die Franzoſen, Krieg führt! Darf ein Mann von deinem Stande ruhig blei-

ben, wenn ein fremder Feind seine Gränzen beunruhigt? Siehst du nicht, daß unsre Leute in Flandern streiten, und daß der große La Fayette die thätigsten Anstalten trifft, den Feind zu besiegen und die Niederlande mit Frankreich zu verbinden? Ich weiß zwar, du wirst sagen, man wisse ja noch nicht, wohin die Anstalten zielen, welche die Notabeln, und jetzt die Nationalversammlung gemacht haben und noch machen. Aber gewiß, der Königsthron steht fest, die Rechte des Adels sind hinlänglich gegründet; also laß immer zu, daß der Edelmann einiges beytrage, um die Ehre der Nation zu retten; und daß die Geistlichkeit von ihrem hohen Ansehen einiges verliere. Du bist ja ein heller Kopf, mein Sohn, und wirst eben so wenig in die Kirche gehen, als ich und deine Schwester. Ich lebe in einem Lande, wo die Geistlichkeit wenig gilt: denn gälte die hier etwas, so würde meine und deiner Schwester Herrlichkeit bald dahin seyn. Viele sind zwar von Euch Herren ausgewandert; aber sie werden sehen, daß dies alles unnöthig war. Folge du mir, mein Sohn, und gehe nach den Niederlanden zu unsrer Armee. Mache dich um die Ehre der Na-

tion verdient, mache dich dem Könige nothwendig, und hebe deine Familie. Schreibe mir bald. Ich bin u. ſ. w.

Die Dame hatte geſchrieben, wie damals die meiſten deutſchen Politiker, und ſelbſt viele Franzoſen das Ding ſich vorſtellten, indem ſie glaubten, daß alles nur Kleinigkeit ſey, und daß der ganze Aufſtand ſich bald legen würde. Aber die Herren kannten das Uebel nicht recht, und noch weniger deſſen wahre Quelle, die ſich aber bald zeigte, und die man in der Bedrückung der Nation vorzüglich ſuchen mußte.

Der Marki war über den Brief ſeiner Mutter ſehr vergnügt: denn nun wußte er, was er zu thun hatte, um ſich an den Pariſern zu rächen, die ihn von beyden Seiten geneckt und verachtet hatten. Er ſchrieb an La Fayette, und dieſer konnte und durfte nicht anders, als ſehr gefällig antworten: es ſey ihm eine Ehre und die größte Freude, daß ein Mann von dem Stande und den Verdienſten des Herrn Marki unter den Völkern, die er organiſire, Dienſte nehmen wolle. Er möge daher nur nach Arras

kommen, wo er sofort als Volontär-Offizier angestellt werden könnte.

Der Marki ließ sich für die Banknoten von seiner Mutter einen prächtigen Wagen machen, und zog mit seiner Justine nach Arras. Die Pracht, mit welcher er erschien, und die Gastgebote, die er gab, das viele Geld, das er im Spiele verlohr, und andre Dinge, machten allgemeines Aufsehen, La Fayette befand sich damals in Cambray; und als er von der Wirthschaft unseres Markis nur hörte, schüttelte er den Kopf darüber gar sehr. Er wird nicht viel leisten, sagte der erfahrne Mann: denn Wollüstlinge sind selten gute Soldaten. —

Als der General vollens nach Arras zurück kam, und hier erfuhr, daß der Herr gar eine Mätresse bey sich habe, ließ er ihn kommen, und befahl ihm, entweder gleich wieder abzugehen, oder die Mamsell wegzuschikken, weil er durchaus nicht gestatten würde, daß ein Offizier eine Frau, noch weniger aber eine Mätresse mit sich herum schleppe.

Mamſell Juſtine würde den Marki leicht haben bewegen können, den Dienſt aufzugeben, und mit ihr auf ſeine Güter zurück zu kehren, wenn ſie es nicht für beſſer gefunden hätte, allein abzugehen. Sie hatte nämlich mit dem Kammerdiener des Marki, Mesjöh Jannot, vertraute Bekanntſchaft gemacht und gefunden, daß dieſer in manchen Punkten ein ganz andrer Mann war, als der ausgemärkelte Herr Marki. Als daher der Marki ihr den Befehl des Generals anzeigte, fiel ſie ihm um den Hals, vergoß eine Menge Thränen, und ſagte mit patheti chem Ton: Die Ehre ruft dir, Geliebter: wir müſſen uns trennen!

Marki: Ich mich trennen von dir, Juſtine? Eher wähle ich den Tod!

Juſtine: Gut! Aber die Schande?

Marki: Schande?

Juſtine: Geſchändet würdeſt du ſeyn, mein Einziger, wenn es hieße, du hätteſt die Bahn des Ruhms verlaſſen, um Frauenliebe zu pflegen. Die Welt würde dich verachten,

und ich selbst müßte es. Du bleibst bey dem Heere, und ich gehe zurück, um dereinst die Lorbeern zu küssen, die deine Schläfe umgeben werden.

Dies Galimathias währte noch lange fort, bis endlich der Marki nachgab und den Entschluß faßte, bey der Armee zu bleiben. Justine wußte das Weitere so gut einzufädeln, daß Mosjöh Jannot mit ihr abreisen durfte, und den Charakter eines Intendanten über die Güter des Herrn Marki erhielt. Hierauf reisete sie unter vielen Thränen ab, die sie vor Freude vergoß, und ließ den Marki — Marki seyn. In Deutschland werden meine Leser sie wieder finden.

Der Marki, hochbetrübt über den Verlust seiner Geliebten, überließ sich, um sich zu betäuben, jeder wilden Zerstreuung. Eines Tages hatte er mehr Burgunder getrunken, als er vertragen konnte. Er ließ sich hierauf in ein Hazardspiel ein mit einem Deutschen, der bey seinem Bataillon Leutnant war, und Gager hieß *). Gager verlohr alles,

*) Diese Anekdote ist wörtlich wahr. Sie trug sich zu, 1791.

was er hatte. Endlich blieb er dem Marki zwey Louisd'ors schuldig. Herr, sagte der Marki, meine zwey Louisd'ors!

Gager: Die sollen Sie kriegen, und zwar noch heute.

Marki: Den Augenblick will ich Sie: im Spiel borge ich nicht.

Gager: Ich auch nicht; aber Sie sehen ja, daß ich kein Geld weiter bey mir habe.

Marki: Wer kein Geld hat, soll nicht spielen!

Gager (hitzig): Ich hatte Geld!

Marki: Vielleicht auch Ehre — in Ihrem Lande?

Eine derbe Ohrfeige war Gagers Antwort. Andre Offiziere, die zugegen waren und dem Auftritt zusahen, verhinderten mehrere Thätlichkeiten, und brachten den vor Wuth tobenden Gager von seinem Beleidiger.

Der General La Fayette erfuhr den Vorgang. Beyde, sowohl der Marki als Gager, kamen in Arrest, und wurden den folgenden Tag verhört. La Fayette hatte die strengsten Befehle wider die Duelle gegeben, und mußte daher, als kluger Mann, jede thätliche Beleidigung, die zu Duellen führen konnte, schon strenge ahnden. Der große Mann dachte anders, als die Regenten mancher deutschen Universität, wo der Grundsatz: „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen,„ Kontrebande zu seyn scheint. —

Alle beyde sollten vom Regiment entfernt werden; aber weil Gager zu einer andern Zeit den Colonel beleidiget hatte: so war dieser auf der Seite des Markis. Gager also mußte fort, ging nach Frankreich, und im Jahr 1793 fand er als Sergeant seinen ruhmvollen Tod bey der Belagerung von Valenciennes.

Der Marki blieb zwar beym Regiment, aber niemand hatte weiter Achtung für ihn. Gager, als er weggeschickt war, hielt sich noch einige Tage in der Nähe von Arras

auf, und bot dem Marki durch Briefe und Boten eine Ehrenrettung mit dem Degen an. Aber der Marki erklärte, daß er sich mit einem weggejagten Offizier nicht schlagen würde. Dabey blieb's, und der Marki behielt seine Ohrfeige, samt deren Schande.

Einst wurde er auf Kommando ausgeschickt, um ein kaiserliches Piket zu recognoscieren. Ein Sergeant, der mit ihm war, fand Mittel, das Piket aufzuheben, und den Offizier nebst allen Soldaten zu Gefangenen zu machen. Der kaiserliche Offizier hatte eine volle Börse, die er aber unter den Hut steckte, als man ihn fing: also wurde bey der Visitation nichts von Geld bey ihm gefunden. Unterwegs ritt er nahe an den Marki, eröffnete ihm ganz heimlich, daß er noch fünfhundert Gulden habe, die er ihm gern geben wollte, wenn er ihm die Freyheit gestatten würde. Der Marki hatte eben damals Mangel an Geld, und freute sich, auf diese Art einige Gläubiger abspeisen zu können, die ihm täglich zur Last fielen. Er nahm den Offizier also auf die Seite. Der Sergeant rief ihm zu: „Herr Marki, machen Sie, daß Ihnen Ihr Gefangener nicht durch die Lappen

geht!„ Oho, war die Antwort: sorgen Sie nur für Ihre!

Der Offizier gab dem Marki seine Börse, und an dem ersten Abweg galoppirte er davon. Der Marki sprengte ihm freilich nach, aber so, daß er absichtlich vom Pferde fiel, und also dem Entspringenden Zeit genug zum Entkommen ließ.

Der Sergeant fluchte schrecklich über die Fahrläßigkeit des Markis, und drohte, ihn auf der Stelle zu erschießen. Aber der Marki fand schon Gelegenheit, und versprach ihm funfzig Thaler, wenn er schweigen würde. Der Sergeant beruhigte sich; und als der Vorfall dem General gemeldet wurde, bezeigte dieser sein Wohlgefallen über das aufgehobene Piket.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Fernere Großthaten des Marki.

Der Sergeant, welchen der Marki durch Geld bestochen hatte, war zwar ein trefflicher Soldat, aber ein großer Säufer und Spieler. Sein Tractament reichte niemals zu, und in allen Schenken blieb er schuldig. Als er aber die funfzig Thaler vom Marki erhielt, zahlte er auf einmal alle seine Schulden, und erwarb sich neuen Kredit.

Weil dieser Mann in der Folge dieser Geschichte noch mehrmals vorkömmt, so kann ich seine frühern Schicksale nicht unberührt lassen. Er war aus der Normandie gebürtig, hatte in seiner Jugend lateinisch gelernt, und war in den Orden des heiligen Dominikus getreten. Die Predigermönche — so heißen die vom Orden des heiligen Dominikus — waren damals in der ganzen Normandie nach der Aufhebung der Jesuiten die allgemeinen Beichtväter. Pater Florinus — so hieß unser Ser-

geant damals mit seinem Klosternamen, ward der Beichtvater eines Grafen, dessen ganzes Zutrauen er sich in einem solchen Grade erwarb, daß er sogar der Hofmeister von dessen Kindern ward. Marionette, die älteste Tochter des Grafen, ließ sich durch die Lehren des Paters verführen, und die Folgen davon wurden bald sichtbar. Der Vater entdeckte den Verführer, und zeigte dessen Vergehen dem Erzbischof an, und dieser verdammte ihn zu der kanonischen Strafe, welche er im Gefängniß abbüßen sollte. Man sperrte ihn in seinem Kloster ein, aber er entkam durch den Beystand eines Layenbruders, und entfloh nebst diesem nach den Niederlanden, wo er unter der damals neuen Nationalgarde Dienste nahm.

Seine Apostasie wurde zwar bekannt, und der Bischof requirirte wider ihn *); aber

*) Die Erzbischöfe in Frankreich mußten zu Anfange der Revolution das Erz ausstreichen und sich blos Bischöfe nennen; endlich gegen das Ende von 1793 wurde die ganze geistliche Ober-Aufsicht, Episcopatus auf Griechisch genannt, aufgehoben.

die Macht der geistlichen Herren galt schon damals wenig mehr, und La Fayette nahm auf die Klage keine Rücksicht. Wenn man, so schrieb er an den König, Meineidige, Mörder, Diebe und Bankrottirer begnadiget, sobald sie Kriegsdienste nehmen: so kann man wohl auch einem Dominikaner durch die Finger sehen, der etwas that, was gar oft die Herren Päpste thaten.“

Da der Marki auf die erzählte Art mit dem Sergeanten vertraut worden war: so hatte er auch weiter kein Geheimniß für ihn. Der Sergeant erfuhr nun auch bald die hauptschwache Seite des Markis, die nämlich, daß er keinen Muth hatte, und sich vor dem Degen ärger fürchtete, als eine Bethschwester vor dem Fleischessen am Charfreytag. Er suchte aus dieser Entdeckung Vortheil zu ziehen, und ließ einen Soldaten, der ein Erzwindbeutel und Gatzvogel war, mehrmals die Uniform eines verabschiedeten Preußischen Leutnants anziehen, der sich in Arras aufhielt. Wenn nun der Marki, in Begleitung des Sergeanten, Abends über die Straße ging: so stieß der verkleidete Soldat auf den Marki, schuppte ihn, und

ging mit einem sehr ernsthaft ausgedrückten: „wir sprechen uns Morgen„ seiner Wege.

Den folgenden Tag kam der Sergeant, und brachte ein Ausforderungsbillet, welches den Marki in Todesangst versetzte. Er wollte sich gegen den Preußen erklären; aber der Sergeant versicherte, dies könne er nicht: schlagen müsse er sich durchaus, oder einen Vermittler suchen, wozu er sich dann immer anbot. Der Marki ließ sich die Vermittelung gefallen, und der Sergeant kam nach einigen Stunden zurück, und versicherte: alles sey beygelegt: der Preuße sey den Abend vorher betrunken gewesen, und er habe ihn beredet, daß der Herr Marki derjenige gar nicht sey, der ihn geschuppt habe, u. s. w. — Der Marki zahlte jedesmal acht Kronenthaler, die der Sergeant nachher mit seinen Kumpanen verjubelte.

So ging es dreymal glücklich; aber das vierte Mal schuppte der schnakische Soldat den Marki so unsanft, daß er in eine Gosse fiel und sich über und über besudelte. Sein Bedienter Picard erkundigte sich nach der Ursache der Besudelung, und erfuhr sie. Der

ehrliche Kerl ärgerte sich gar mächtig darüber, nicht aus Respekt für seinen Herrn, denn diesen verachtete er lange; sondern aus Haß gegen den deutschen Offizier, dem er, als ein ächter Franzose, spinnefeind war. Er forschte also die Abendspaziergänge des Preußen aus, lauerte ihm auf, und unterstützt durch zwey andre französische Lotterbuben von Bedienten, prügelte er ihn ganz unbarmherzig. Die Patrouille kam dazu; die Gehülfen entflohen, aber Mosjöh Picard stürzte, und wurde erhascht und eingesteckt. Nun mußte er die Ursache seines Vergehens angeben und er gestand alles. Der Marki wurde auch befragt, und bestätigte die Aussage seines Bedienten, welche er wirklich für gegründet hielt.

Nun kam die Reihe an den Preußen, und dieser wußte von Allem nichts, und bewies, daß er an den Tagen, woran er den Marki sollte geschuppt haben, allemal zu einem Freunde aufs Land verreiset gewesen sey, und berief sich zum Ueberfluß noch auf das Zeugniß des Soldaten, der ihn bediente. Dieser nun war gerade der Spaßvogel, der die Person des Deutschen gespielt hatte. Er

verwickelte sich in seiner Aussage, und gestand endlich alles. Die Sache war von da an sehr lange zur Schande des Markis der Gegenstand des Gespräches in allen Zirkeln.

Da der Marki stäts spielte und stäts verlohr: so klagte er einst seinem Freunde, dem Sergeanten, dem er trotz des Stückchens, das er ihm gespielt hatte, doch gewogen blieb, daß es bey ihm anfange an Geld zu gebrechen, wegen seines grossen Unglücks im Spielen. Der Sergeant sah den Marki an, und fragte ihn: ob er denn das Spiel nicht recht verstehe? Der Marki bejahte zwar dies, aber er setzte hinzu, daß man doch nicht gewinnen könnte, wenn Karten und Würfel unglücklich fielen.

Man muß sie glücklich fallen machen, antwortete der Sergeant: und wenn Sie wollen, so machen wir gemeinschaftliche Sache, und ich stehe Ihnen dafür, Sie sollen gewinnen. Der Marki ließ sich den Vorschlag gefallen, und von dem Tage an gewann er oder der Sergeant immer ansehnlich. Die Kunstleute stellten sich nämlich beym Würfelspiel oder beym so genannten Knöcheln, welches unter

allen Gaunerspielen das fatalste und unter allen Zeitvertreiben der elendeste ist, aber gerade deswegen so manchem Herrn gefällt, neben einander; der Marki nahm dann die Würfel, aber so, daß der Sergeant einen guten wegbringen, und einen falschen, der auf der einen Seite mit Bley beschwert war, unterschieben konnte. War dies unter allerhand Grimassen richtig, dann warf der Marki, und gewann Wurf auf Wurf. Den folgenden Tag wechselte der Marki die Würfel, und nun gewann der Sergeant. Die übrigen Knöchelet wurden nach und nach aufmerksam, und wunderten sich über das abwechselnde regelmäßige Glück des Markis und des Sergeanten. Weil diese aber sehr fir waren, und ihre Betrügerey mit vieler Behutsamkeit trieben: konnte niemand etwas dawider haben. Eines Tages aber warf der Sergeant; und der falsche Würfel fiel auf den Boden. Ein Mitspieler hob ihn auf, begukte ihn und wägte ihn auf den Fingern. Was Teufels, rief er: das ist ja ein falscher Würfel!

Was sagen Sie? fragte der Sergeant.

Daß dies ein falscher Würfel ist, erwiederte der Andre: er ist gewiß mit Bley gefüttert: die ganze Gesellschaft soll es gleich sehen!

Mit diesen Worten nahm er ein Messer und einen Hammer, öffnete den Würfel, und zeigte das Bley vor, womit die den sechs Augen entgegengesetzte Seite gefüttert war. Alle Anwesenden erstaunten und wollten über den Sergeanten her; allein dieser war fort und blieb fort. Der Marki selbst war einer von denen, die ihn in ganz Arras aufsuchten; aber der Herr Sergeant war nicht zu finden. Er hatte wirklich die Flucht ergriffen, um nicht mit Schimpf und Schande als ein Betrüger vom Regiment gejagt zu werden.

Der Verdacht: der Marki habe an der Betrügerey des Sergeanten Theil gehabt, verbreitete sich bald und hatte alle Wahrscheinlichkeit für sich. Er hätte ihn sogleich soldatisch heben können, wenn er nur erklärt hätte, daß er jedem, der etwas Nachtheiliges von ihm ausspreugen würde, seinen Mann stehen wollte; aber es fehlte ihm an Muth:

und so überließ er es der Zeit, das Gerücht zu ersticken.

Gesetzwidrig ist es allerdings, sich zu schlagen, und der Weg, durch eine Schlägerey wirklich verlohrne Ehre wieder herstellen wollen, ist immer eben so unsinnig als barbarisch; aber nothwendig wollen doch zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen Manche es finden, zu beweisen, daß man Muth und Herz habe, sich metallenen Richtern oder Degenspitzen auszusetzen. Denn noch — sagen die Herren — giebt es Fälle, wo statt der wahren Ehre deren Schattenbild steht, und so ein Schattenbild soll dann einem Assignate gleichen, das eben so viel gelte, als das baare Gold oder Silber. O quantum est in rebus inane!

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der Herr Marki emigrirt.

La Fayette machte unter andern Verordnungen auch diese, daß bey Besetzung der militärischen Stellen durchaus nicht mehr auf Adel, Ahnen, Reichthum und anderweitiges Schein- oder Nebenverdienst, sondern einzig und allein auf militärisches Talent Rücksicht genommen werden sollte. Zufolge dieser Verordnung, die auch der König guthieß, wurden viele Nicht-Adliche den Adlichen vorgezogen. Dieses Schicksal traf auch unsern Marki. Längst hätte er Leutnant werden sollen; aber allemal zog ihm der Colonel einen vor. Dies verdroß ihn, und mehemals war er willens, ganz und gar abzuziehen. Endlich brachte ein Brief des Seracanten diesen Entschluß zur Reife. Hier ist der Brief.

Koblenz, 1791.

Monsieur,

Dank sey es der Vorsehung, daß mein falscher Würfel entdeckt wurde, und ich mich abführen mußte. Vielleicht wäre ich noch in Arras bey der Nationalbande, die Gott von der Erde vertilgen mag. Was unterstehen sich die Elenden, für die Erhaltung einer Konstitution zu fechten, welche unser König verabscheut, und die er blos aus Furcht vor dem rasenden Pöbel angenommen hat. Sie werden es sehen, Herr Marki, daß unser allerchristlichster König bald seine Larve ablegen wird, sobald nämlich die fremden Mächte sich werden gerüstet haben, und wider die Gott vergessenen Franzosen zu Felde ziehen.

Ich bin gerettet: denn ich ging gerade von Arras nach Worms, und von da nach Koblenz, wo ich mich für einen Grafen ausgebe und Lamel e heiße. Dies zur Nachricht; es muß aber unter uns bleiben! Freilich haben mich Einige kennen wollen, und meine

Geſchichte hier ausſprengen; aber ich habe mich zweymal geſchlagen, und nun zweifelt keiner mehr, daß ich ein Graf bin.

Hier leben wir vortrefflich: ich bin ſchon Kapitän, und habe Hoffnung, noch dieſes Jahr Colonel zu werden. Unſre Prinzen ſind alle hier, und Artois erinnerte ſich neulich Ihrer mit vielem Antheil. Der unvergleiche Artois! Der göttliche Bourbonnide! Kommen Sie doch zu uns, Herr Marki, und verlaſſen Sie ums Himmels willen eine Rotte, die ſich verſchworen hat, den Thron zu ſtürzen, und die Gerechtſame des Adels und der Geiſtlichkeit zu vernichten! Kommen Sie ja! Sie werden den Augenblick angeſtellt: denn man kennt Sie, als einen Freund des großen Artois. Um Geld ſeyen Sie unbeſorgt. Wenn Sie hieher kommen: ſo fangen wir unſer Würfelmandver von neuem an. Hier haben unſre großen Herren aus Frankreich Geld wie Heu, und dabey noch nichts zu thun. Alſo iſt das Spiel ihr vornehmſter Zeitvertreib.

Kommen Sie nur, aber ja bald! Ich bin Ihr Diener,

Der Graf von Lamelle.

Als der Marki diesen Brief gelesen hatte, war sein Entschluß gefaßt. Schon den folgenden Tag, als er von dem Colonel seines Bataillons einen derben Verweis wegen seiner Ungeschicklichkeit bekam, sagte er gerade heraus, daß er seinen Abschied haben wolle. Der Colonel lächelte: gut, sagte er, ich wills dem General melden. Sie können indessen nur einpacken: denn ich stehe Ihnen dafür, daß Sie Ihren Abschied erhalten werden. Ich kenne den General.

La Fayette war froh, den ungeschickten Gebrian los zu werden, und ertheilte ihm mit vielem Vergnügen den Abschied.

Gebrian nahm seinen Weg nach seinen Gütern; aber wie erschrack er, als er auf halbem Wege erfuhr, was aus ihnen geworden

war! Mamsell Justine hatte nach ihrer Zurückkunft eine Vollmacht erkünsteln lassen, worin der Marki sie befugte, mit seinem Eigenthum nach Gutbefinden zu schalten. Sie hatte sogar einen Todtenschein über die Gemahlin des Marki vorgezeigt und durch einen Trauschein bewiesen, daß sie die rechtmäßige Gattin des Marki sey. Endlich war sie zu Anstalten geschritten, die Güter zu verkaufen, hatte auch wirklich einige Grundstücke von geringerm Belang schon veräußert und würde alle Güter der Reihe nach verkauft haben, wenn nicht die Revolution ausgebrochen wäre, die alle Edelleute und alle Klöster ihrer Güter beraubte.

Die Bauern, die die unmenschlichen Rekkereyen ihres vernunft- und gefühllosen Markis so lange und so grausam ertragen hatten, geriethen, wie in ganz Frankreich, vor Rachsucht auch dort in Raseren, als sie nur hörten, daß man den Adel unterdrücken wolle. Sie stürmten schon im Voraus das Schloß ihres

Tyrannen; und Justine hatte es einem Wink ihres Vaters zu danken, daß sie und ihr Liebhaber mit ihrem Gelde und einigen Kostbarkeiten noch zur rechten Zeit entkommen waren. Bald darauf erbrachen und zerschlugen die schadenfrohen Racheschnauber Alles, zertrümmerten das herrschaftliche Wappen, und raubten und plünderten, was noch dazu da war. Was sich nicht wegbringen ließ, zerstöhrten sie. Den Justitiarius fanden sie in einem Schweinestall, wohinein aus Angst er sich verkrochen hatte. Unbarmherzig zogen sie ihn hervor, hackten ihm die rechte Hand ab, schleiften ihn hin und her, und mishandelten ihn mit Anprallen, Stoßen und Schlagen so arg und lange, bis er den Geist der Ungerechtigkeit und der Tyranney eben so jämmerlich aufgab, als den seines Lebens. Dann hieben sie ihm den Kopf ab, steckten den auf eine Stange, und trugen ihn so unter lautem Jubeln herum im Orte.

Auch den Forstmeister ertappten die Rasenden. Diesen sperrten sie in einen Hof ein,

banden ihm die Hände rückwärts, schnitten ihm Nase und Ohren ab und so ließen sie einen zur Wuth gereizten Brüllochsen gegen ihn los und toben. Der Wüthende warf ihn einigemal mit seinen Hörnern in die Höhe, und zerquetschte ihm endlich die Brust. Auch hatte der Kopf dieses Unglücklichen das Schicksal, welches der Kopf des Justitiarius gehabt hatte. Alle übrigen Bedienten des Markis wären eben so aufs äußerste mishandelt worden, wenn sie sich nicht durch die Flucht gerettet hätten. Der Marki selbst würde der Wuth des entrüsteten Pöbels am wenigsten entgangen seyn, wenn er zugegen gewesen wäre. Gewiß hätte er, wie so sehr Viele seines Gleichen in jenen traurigen Zeiten, für all sein unmenschliches Thun und Thunlassen auf die gräßlichste Art mit dem Leben büßen müssen.

Die Bauern, welche Mitleid und Mäßigung verlernt hatten, weil sie beydes nie fanden, wollten sogar das Schloß und alle Lusthäuser in Brand stecken; aber, die Habsucht

widerstand hier der Mordbrennerey. Man könne ja das Holz brauchen, hieß es: man wolle die Raub-Nester niederreißen, und mit den Materialien seine Wohnungen ausbessern oder neue davon aufführen. Dieser Vorschlag gefiel, und nun gings ans Niederreißen.

Und so stand es mit Gebrians Beamten und Gütern, als er im Begriff war, sich ihnen zu nähern. Kaum hatte er die Zerstöhrung vernommen, so eilte er bestürzt zurück und zwar nach Paris. Hier erfuhr er die Lage von den Angelegenheiten Frankreichs genauer; und weil er jetzt einsah, daß er weiter eilen müßte, wenn er mit dem Leben davon kommen wollte: so blieb er auch keinen Tag.

Ein Glück war es für ihn, daß er die französische Nationalkleidung noch trug, und noch sein Patent, als Offizier bey der Nationalgarde, zeigen konnte. Beydes machte,

daß man ihn ungehindert durchließ, sobald er vorgab, daß er zu den Truppen wollte, welche man damals im Elsaß zusammenzog. Auf diese Art kam er überall glücklich durch und nach Strasburg. Hier setzte er über den Rhein und wirthschaftete, wo er hinkam, trotz alle dem noch immer unbesonnen, auch ohne seine Kasse je zu berechnen: und so war es kein wunder, daß er auch ohne einen Heller Geld Koblenz erreichte.

Ende des ersten Bändchens.

Verbesserungen.

Seite 3. Zeile 20. nichts ärger scheuen.
" 5. " 3. Finanzsystem ihm auch.
" 16. " 3. u. 4. Titel und Ehrenzeichen gerade so lange lieben, als.
" 28. " letzte. zu überlegen, was.
" 36. " 5. drey tausend Livres.
" 37. " 4. Der Marki und die Markise.
" 43. " 3. und die Frau Markise.
" 44. " 4. Allemands cont.
" " " 12. gnädiger Protection.
" 78. " 4. Was seufzest du.
" 80. " 14. Prinzen begleiten.
" 88. " 12. Freund Reinard.
" 161. " 3. Er soll sogar den Ackerbau

Marki von Gebrian,

oder

Leben und Ebentheuer

eines

französischen Emigranten.

Ein politisch-komischer Roman

von

Friedrich Christian Laukhard.

Zweyter Theil.

Leipzig, bey G. Fleischer dem Jüngern.

1800.

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Emiaranten-Politik Seite 3

Zweytes Kapitel. Zweyte Ehrenbahn unſers Helden. " " " " 12

Drittes Kapitel. Geheime Sendung unſeres Helden. " " " " 19

Viertes Kapitel. Es geht doch nicht ſo! 27

Fünftes Kapitel. Gebrians Heldenthaten. " " " 38

Sechſtes Kapitel. Marki von Gebrian ein Held gegen ſeine Landsleute. " 47

Siebentes Kapitel. Der Marki geht nach Deutſchland. " " 60

Achtes Kapitel. Juſtinens oder der Fr. von Nevers Geſchichte. " " 69

Neuntes Kapitel. Der Marki geht nach Avenoſien. " " " 77

Zehntes Kapitel. Was man wohl nicht vermuthet hätte! " " 87

Eilftes Kapitel. Deutſche Extra-Helden. 100

Zwölftes Kapitel. Politiſche Inquiſition. " " 110

Dreyzehntes Kapitel. Cenſur- und Bücher-Verbot. " " " 119

Vierzehntes Kapitel. Der Marki wird Oberlazareth-Inſpector. " " 128

Funfzehntes Kapitel. Wie gewonnen ſo zerronnen! " " 137

Sechzehntes Kapitel. Der Marki auf dem Schloß der Gräfin von Gänſekiel. 146

Siebzehntes Kapitel. Der Marki Hofmeiſter einer gräflichen jungen Herrſchaft. " " 157

Achtzehntes Kapitel. Der junge Carl an ſeinen Vater. " " 169

Neunzehntes Kapitel. Der Marki wird fortgeschickt. 178

Zwanzigstes Kapitel. Der Marki wird Pferdehändler. 186

Ein und zwanzigstes Kapitel. O weh, armer Marki! 196

Zwey und zwanzigstes Kapitel. Der Marki rettet sich aus dem Arrest. 202

Drey und zwanzigstes Kapitel. Herr von Lümmel. Der Marki wird mit Hunden fortgehetzt. 211

Vier und zwanzigstes Kapitel. Der Marki wird Sprachmeister zu Rudhausen. 223

Fünf und zwanzigstes Kapitel. Die Frau Markise und die schöne Nonne finden sich wieder. 229

Sechs und zwanzigstes Kapitel. Fortsetzung. 236

Sieben und zwanzigstes Kapitel. Das war ein theures Spiel! 244

Acht und zwanzigstes Kapitel. Der Marki in Rußland. 251

Neun und zwanzigstes Kapitel. Die Frau Markise und ihre Freundin Clairon werden sehr glücklich. 258

Dreyßigstes Kapitel. Fortsetzung. 267

Ein und dreyßigstes Kapitel. Wieder was schönes! 274

Zwey und dreyßigstes Kapitel. Lascivienti ferula puero. 280

Drey und dreyßigstes Kapitel. Der Marki macht Krakeele! 284

Vier und dreißigstes Kapitel. Letzte Rolle des Marki von Gebrian. 283

Marki von Gebrian.

Zweyter Theil.

Erſtes Kapitel.

Emigranten-Politik.

Der Marki von Gebrian kam gegen Abend zu Koblenz an, und das erſte was er vornahm, war, daß er ſich nach der Wohnung ſeines Freundes, des Grafen Lamelle, oder des ehemaligen Sergeanten zu Arras, begab. Man ſagte ihm, er ſey am Hofe der Prinzen: er möge nur dahin gehen: da ſey jeder Emigrant willkommen. Er ging hin, hatte aber nicht nöthig zu fragen, wo das Hotel des Prinzen ſey. Denn das Ein- und Auslaufen, das vive le Roi, welches aus den Kehlen derer, die daher kamen, ertönte,

die lärmende Musik, das Singen und Gröhlen, nebst einer Menge Frauenzimmer, die da aus den Fenstern guckten — zeigte ihm hinlänglich an, daß dort der Aufenthalt der Prinzen seyn müßte.

Ein Bedienter fragte ihn, wer er wäre; und als er seinen Namen gesagt hatte, führte ihn dieser in einen unermeßlichen Saal und schrie: der Herr Marki von Gebrian, welcher so eben aus Frankreich kommt!

Der ganze Saal erhob sich: willkommen Herr Marki! Es lebe der König! Es sterben die Rebellen! — ertönte nun von allen Seiten. Der Graf von Artois und der Graf von Provence eilten auf ihn zu, und umarmten ihn: eben dies thaten alle übrigen. Der Marki war wie betäubt, und erkannte nicht einmal seinen Freund Lamelle, ob er gleich neben ihm stand. Endlich liefen alle Herren und Damen wieder nach ihren Plätzen, und Lamelle führte den Marki auf einen Stuhl und setzte sich neben ihn.

Nun, Sie sind doch brav, daß Sie kommen! Sie werden es nicht bereuen.

Der Marki erzählte dem Grafen das Unglück, welches ihm mit seinen Gütern widerfahren war, und klagte sehr darüber. Aber der Graf brach in ein lautes Gelächter aus, und rief einem nicht weit davon sitzenden Düc zu.

Monsieur le Duc, ist's nicht thörig, daß der Herr Marki von Gebrian sich über den Ruin seiner Güter beklagt? Die Bauern haben ihm alles genommen und sein Haus in den kläglichsten Zustand versetzt; seine Gärten sind verwüstet, seine Alleen umgehauen, und der Park ist ausgestaudet. Sagen Sie, Monsieur, hat der Marki Recht, sich zu beklagen?

Nein, sagte der Düc: der Marki darf eben so wenig klagen, als die übrigen von uns, denen es nicht besser gegangen ist. Mir ist es auch so gegangen; aber bey Gott: ich werde Ersatz haben! Wir sind versichert, meine Herren: es wird uns nicht nur alles erstattet werden, sondern wir werden weit

mehr erhalten, als wir verlohren haben. Und wie süß muß die Rache seyn, die wir an den Bösewichtern nehmen werden! Die Revolution wird ganz zuverlässig nur wohlthätige Folgen für den Adel haben, wenn schon die Leute glauben wollen, der Adel werde verlieren.

Wer das glaubt, sagte ein Edelman aus Gascogne, der zugehört hatte, ist ma foi, ein Narr! Gestern war ein Deutscher hier. Der behauptete öffentlich, daß wir Ursache hätten, uns in Acht zu nehmen: die Nation sey von uns zu arg mishandelt worden und darum gar zu sehr gegen uns aufgebracht. Der Mensch räsonnirte wie ein Deutscher; und darum hatt' ich auch Mitleid mit dem Schwachkopf. Aber ein Franzose muß und kann nicht so räsonniren, oder er hat Anspruch auf eine Stelle in den petites maisons *). Denn lassen sie uns einmal die Sache genauer ansehen, meine Herren! Der Adel ist die Hauptstütze des Staats, der vornehmste Stand darin: wie kann also Frankreich bestehen ohne Adel? Dies ist ei-

*) Das ehemalige Irrhaus zu Paris.

ne pure Unmöglichkeit. Und was ist denn die Nation? Ein Ding, das nie zusammen kommen kann! Wie wollen sich drey bis vier und zwanzig Millionen Menschen vereinigen, um für ihr Bestes Rath zu pflegen! Wenn dies geschehen soll: so müssen es die Repräsentanten des Volks thun. Wer aber sind die? — Der Adel, die Grossen sind es! Werden die nun wohl wider sich seyn und Anstalten treffen, wodurch sie ihre Macht, ihr Ansehen verliehren könnten? Genug, Wir, — Wir machen die Nation aus, und nur Wir — wir repräsentiren sie.

Nicht anders, fiel der Bischof von Laon ein: Denn wie der Pabst und die Bischöfe, nebst der übrigen Geistlichkeit, die Kirche vorstellen und im Namen der Kirche ausmachen, was sie für gut finden, eben so stellt der König und die höhere und niedere Noblesse das Volk vor, und können folglich entscheiden und thun, was sie wollen.

Wie wird es aber in Frankreich werden? fragte der Marki.

Wie wirds werden! entgegnete der Gascogner. Erstlich werden die Rebellen zu Paaren getrieben; dann gehts an ein Rädern, Viertheilen, Köpfen, Hängen und auf die Galeeren schleppen, daß es nur so eine Lust ist! Hernach werden alle zu Leibeignen gemacht, die nicht von Adel sind; ihre Güter werden eingezogen und vertheilt an den Adel, der sie nachher den vorigen Besitzern wieder überläßt, aber gegen einen räsonnabeln Pacht und mit Vorbehalt des Ober-Eigenthums. Der Edelmann zahlt alsdann zwar die königlichen Abgaben, aber er zieht ja von den Bauergütern schon dreymal mehr Pacht, als diese betragen. Seine adlichen Güter bleiben demnach immer frey. Wenn Soldaten zu stellen sind: so liefert sie der Edelmann aus den Kindern seiner Vasallen.

Vortrefflich! rief der Graf von Provence: dieser Vorschlag muß ausgeführt werden.

Ich werde noch Morgen der Königin davon Nachricht geben, sagte Artois, damit sie doch wisse, wie es bald in Frankreich aussehen wird.

So räsonnirten oder deräsonnirten die Herren noch lange fort; und unser Marki, dem seine Güter noch immer nahe gingen, freute sich, daß er nun bald zu ihrem Besitz würde zurückkehren und seinen gewohnten Despotismus weiter ausüben können.

Endlich kam das Abendessen, welches über allen Glauben prächtig war, obgleich der Graf von Artois, der es gab, die Herren und Damen gar sehr bat, vorlieb zu nehmen, und ihnen versprach, in Paris bald ein besseres zu geben.

Ein Bal bis gegen Tag beschloß die Feierlichkeit; doch gingen die Herrschaften noch nicht aus einander. Einige spielten hohe Hazardspiele, andre zechten Punsch und andre kostbare Weine, noch andre saßen in kleinen Gruppen an den Fenstern, sprachen Unsinn und Zweydeutigkeiten, um das Frauenzimmer zu unterhalten, dem es um vier Uhr noch zu früh war, zu Bette zu gehen.

Das nenne ich eine herrliche Nacht, sagte der Marki beym Weggehen zum Grafen von Lamelle: futter, ich habe mich königlich divertirt!

Graf: So geht es alle Tage: alle Tage können Sie sich so divertiren. Wenn's nur noch lange so fortgeht!

Marki: Wie denn so?

Graf: Hören Sie Freund: ich habe hier eine Bemerkung gemacht, woraus wir Nutzen ziehen müssen, je eher je besser, und ich will sie Ihnen mittheilen, aber alles muß unter uns bleiben.

Marki: Nun?

Graf: Die Prinzen ruiniren sich durch ihre Verschwendungen; eben das thun auch die andern Großen-Herren. Vorzüglich verdirbt sie das Frauenzimmer, und noch mehr das Spiel. Lange kann es nicht mehr währen, und sie müssen entweder einpacken, oder sich endlich der Gefahr aussetzen, Deutsche und Engländer um Vorschuß anzusprechen. Es kann auch geschehen, daß es bald ins Feld geht. Ich dächte also, wir suchten unsre Pfeife zu schneiden, dieweil wir noch im Rohr sitzen.

Marki: Aber wie das? Wollen wir wieder spielen? Ich habe dazu kein Geld:

Bedenken Sie doch, wie hoch hier gespielt wird!

Graf: Lassen Sie mich sorgen! Hier haben Sie zwanzig Luidor: die reichen hin, und heute Abend spielen wir, aber so wie in Arras, allemal in Compagnie. Damit wir indeß sichrer seyn können, werde ich noch heute einen anwerben, der sich hier für einen Mikomte ausgiebt, ehemals aber in Frankreich einen Commis bey einem Generalpächter gemacht hat. Der Kerl kann Hokus Pokus im Spiel machen, daß es zum Erstaunen ist. Seit vier Wochen hat er mehr als tausend Luidor gewonnen: Das heißt doch Industrie!

Der saubere Anschlag gefiel dem Marki gar sehr, und er half ihn so gut ausführen, daß er und seine beyden Gehülfen in weniger als zwey Monaten jeder zweytausend Luidor gewonnen hatten. Da sie mitunter nach Art aller Betrüger im Spiel auch stark verloren, und oft sehr ehrlich spielten: so merkten diejenigen, welche von ihnen betrogen wurden, davon nicht das mindeste. Einmal schrieben die Geprellten ihr Unglück dem Zufall zu, und dann schätzten sie das Geld so wenig, daß sie dessen Verlust kaum bemerkten.

Zweytes Kapitel.

Zweyte Ehrenbahn unseres Helden.

Nun Herr Marki, sagte Artois zu unserm Helden: Sie sehen jetzt, daß der Krieg ausbrechen wird, und daß wir eine Gegenrevolution durchaus bewirken müssen. Wollen Sie jetzt Ihr Versprechen halten und unter meiner Fahne dienen?

Der Marki bückte sich bis zur Erde, wiederholte auf's feyerlichste, daß er kein größeres Glück kenne, als unter einem so großen, weisen und tapfern Fürsten zu dienen. Dies gefiel dem Artois, und auf der Stelle ward Gebrian Hauptmann, doch noch ohne Compagnie.

Die Emigranten, von ihrem Selbstdünkel geblendet, glaubten, daß die französische Armee entweder Regimenterweise, oder doch nach und nach zu ihnen übergehen würde. Eben dies versprachen sie sich von einem großen Theil der Nation. In dieser Erwartung errichteten sie Bataillone, Regimenter, Com-

pagnieen, Eskadronen und andre Haufen in Menge, und versahen sie mit Offizieren hinlänglich, wenn man nämlich auf die Zahl und nicht auf die Geschicklichkeit derselben sieht. Diesen Offizieren fehlte es aber an der Hauptsache oder an Leuten zum Dienstthun. Zu Koblenz z. B. zählte man im Jahr 1792 mehr als funfzig französische Generale, und eine gewaltige Menge andrer Offiziere: beynahe jeder Edelmann, oder wer sich für so ein Werbstück ausgab, war auch Offizier.

Nachher hat sich freylich das Ding geändert: denn als die Herren sahen, daß die erwarteten Franzosen ausblieben, mußten die Interims-Offiziere entweder quittiren, oder gemeine Dienste thun; und eben dieß, wie ich bald zeigen werde, ist auch die Ursache, daß so viele Grafen, Vicegrafen, Baronen, Markis und andres Feinzeug dieses Gelichters in ganz Deutschland herumschleicht. Dieses zur nothwendigen Nachricht für die, welche sich die Entstehung des Emigrantenschwarms in unserm Vaterland vielleicht noch nicht recht erklären können.

Gebrian war also Capitän. So lange er vorher noch unter den Nationalgarden stand,

mußte er täglich Dienste thun; denn seine Obern gestatteten ihm nicht zu faullenzen und Nebendinge zu treiben. Aber in Koblenz ging die Sache weit besser. Der damalige Dienst, das heißt, das Exerziren der Rekruten war einigen Unteroffizieren überlassen, und das Schildwachtstehen verrichteten gemeine Soldaten. Man hielt zwar alle Tage Parade, allein das geschah nicht, um den Dienst zu lernen, den jeder schon, trotz einem General zu verstehen glaubte, sondern um Lustparthieen zu besprechen, oder sich neue Mähren mitzutheilen.

Indessen vergaßen sie doch auch nicht, daß sie Offiziere waren; und da sich dieses im Prügeln und Schimpfen auf die Gemeinen am besten sichtbar macht: so behandelten sie ihre Untergebne oft gleichsam so zum Spaß, und bewirkten dadurch, daß viele von den emigrirten Nicht-Adlichen bald wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, bey ihrer Nation Dienste nahmen, und die elenden Wichte von Prinzen, Edelleuten und Pfaffen nur desto ärger verschrieen, und immer tiefer herabsetzten.

Gebrian fand diese Art des Soldatendienstes überaus bequem für die Gegenwart;

und um die Zukunft war er ganz außer Sorgen, weil ihn alle, und ſogar ſolche, welche die Sache hätten verſtehen ſollen, auf Ehre verſicherten, daß die der Nation dienenden Burſche gleich beym erſten Anblick der Emigranten-Armee zurückweichen und ſich zerſtreuen oder zu ihnen überlaufen würden.

Gebrian ſchrieb an ſeine Mutter, und meldete ihr die neue glänzende Laufbahn, die er angetreten hatte. Er erhielt die größten Lobſprüche und die kräftigſten Segenswünſche zur Antwort. Die Dame hatte ihre Gedanken um Etwas geändert, und behauptete, daß eine Rebellion in Frankreich vorgefallen ſey, welche mit Gewalt müſſe unterdrückt werden. Der Fürſt von Avenoſien, fügte ſie hinzu, ſey anfänglich gegen die franzöſiſchen Händel ziemlich gleichgültig geweſen, nun aber ſprühe er Feuer und Flamme wider die neuen Anſtalten u. ſ. w.

Unſer Marki ſprach einige Tage nach Empfang der Antwort mit dem Grafen von Artois in Beyſeyn des Calonne.

Was iſt das für ein Fürſt, der Fürſt von Avenoſien? fragte Artois: den Namen kenne ich nicht.

Gebrian beschrieb ihm die Gegend des Fürstenthums: denn mehr wußte er auch nicht davon. — Ja, ja, fuhr Artois fort, es wird wol so einer von denen Fürsten seyn, deren es in Deutschland viele, viele giebt, und um welche sich Niemand bekümmert.

Gebrian erwiederte, daß der Fürst von Avenosien immer ein mächtiger Herr seyn müsse, indem er viel Soldaten halte, Parforcejagden anstelle, einen großen Hofstaat unterhalte, und endlich gar seine, des Markis, eigne Schwester zur Mätresse habe.

Das läßt sich hören, sagte Calonne: der Marki hat Recht: der Fürst von Avenosien muß so gar klein nicht seyn. Wie wär's, wenn wir ihn zu unserm Bundesgenossen zu machen suchten?

Artois: Ma foi, das geht! Ich will ihn gern in meine Dienste nehmen, wenn er sich dazu nur meldet. So was ist doch das Steckenpferd vieler deutschen Fürstlinge. Es ist nur die Frage, ob gerade dieser von eben der Art ist!

Calonne: Warum denn nicht? Ist es nicht Ehre für einen deutschen Fürsten, sich und seine Truppen unsern Diensten oder vielmehr dem Dienste unsers Königs zu überlassen?

Marki: Sie haben Recht: ich kenne den Fürsten; und gewiß wird er alles wollen, was Ihre Hoheit von ihm fodern werden.

Artois: Hören Sie, Marki, ich will Ihnen den Auftrag geben, den Fürsten von Avenosien dahin zu bewegen, daß er sich in meine Dienste begebe, nebst allem Zubehör, ich meyne, nebst Truppen, Artillerie, Munition, Pferden und allem, was zum Unterhalt einer Armee gehört. Während des Kriegs muß er alles dieß auch unterhalten mit Geld und Lebensmitteln für Mann und Pferd. Aber wenn der Krieg zu Ende ist: so soll er seine Rechnung machen, und alles soll ihm bis auf den letzten Pfennig erstattet werden. Auch wird ihm der König, mein Bruder, und unser ganzes Haus sehr verbunden seyn. Glauben Sie, Marki, daß Sie den Fürsten dahin bringen werden?

Marki: Ihre Anerbietungen sind vortrefflich, Monseigneur; und ich werde thun, was ich kann, und bewirken, was mir möglich ist.

Calonne: Wenn Sie die Sache nur recht anfangen, — geht alles. Ihre Schwester ist eine Französin und des Fürsten Mätresse. Ist erst diese für unsere Sache gewonnen: dann wird sie, als Französin und von Adel, für uns wollen wirken; und als Mätresse des Fürsten kann sie es. Ich weiß aus Erfahrung, was Mätressen bey großen Herren vermögend sind auszurichten.

Artois: Calonne hat Recht, und Sie, Marki, reisen schon Morgen; aber Sie halten reinen Mund! Der Fürst von Avenosien mögte wider Vermuthen ein Pinsel seyn, und meinen Antrag ausschlagen. Ich würde mich für entehet halten, wenn man sagen sollte: der Ur- Ur- Ur-Enkel Ludwigs des Großen *) habe um das Bündniß eines

*) So heißt dieser König noch immer bey den Emigranten, welche sich aber lieber in den Finger bissen, als daß sie Friedrich II., den Großen nennen sollten.

deutschen Fürsten angehalten. Ich werde Ihnen das Ludwigs-Kreuz mitgeben, womit Sie im Namen des Königs dem Fürsten eine Verehrung machen sollen, sobald er in unsern Antrag willigt.

Artois ließ dem Marki eine große Summe zu seiner Sendung auszahlen, und dieser nahm eine Menge Bedienten an, und kaufte viele sehr schöne Pferde, um recht mit Glanz in Avenosien erscheinen zu können. Alle seine Begleiter trugen abscheulich große Säbel, nach Art aller Emigranten — recht zum Gelächter.

Drittes Kapitel.

Die geheime Sendung unseres Helden.

Der Marki reiste von Koblenz ab, und nahm seinen Weg über einige große Städte Deutschlands. Auch besuchte er einige deutsche Höfe, die auf oder an seiner Route lagen; und er wurde überall mit Auszeichnung aufgenommen. Sein Stolz machte, daß er eben nicht sehr reinen Mund hielt und unter der Hand

merken ließ: er ginge mit wichtigen Aufträgen von den Französischen Prinzen nach Avenosien. Bald darauf stand in allen deutschen Zeitungen folgender Artikel:

Frankfurt, 1792.

Der Herr Marki von Gebrian ist gestern hier durchpassirt, und hat sein Logis im Römischen Kaiser genommen. Dem Vernehmen nach soll er wichtige Aufträge von des Grafen von Artois Königl. Hoheit an des Fürsten von Avenosien Durchlaucht haben. So viel ist gewiß, daß der Herr Marki nach Avenosien geht. Einige sagen sogar: der Fürst werde seine Völker zum Besten der Emigranten marschieren lassen, und sie vielleicht auch selbst anführen. Der Marki soll blos dahin reisen, um die Traktate darüber in Ordnung bringen zu helfen.

Dieser Zeitungsartikel kam nach Avenosien und erregte dort viel Aufsehen. Einige erklärten die Nachricht für eine offenbare Erdichtung; Andre aber, welche weiter sahen, erschraken, besonders ein alter erfahrner Kriegsmann, der die Armee des Fürsten kom-

mandirte. Er berathschlagte darüber mit dem Kanzler, der noch immer viel bey dem Fürsten galt; und beyde beschlossen, dem Uebel zu begegnen. Sie zogen noch mehrere von den vornehmsten Räthen und Generalen des Fürsten auf ihre Seite, und leiteten es ein, daß noch vor Gebrians Ankunft eine Staatssession über die Frage gehalten wurde: was Seine Durchlaucht in Absicht der Französischen Revolution zu thun hätten? Das Resultat fiel dahin aus, daß der Fürst durchaus nicht thätigen Antheil an diesen Händeln nehmen dürfte: denn dieß sey höchst unpolitisch und könne sehr böse Folgen haben. Vielmehr sollte man die Armee in den besten Stand setzen, und die Finanzen ja zu Rathe halten, um Hülfsmittel genug zu haben, wenn man ja in der Folge genöthigt werden sollte, auf eine oder andre Art sich hinein zu mischen.

Der Fürst war mit diesem Entschluß des Staatsraths sehr zufrieden, und gab seinen Generalen und Ministern das Wort, daß er immer darnach handeln wolle.

Zufrieden mit den Gesinnungen ihres Herrn, gingen die Räthe auseinander, und

bekümmerten sich wenig noch um den Abgesandten der Emigrirten.

Dieser kam endlich an, bezog einen grossen Gasthof, und wollte gleich seiner Schwester aufwarten. Aber diese war mit der Fürstin verreiset, und sollte erst in vierzehn Tagen zurück kommen.

Dieß war freylich unserm Marki sehr unangenehm; allein sein Stolz und das Zutrauen, das er zu dem Ansehn seiner Prinzen hatte, machte, daß er den Entschluß faßte, die Sache auch ohne seine Schwester zu betreiben, und den Fürsten selbst gleich den andern Tag anzugehen.

Der Fürst kam ihm zuvor: denn kaum hatte er erfahren, daß der Marki von Gebrian in seiner Residenz angekommen sey, so schickte er ihm einen Kammerjäger, und ließ ihn zu sich bitten.

Diese Auffoderung freute den Marki unendlich. Er fuhr zum Fürsten und wurde sehr gnädig, oder vielmehr freundschaftlich aufgenommen: denn der Fürst hatte längst vergeß-

sen, was in England vorgefallen war, und freute sich blos, einen alten Bekannten wieder zu sehen, mit dem er ehemals manch brave Suite gemacht hatte. Die alten Stückchen wurden alle der Reihe nach wiederholt und tüchtig belacht. Und so wurden zwey Tage hinter einander verplaudert, ehe noch einmal der Fürst den Marki fragte, warum er in die Residenz gekommen wäre.

Die Minister des Fürsten erkundigten sich unter der Hand: worüber der Fürst und der Marki sich unterhielten, und als sie erfuhren, daß blos jugendliche Suiten den Gegenstand ihrer Gespräche ausmachten, wurden sie noch sicherer, und liessen die Herren machen, was sie wollten.

Endlich rückte der Marki mit seinem Auftrag behutsam hervor; aber der Fürst wies alles rund ab und bat den Marki zu schweigen. Denn er, sagte der Fürst, würde sich niemals in diese Händel mischen, wenn er nicht dazu gezwungen würde.

Erstaunt stand der Marki da, und ärgerte sich gewaltig über die Hartnäckigkeit eines

deutschen Fürsten, der die Ehre, seine Völker zum Vortheil französischer Prinzen und Adlichen todtschießen oder verhungern zu lassen, für nichts halten wollte.

Nach vierzehn Tagen kam die Schwester des Markis mit der Fürstin zurück. Der Fürst war außer sich vor Freude, und gab große Feste, wie er sagte, seiner Gemahlin zu Ehren; im Grunde aber galt alle Ehre der Frau von Ronfard.

Gebrian, der die Macht kannte, welche seine Schwester über den schwachen Fürsten hatte, stellte ihr seinen Antrag vor; und Frau von Ronfard, als eine ächte Französin, schwur ihrem Bruder, all ihr Ansehen aufzubieten, um die Sache beym Fürsten durchzusetzen.

In der ersten Nacht, welche der Fürst bey ihr zubrachte, ließ sie alle ihre Mienen spielen, um ihm dahin zu bringen, wohin sie ihn haben wollte. Alle Vorstellungen von beleidigter Majestät durch die Revolution, von umgestürzten Rechten und andern Dingen dieser Art wurden vorgebracht; aber ohne Wir-

kung. Als aber die Dame die Beleidigungen ihrer eignen Familie berührte und in Thränen darüber ausbrach: da erst konnte der Fürst nicht mehr widerstehen.

Gleich den folgenden Tag ließ er seine Generale zusammen kommen, und erklärte ihnen, daß er sich entschlossen habe, seine Truppen in die Dienste der emigrirten französischen Prinzen zu geben, und daß sie nur für die Organisation derselben sorgen mögten.

Die Herren erschraken und machten Gegenvorstellungen; aber das Wort des Fürsten war entscheidend; und es mußte gehorcht werden.

Der Marki übergab jetzt dem Fürsten das Ludwigskreuz, und dieser schenkte ihm seinen Fledermaus-Orden dagegen.

Dem Grafen von Artois ertheilte unser Held sofort Nachricht von dem glücklichen Erfolg seiner Sendung. Dieser dankte aufs verbindlichste, und fügte dem Dank ein Geschenk an Gelde bey, wodurch der Marki in den Stand gesetzt wurde, eine sehr glänzende Rolle am Hofe von Avenosien zu spielen.

Der alte Feldherr, welcher die fürstlichen Truppen schon seit langer Zeit kommandirte, nahm seinen Abschied, weil er vorhersah, daß das Schicksal der Deutschen, die unter diesen Umständen gegen Frankreich angeführt werden sollten, nicht anders als traurig seyn könnte. Der Schwager des Markis, der bisherige Generaladjutant, Ritter von Ronfard, erhielt die Stelle eines Oberchefs der Truppen.

Alle Geistlichen im ganzen Fürstenthum erhielten Befehl, täglich in der Messe und jeden Sonn- und Festtag öffentlich von der Kanzel für das Wohl Seiner Durchlaucht zu beten, welche nun gesonnen wären, ihre Waffen gegen ein Volk zu führen, das Throne erschüttert und Altäre besudelt und entheiliget hätte. Das liebe Volk gerieth in Enthusiasmus, schimpfte auf die Hunde von Franzosen, die aber ihr gnädigster Landesherr und dessen Leute bald todtschlagen würden, und bezahlte gern die Lasten, die ihm sein Allergnädigster wegen dieses Feldzuges von neuem Allergnädigst aufzulegen geruhte.

Viertes Kapitel.

Es geht doch nicht so!

Alle Anstalten zum Abzug waren in Avenosien schon gemacht, als zwey Briefe von dem Grafen von Artois ankamen: einer an den Fürsten und einer an den Marki. Hier sind beyde!

Durchlauchtigster Fürst,
Wertheſter Herr Vetter und Oheim,

Wir danken Ew. Durchlaucht unendlich, nicht aber allein Wir, sondern auch alle wahre Franzosen für Dero guten Willen, Ihre Truppen gegen die Rebellen in Frankreich aufbrechen zu lassen. Allein da das Bündniß des Kaisers und des Königs von Preußen wider die rebellischen Franzosen zu Stande gekommen ist: so ist genehmigt worden, den deutschen Staatskörper, als solchen, für neutral zu erklären. Es kann daher von dem allergütigsten Anerbieten Ew. Durchlaucht kein Gebrauch gemacht werden. Wir sehen aber den Dienst, den Hochdieselben

uns haben leisten wollen, als wirklich geleistet an, danken nochmals für Hochdero Freundschaft, und sind mit Respekt

Ew. Durchlaucht

Koblenz 1792.

devoteste die Prinzen von Frankreich.

So impertinent dieser Brief im Grunde war, so froh ward der Fürst darüber. Er hatte blos seiner Mätresse zu gefallen den Feldzug wider Frankreich beschlossen, und freute sich nun ernstlich, auf gute Art davon loszukommen.

Der Brief an unsern Helden war folgender:

Lieber Marki,

Ich erkenne, daß Wir Ihnen Dank schuldig sind: Sie haben Ihre Sachen gut gemacht, aber jetzt nützt uns Ihre Bemühung nichts mehr. Ich bin wirklich recht froh, daß Wir die Hülfe eines deutschen Reichsfürsten nicht mehr nöthig haben. Es wäre auch wahrlich eine Schande gewesen,

wenn es geheißen hätte: ein Artois, ein Provence und der französische Adel und die Geistlichen sind wieder in ihr Land gekommen, und haben ihre Rechte zurück erhalten, weil ihnen der Fürst von Avenoſien Hülfe geleistet hat. Nicht wahr: ich habe Recht: das hätte gar zu kleinlich ausgesehen! Jetzt aber sieht es weit majestätischer aus! Jetzt kommt der — Kaiſer uns zu helfen, der König von Preußen kommt, uns zu helfen! Pardiß, das hebt weit anders! Das erst macht Uns erst recht wichtig! Machen Sie also nur, daß Wir uns mit Ehren aus dem kleinlichen Handel ziehen können! Beleidigen mag ich den Fürsten eben nicht; aber an seiner Freundschaft und Hülfe ist weiter auch nichts mehr gelegen. Nur durch Große kann Großen mit Ruhm geholfen werden! Sie verstehn mich. Ich bin

Ihr

Koblenz, 1792. Artois.

Alles blieb also im Fürstenthum Avenoſien ruhig bis auf den einzigen Umstand, daß

die Emigranten, welche bey der Armee nicht konnten oder wollten seyn, dort einen erwünschten Schutzort fanden, und dieses Land verpesteten, wie alle Länder, wo sie sich in Menge aufgehalten haben und noch aufhalten; und daß sie obendrein, zum größten Nachtheil des großen Haufens, Lebensmittel und Miethen unerhört vertheuerten.

Der Marki machte Anstalt zu seiner Rückkehr, und der Ritter Ronsard ersuchte seinen Herrn um die Erlaubniß, für die Rechte des Königs von Frankreich mitzukämpfen. Der Fürst war so gnädig, ihm nicht nur dieses zu bewilligen, sondern ihm auch seinen Gehalt nebst der Stelle zu lassen, welche er in der Armee von Avenosien bekleidete.

Ronsard und Gebrian kamen zu Koblenz kurz vor dem Einmarsch der verbündeten Truppen an. Bis auf diesen Einmarsch ging bey den französischen Ex-Herren freylich alles in Floribus und nach unbeschreiblichem Dünkel. Dieß letztere machte auch, daß man dem Ronsard, der gleich Offizier ward, und von dem man glaubte, weil er lange in deutschen Militär-Diensten gestanden war, daß er

das deutsche Militär vollkommen kenne, von Seiten der Prinzen auftrug, Artikel aufzusetzen, nach welchen der Prinz von Condé, als oberster Anführer der ganzen alliirten Armee, die Deutschen kommandiren, belohnen und bestrafen könnte.

Die französischen Herren bildeten sich allerdings nichts anders ein, als daß einer von ihnen das Oberkommando auch über die deutschen Hülfsvölker führen würde. So foderte es ja, dachten sie, die Etikette! Sie geriethen daher nicht wenig in Zorn, als sie erfuhren, daß der Herzog von Braunschweig das Oberkommando führen würde, und sie selbst sich demselben pünktlich unterwerfen sollten.

Ronfard verfertigte indeß einen Code Militaire für die Deutschen, nach dessen Inhalt brav Stockschläge ausgetheilt werden sollten. — Er ging, wie gewöhnlich, von dem Grundsatz aus, daß der deutsche Soldat ein Rindvieh oder ein Esel sey, den man blos durch Furcht, Stockschläge, Krummliegen und dergleichen zur Vernunft bringen könne: und solche Grundsätze hat wirklich auch mancher deutsche Offizier, trotz dem stockfertigsten Zuchthausknecht!

Ich würde meine Leser vergeblich hinhalten, wenn ich das Betragen der Emigranten vor dem Feldzug nach Champagne genauer beschreiben wollte. Dieß ist schon mehrmals von Andern geschehen, selbst von Regierungen; und nach dem Zeugniß sachkundiger Leute — sogar einiger Recensenten — soll meine Lebensgeschichte zur nähern Kenntniß des gar argen Unfugs dieser Menschenkinder, nicht unebene Beyträge geliefert haben. Hier habe ich es vorzüglich mit der Geschichte meines Markis zu thun; und darum verfolge ich vorzüglich auch diese.

In Koblenz hatten die saubern Emigranten einen eignen Gerichtshof errichtet, der alle Händel und Rechtssachen entscheiden sollte, welche die Franzosen angingen. Eine größere Impertinenz als diese war, läßt sich nicht denken. Die Stadt gehörte einem Reichsfürsten, und war sogar noch die Residenz desselben; der Fürst und alle seine Räthe waren gegenwärtig: und doch untersteht sich ein Haufen französischer Flüchtlinge oder vielmehr Rebellen gegen die Majestät der Nation, einen Richterstuhl dort aufzuschlagen und Sachen abzuthun, welche nur vor die landesherrlichen Gerich-

Gerichte gehören, und der Herr Landesherr gestattet auch, daß man solchen Unfug treibe und seiner selbst so spotte!

Wäre Koblenz eine eroberte Stadt gewesen, oder hätte das Emigranten-Gericht blos Militärsachen ausgemacht: dann könnte man noch begreifen, wie der Kurfürst von Trier so submiß habe seyn können, sich so weit herabzulassen. Aber so behandelte das Tribunal alles, was die Franzosen anging, und bestrafte sogar Dinge, welche ehemals in Frankreich waren begangen worden! Sogar, wenn ein Koblenzer Bürger mit einem Franzosen zu thun hatte, mußte der Koblenzer vor dem Franzosen erscheinen, und sich nach Befinden der Umstände von diesem strafen lassen. — Kurz, es ist unbegreiflich, wie geflüchtete und blos geduldete Emigranten impertinent genug seyn konnten, so etwas sich anzumaßen; und noch unbegreiflicher ist es, wie die Koblenzer Regierung so schwachköpfig habe seyn können, ihre Rechte so hinzugeben und ihre Ehre so wegzuwerfen! *)

*) Wer die Invektiven der Leute jenseits des Rheins über ihre Fürsten, Minister und deren Regierung lesen will, der findet sie im Moniteur, in den

Der Marki von Gebrian schrieb eine ziemlich artige Hand, obgleich sehr unorthographisch, und wegen jener Eigenschaft machte ihn Artois zum Beysitzer dieses impertinenten Gerichts.

Die Emigranten verzehrten außerordentlich viele Lebensmittel, und verderbten weit mehr, als sie wirklich verzehrten. Wenn sie nun gleich übermäßig bezahlten: so kamen doch dann und wann Fälle, wo die Lebensmittel anfingen knapp zu werden.

Beyträgen zur Geschichte der französischen Revolution, und aus diesen im III. B. meiner Lebensgeschichte. In der Vorstellung an den National-Convent schieben die Leute alle Schuld ihres Unheils auf die Nachsicht ihrer Fürsten gegen die Emigranten; und diese schreibt man dem Minister Duminique zu Trier zu, welcher Deutschlands Wohl und Ruhe seiner Hoffnung, dereinst Minister in Frankreich zu werden, aufopferte. In eben diesen öffentlichen Geschichts-Belegen findet man den Artois und dessen Anhang bis zum Abscheu geschildert; aber auch nicht minder deren Gönner, vorzüglich den Trierschen Minister Duminique.

Eines Tages wollte Provence ein groſſes Eſſen geben. Die Beſtellung wurde etwas ſpät gemacht, und ſo geſchah es, daß man nicht genug gutes Fleiſch haben konnte. Die Köche des Provence — er hatte deren über ein Dutzend — beſchwerten ſich bey dem Haushofmeiſter, und dieſer verklagte alle Fleiſcher bey dem Emigranten-Gericht. Der Marki, der Einzige, welcher den Tag auf dem Gerichte war, ließ den Obermeiſter der Fleiſcherzunft kommen, und fuhr ihn an, wie ein beſoffener Korporal. Der Mann entſchuldigte ſich, auch ſeine Mitmeiſter. Gebrian nahm keine Rückſicht auf Gründe, und beſtand durchaus darauf: der Obermeiſter ſollte und müßte für Fleiſch ſorgen, oder ſofort eingeſteckt werden.

Die Koblenzer, obgleich Einwohner einer Reſidenzſtadt, ſind doch eben nicht durchgängig Muſter der Höflichkeit, am wenigſten war es der Fleiſcher. Er ſagte dem Marki die Wahrheit: daß er ihm nichts zu befehlen habe, gerade ins Geſicht. Der Marki erblaßte und fing an zu ſchimpfen; der Fleiſcher ſchimpfte wieder und nannte die Franzoſen — Vagabunden. Nun war es alle: der Marki rief den Dienern des Gerichts, ließ den Fleiſcher

auf den Hof führen, ihm da auf einem Bund Stroh fünf und zwanzig von hinten aufzählen, und sodann auf zwey Tage bey Wasser und Brod einsperren.

Als der Fleischer wieder frey war, ging er zum kurfürstlichen Minister Düminique und erzählte ihm den Vorgang. Düminique war von der Sache schon unterrichtet, und — man denke! — „Euch ist recht geschehen," war der Trost! „Warum spracht Ihr vor Gericht nicht bescheidner?"

Es ist aber nicht das Gericht, worunter ich stehe!

Allerdings steht Ihr darunter! Pakt Euch, oder ich lasse Euch gleich nochmals einstecken: Marsch! fort, fort mit Euch! *)

Der Fleischer begab sich zum Kurfürsten selbst, warf sich ihm zu Füßen, und erzählte

*) Dieß und mehr anderes, welches man in den vorher angeführten öffentlichen Urkunden finden kann, machte, daß man den gerechten und patriotisch-saubern Herrn — Minister Dummnickel zu nennen für gut fand.

abermals den Vorgang, und flehte um Gethuung und Hülfe.

Der Kurfürst zuckte die Achseln, ging und sagte im Weggehen: „Ich kann Euch nicht helfen.“ *)

Die Prinzen bezeugten unserm Mar[illegible] ihr gnädigstes Wohlgefallen, lobten ihn wegen seiner Aufmerksamkeit, meynten aber doch, er habe den Fleischer etwas zu gelinde bestraft: so ein deutscher Fleischer, der nicht hören wolle, müsse fühlen! —

*) Auch diese Anekdote ist wörtlich wahr. Alle Koblenzer sind meine Zeugen. Wars nun wol Wunder, daß man dort die Achtung und die Anhänglichkeit für Fürst, Minister und Regierung verlor? —

Fünftes Kapitel.

Gebrians Heldenthaten.

Endlich kamen die Preußen nach Koblenz und die Gestalt der Dinge änderte sich. Ein Preußischer Major, welcher ehedem in Koblenz einige Zeit verlebt hatte, fand es sehr auffallend, daß alles daselbst anders geworden war. „Sonst, sagte er, waren die Koblenzer fleißige Leute, jetzt sind sie Faullenzer; sonst konnte man einem auf sein Wort glauben, jetzt sucht jeder zu betrügen. Zu meiner Zeit war eine ordentliche Polizey hier, jetzt sollte man beynahe glauben, man käme ins Land der Kaffern. Damals waren die Weiber und Mädchen hübsch sittsam und eingezogen, jetzt sind sie durchgängig für Geld feil, ausschweifend, zudringlich und nicht sicher. Dieß alles, setzte der Major hinzu, haben die verfluchten Emigranten bewirkt: hole sie der Teufel! Ja, fuhr er fort, wüßte ich, daß ich blos für solche Bengel und Taugenichtse den Degen ziehen sollte: noch Heute würfe ich ihn weg, und nähme meinen Abschied.

Was der gerade, unbefangene Major öffentlich in einem Gasthofe sagte, das dachten alle einsichtigern preußischen Offiziere, und fanden den Punkt über die Unsicherheit der Mädchen mehr als zu wahr. Eben dieß machte auch, daß sie ihren Leuten streng untersagen liessen, sich ja mit keiner Koblenzer Schönen einzulassen. Einige thaten's indeß doch, wurden aber dadurch bestraft, daß sie bald hernach im Lazareth Merkurius schlucken mußten. *)

Die Emigranten hielten sich über den Zwang, den ihnen die Preußen auflegten, gewaltig auf, und zogen mit allerhand Witzeleyen und Anmerkungen gegen sie los. Vor allen Dingen kam ihnen die preußische Uniform lächerlich und bettlerisch vor. Eben solche, meynten sie, sey ehedem auch in Frankreich Mode gewesen, aber nur zu den Zeiten des Duc Regent.

*) Wenn nach dem Abmarsch der Emigranten allein in Koblenz man an 700 venerisch-inficirte Huren fand: dann schon weiß man, was für saubere Herren die Emigranten waren.

Man sagte ihnen, die Offiziere der Preußen wären meist alle von Adel; aber die Großherren wollten den preußischen Adel nicht für recht voll halten, und nannten ihn nur einen Adel zur Hälfte, einen bürgerlichen Adel. *)

Am allermeisten ärgerten sie sich, als sie unter dem Commando eines ausländischen Fürsten zu stehen kamen; und ich habe noch nach der Zeit Emigranten behaupten hören: daß der Feldzug nach Champagne weit glücklicher ausgefallen seyn würde, wenn man das Oberkommando etwan einem französischen Helden, einem Condé, oder einem Calonne anvertraut hätte.

Wie abgeschmackt sie sich überhaupt, auch als Soldaten, betrugen, erhellet daraus, daß sie die preußischen Wachen und Posten passiren wollten, selbst ohne Paß und blos auf ihr Ehrenwort: daß sie Soldaten wären. Eine solche Foderung läßt sich gewiß niemand einfallen, der nur das Allergeringste von der im

*) Noblesse à la moitié — sehr witzig! — noblesse de roture — ächte Emigrantensprache!!

Feide so nothwendigen Aufmerksamkeit auf Alles, was ein und ausgeht, inne hat. Diese absurde Foderung wurde ihnen nun, wie billig, abgeschlagen, und jeder Franzos, der ohne Paß kam, wurde abgewiesen, so sehr er auch foutern und bougern mogte.

Eines Tages machte Gebrian und der Graf Lamelle eben diesen Anspruch an den preußischen Offizier bey der Schiffsbrücke über den Rhein. Beyde hatten keine Pässe, und der preußische Offizier wies sie ab. Lamelle schwieg, aber Gebrian, erhitzt vom Wein, den er an der prinzlichen Tafel zu viel getrunken hatte, sagte ganz trotzig: Herr, ich bin ein Offizier!

Preuß. Offizier: Das kann seyn!

Marki: Und doch soll ich nicht passiren?

Offizier: Ohne Paß nicht!

Marki: Herr, bedenken Sie, daß Sie mich grob beleidigen!

Offizier: Wollen Sie es für Beleidigung halten, wenn ich, als wachhabender Of-

sizier, meine Schuldigkeit thue: je nun, so nehmen Sie's, wie Sie wollen!

Marki: Wissen Sie aber auch, Herr, daß sich ein französischer Offizier nicht umsonst beleidigen läßt?

Offizier: Ein Preußischer auch nicht.

Marki: Ich frage nochmals: soll ich passiren oder nicht?

Offizier: Wie gesagt: — Nein!

Marki: Wir sprechen uns, Herr!

Offizier: Ich stehe zu Diensten!

Marki: Aber wann, Herr?

Offizier: Morgen um eilf Uhr werde ich abgelößt.

Marki: Also morgen Nachmittag um vier Uhr sprechen wir uns bey der Karthause!

Offizier: Es bleibt dabey!

Gebrian und Lamelle gingen zurück, prachen aber auf dem Wege kein Wort. Im rſten Wirthshauſe erzählte Gebrian allen ortigen Franzoſen, daß er einen preußiſchen Offizier inſultirt und mit Stockſchlägen rega- irt habe. In Deutſchland, fuhr er fort, iſt das ſo Mode! Ich habe die deutſche Mode nun nal ſo mitgemacht, ha, ha, ha!

Alle Anweſenden klatſchten in die Hände, und Ronfard, der auch zugegen war, führ- te mehrere Exempel von Offizieren und Stu- denten in Deutſchland an, die ſich erſt mit dem Stock oder mit der Hundepeitſche herum- gehauen und doch hernach ihre Händel mit dem Degen ausgemacht hätten. Die ganze Geſellſchaft wunderte ſich über die Barbarey der Deutſchen in Ehrenſachen.

Und eben ein ſolcher Barbar, fuhr Ge- brian fort, war auch mein Preuße. Nach- dem er die Stockſchläge weg hatte, findet ſich der Moſjöh beleidigt, und fodert Genugthu- ung. Ich habe ſie ihm auch morgen Nachmit- tag um vier Uhr verſprochen. Ich will ihn aber ſchon ſo zuſammenfegen, daß er an einen franzöſiſchen Marki denken ſoll!

Bey einem Glase Wein währte das Gespräch noch lange; und die armen barbarischen Deutschen waren der Gegenstand der spöttelnden Franzosen. Endlich ging der Marki, und der Graf Lamelle folgte.

Als der Marki seinen Rausch ausgeschlafen hatte, fiel es ihm Centnerschwer auf's Herz, daß er sich den Nachmittag schlagen sollte. Wir wissen, daß er in der Nüchternheit blutwenig Muth hatte; und dazu kam noch, daß ihm der Preuße, wie ein Mann geantwortet hatte, von dem er erwarten konnte, daß er einen Degen zu führen wissen würde. Um Rath oder Auskunft zu finden, entdeckte er seinem Busenfreund Lamelle seine Verlegenheit.

Wenn's weiter nichts ist, sagte dieser, so lassen Sie mich nur machen! Sie haben den Preußen um vier Uhr nach der Karthaus bestellt: lassen Sie uns um vier Uhr ins Thal gehen. Der Preuße kömmt dahin nicht, und die Sache ist abgethan.

Gesagt, gethan! Die Herren nebst noch zwey Zeugen gingen hin und warteten nicht

n der Karthaus, wohl aber in dem Thal, —
s um Sechse; und da der Preuße sehr be-
reiflich nicht dahin kam: so mußte er keinen
Muth haben, sich mit einem Franzosen zu duel-
ren. Sodann erklärten sie die Ehre des
Markis für gerettet, und zogen gleichsam im
Triumph nach der Stadt, wo sie in ein Wein-
haus einkehrten und die Sache weitläuftig er-
zählten, wenn gleich mit gewaltigen Va-
rianten.

Ein preußischer Leutnant, der zugegen
war, fragte: woron die Rede sey. Einer von
denen, welche den Marki begleitet hatten, er-
klärte ihm unter allerhand spitzigen Anmer-
kungen den Vorgang. Verflucht, sagte der
Preuße, Herr, das ist ein Irrthum oder eine
Lüge! Ich werde den Offizier ausmitteln; und
ist die Erzählung eine Lüge: so stehen Sie mir
mit dem Degen dafür. Aber wozu noch das
Ausmitteln! die Sache ist gewiß erlogen: also
nur gleich heraus, Herr!

Der Erzähler hatte mehr Entschlossenheit
als der Marki. Er folgte in den Garten;
beyde zogen und in einer Minute hatte der er-
ste einen Hieb im Gesichte.

Nun gehe ich, den Leutnant aufzusuchen, der Gestern früh die Wache an der Schiffbrücke gehabt hat. Ich kenne ihn und weiß, daß alles eine Mähre ist, was da über ihn ist geplaudert worden. Aber das thut alles nichts! Ich suche ihn auf, und stelle ihn gegen den Herrn Marki von Gebrian. Er wird sich schon vertheidigen! So der Preuße!

Der Marki konnte füglich nicht anders, als des Leutnants Vorschlag anzunehmen, und er begab sich nach Hause, weil ihm der Preuße ausdrücklich gesagt hatte, daß er, wenn er ein Mann von Ehre seyn wollte, durchaus angeben müßte, wo man ihn den Abend finden könnte.

Der Leutnant traf wirklich den andern Offizier, und dieser erstaunte, als er von dem Vorgang hörte, und schwur hoch und theuer, daß an der ganzen Sache, sofern sie zu seinem Nachtheil war erzählt worden, auch nicht ein wahres Wort sey. Ich glaub's, Herr Bruder, sagte der Leutnant, komm aber nur mit!

Sie gingen hin, fanden aber statt des Markis den Grafen Lamelle, der ihnen sagte,

Gebrian sey auf Befehl des Grafen von Artois mit äußerst wichtigen und geheimen Depeschen abgereist; bey seiner Zurückkunft würde er aber seine Genugthuung gewiß noch fodern. Dabey bramarbasirte er sehr stark von dem Muth und den mehrmaligen Heldenthaten des Markis.

Die Preußen lächelten und sagten im Weggehen: Es verlohnt sich auch noch der Mühe, einer Memme Genugthuung aufzudringen! Dahin gingen sie, und der Graf war herzlich froh, daß auch er ohne Blut davon kam.

Sechstes Kapitel.

Markis von Gebrian ein Held gegen seine Landsleute.

Erst spät im Sommer brach endlich die alliirte Armee mit dem Anhang von Emigranten auf, um das große Werk zu beginnen, über dessen Ausgang, nebst Unterthanen selbst mancher Fürst heutzutage noch seufzen muß. Ei-

nige Deutsche fanden es seltsam, daß man eine Sache von solcher Wichtigkeit so spät im Jahre vornehmen wollte; die Emigranten aber versicherten, es sey noch immer Zeit genug, die Canaillen von Rebellen bey guter Witterung zu Paaren zu treiben: innerhalb einem Monate würde ganz Frankreich wieder ruhig seyn: denn vor der großen Bezwingungs-Armee, sobald sie nur vordränge, würden die Rebellen laufen, wie Schaafe beym Anblick des Wolfs.

Es sey übrigens gleich viel, ob sie am Rhein oder in Frankreich den Sommer zubrächten: im Grunde sey das letztere noch besser: denn die Wohnungen auf ihren Gütern wären ohnehin nicht im Stande, und zu Paris gäbe es während der warmen Jahreszeit wenig Vergnügen. Nachher, wenn man mit den Rebellen fertig wäre, so ohngefähr im Herbste, kämen sie eben recht zu den Pariser Bällen, Redouten, Komödien und Assembleen. — So einfältig sprachen die Emigranten, und viele Deutsche sprachen nicht klüger!

Ich erzähle von dem Heldenzug nach Champagne, im Jahr 1792, weiter nichts, als

als was gerade zur Geſchichte meines Helden gehört, eines Helden, aus deſſen Sitten man das Leben der Uebrigen leicht abnehmen kann, wie Freund Cicero von Antonius ſagt. Deswegen wird man mir's verzeihen, wenn ich in dieſer Hinſicht ſehr kurz bin. *)

Ohnweit Luxemburg brachen die Alliirten in Lotharingen ein, und verübten ſchon den erſten Tag, es war der 19te Auguſt, die abſcheulichſten Exceſſe, ſo ſtrenge dieß auch verboten war. Aber wenn Wüſtlinge von Preußen und Oeſtreichern ſich da und dort als Raubgeſindel betrugen, wiewol nicht ohne Ahndung: ſo handelten die Emigranten faſt ohne Aus-

*) Wer davon umſtändlicher und ohne Verdrehung der Wahrheit unterrichtet ſeyn will, der leſe den 3ten Band meiner Lebensgeſchichte, das Magazin der neueſten Kriegsbegebenheiten, und vorzüglich die Briefe eines Preußiſch. Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunſchweig gegen die Neufranken; ja aber nicht, was Girtanner, Reichard und Schirach über dieſen Feldzug — geſudelt, oder was der Neuwiedter, Leipziger, Frankfurter und Erlanger Zeitungsſchreiber darüber gelogen haben, wie ſelbſt der Erfolg gelehrt hat.

nahme, gerade wie privilegirte Straßenräuber. Man hätte glauben sollen, sie bekriegten eine wilde Nation von Menschenfressern, die in ihr Land gefallen wäre, ihre Weiber geschändet, und ihre Kinder erwürgt hätte. So aber kamen sie zu ihren Landsleuten, zu wehrlosen Bauern oder vielmehr zu wehrlosen Weibern, Greisen und Kindern, denn die Männer waren geflüchtet — und diese armen Leute behandelten sie wie Barbaren.

Gebrian zeichnete sich darin vorzüglich aus. In einem Dorfe, ohnweit Verdun, fand er einen alten Priester, der mit seiner Nichte das Mittagsmahl einnahm. Das Mädchen sprang, bey dem Anblick eines Offiziers, der seinen Goliaths-Säbel in der Hand schwenkte, fort; der Alte aber blieb ruhig sitzen.

„Schurke, schrie ihn der Marki an, sprich: hast du auch geschworen?“

Ja, mein Herr, war die Antwort: ich habe geglaubt, es sey meine Pflicht, der Obrigkeit zu gehorchen, die Gewalt über uns hat. Wollen Sie das nun übel nehmen: so hätten sie im Lande bleiben und mit dafür sor-

gen ſollen, daß unſre vorige Obrigkeit geblieben wäre.

Nicht räſonnirt! Ich werde deine Gewiſſenhaftigkeit belohnen, Bube, fuhr Gebrian fort, und hieb dem alten Manne mit dem Säbel nach der Scheitel. Der Alte bog aus, und der Hieb fiel auf den Arm und verwundete ihn tief. Der Gefühlloſe war im Begriff, noch einmal zu hauen; aber der Graf Lamelle, der ihm faſt immer zur Seite war, riß ihn weg. „Bedenken Sie doch, ſagte dieſer, daß es ſcharf verboten iſt, einen Franzoſen zu tödten. Freylich hätten die Schurken alle, vorzüglich aber die geſchwornen Prieſter verdient, daß man ihnen den Kopf herunter hiebe; aber der König von Preußen will das durchaus nicht zugeben.

Sie haben Recht, Freund: der alte Hund mag alſo leben bleiben. Es iſt freylich eine hunzföttiſche Sache, daß franzöſiſche Edelleute einem fremden Herrn, der ſich herausnimmt, in einem Lande zu kommandiren, wo er nichts zu kommandiren hat, gehorchen ſollen! Doch was kann man machen!

Die saubern Herren durchsuchten hierauf das Haus des Pfarrers, theils um Eßwaaren zu ergattern, an denen es ihnen stark mangelte, theils auch, um vielleicht versteckte Nationalgarden aufzuspähren. Sie fanden aber nur die Nichte des Priesters, welche sich in einen Winkel verkrochen hatte, und von dem Unglück ihres Oheims noch nicht wußte. Ah, da steckt ja ein Gänschen, rief der Marki und zog das Mädchen hervor, und das Mädchen zitterte am ganzen Leibe. Sie wurde hingestreckt, gebunden und auf die grausamste Art entehrt.

Nun kehrte man zu dem verwundeten Priester zurück. Eine alte Frau verband ihm seine Wunde. Was ist das für ein Mädchen, fragte Gebrian den Alten, das du da im Hause hast?

Priester: Es ist meine Nichte.

Marki: Lüge nicht, alter Kautz: ist es wirklich deine Nichte?

Alter: Wie ich sage.

Marki: Nun, so sind wir deine Neffen, ich und der Herr da.

Alter: Wie ſoll ich das verſtehen?

Marki (lacht): Das iſt leicht zu verſtehen! Ich und der Herr da haben deiner Nichte die Ehre angethan, ſie auf einige Minuten lieb zu haben. Weißt du's nun?

Der Alte ſank ohnmächtig hin, und die beyden Buben gingen überlaut lachend ab.

Zwey Tage hernach erſchien das Mädchen im Lager der Emigranten, bey einem General, und klagte an die Schänder ihrer Ehre und die Mörder ihres Oheims. Ihr Oheim, ſagte ſie, ſey nicht ſowol an ſeiner Wunde, als vielmehr vor Schreck und Entſetzen über die Schande, die ſie auf die gewaltſamſte Art hätte erleiden müſſen, geſtorben. Der General ſagte hierzu weiter nichts, als jetzt ſey keine Zeit, Läppereyen von der Art zu unterſuchen; und wenn ſie ja Genugthuung haben wollte, ſo mögte ſie wiederkommen, wenn's einmal Friede ſeyn würde. Dabey machte der General ein mokantes Geſicht und wies ſie aus ſeinem Zelte. Das Mädchen erfüllte das ganze Lager mit ihrem Geheul; aber Gebrian, der ſie belauerte, befahl einigen Gre-

nadieren, sie aus dem Lager zu jagen, und wenn sie nicht gehen wollte, sie rechtschaffen durchzuprügeln.

Ein Dorf, welches von seinen Einwohnern ganz verlassen war, gerieth durch die Unvorsichtigkeit deutscher Soldaten in Brand; aber nur auf einer Seite, und konnte noch gerettet werden. Als ein Haufen heranmarschirender Preußen dieß leisten wollte, rennte unser Marki, der dicht dabey auf Piket stand, wie rasend hinzu und rief: Was machen Sie, meine Herren? Sie wollen löschen, da man in ganz Frankreich sengen und brennen sollte? Sie werden sich schlecht empfehlen, wenn man in unserm Hauptquartier erfahren wird, daß sie gelöscht haben, wo man auf höhern Befehl angezündet hat! Der Anführer des Haufens, ein Sergeant, wie sie gewöhnlich sind, ließ sich überreden, das Dorf sey auf Befehl des Herzogs von Braunschweig angesteckt worden: und so brannte das ganze Dorf ab. Die Emigranten sahen von ferne zu und freuten sich über das schöne Feuer, wie einst Nero bey seiner Feuersbrunst in Rom.

Nach der Kanonade bey St. Menehould, wo die Alliirten nun einsahen, daß

man allemal einen gefahrvollen Schritt thut, wenn man ſo mir nichts, dir nichts in ein fremdes Land mit Heeresmacht feindlich einrückt, immer vorwärts geht, ohne einen beſtimmten Zweck zu haben, vorwärts geht, ohne ſich den Rücken frey zu machen und ſeinen Rückzug zu ſichern, vorwärts geht, ohne für Magazine, Feldapotheke, Lazarethe und dergleichen geſorgt zu haben, und das alles aus übermäßigem Zutrauen zu dem Geplapper ſtolzer, wüſter Selbſtlinge, die nicht einmal ſich ſelbſt, vielweniger Andern zu rathen wußten — kurz, nach der Kanonade bey St. Menehould oder Valmy fingen die Alliirten und die Emigranten an, gewaltig Hunger und Noth zu leiden.

Die deutſchen Soldaten, die an den Hunger und Ungemach ziemlich gewohnt werden, ſchon in den Garniſonen, wo man nach einer ſtreng vorgeſchriebnen Diät recht väterlich dafür ſorgt, daß ſie nie zu viel bekommen, empfanden den Mangel in Champagne dennoch recht derbe. Wie grauſam, wie unerträglich alſo mußte dieſe Lage Weichlinge quälen, welche zum erſten Mal fühlen mußten,

wie wehe es thut, an den erſten Bedürfniſſen Mangel zu leiden?

Noch in Koblenz und auf dem Marſch überlieſſen ſie ſich allen nur erſinnlichen Schwelgereyen. Vom feinſten Weißbrode aßen ſie blos die Rinde; die Krume diente ihnen zu Kügelchen zum Neckwerfen. Dort aber hatten ſie weder Rinde noch Krume, und aßen das ſchwarze Kommißbrod der Preußen und Oeſtreicher mit einem Appetit, als äßen ſie Marzipan, und tranken das kreidige elende Waſſer von Champagne — als wäre es Champagner-Wein geweſen.

Aber auch Kommißbrod war nicht immer da, und die Herren hatten — wie die Andern — oft gar nichts weder zu nagen noch zu beiſſen. In dieſer Noth wurden öftere Streifereyen auf die Einwohner-leeren Dörfer gemacht. Auch unſer Marki ritt eines Tages, von Hunger angetrieben, mit Lamelle nach einem ziemlich weit entlegnen Dorfe, um dort Lebensmittel aufzuſuchen. Sie durchſtöberten verſchiedne Häuſer, fanden Einiges, und waren eben willens zurück zu kehren, als zu ihrem größten Schrecken eine franzöſiſche National-Patrouille gerade auf ſie einſprengte.

Lamelle ſchwang ſich behende auf ſein Pferd und enteilte glücklich; aber der Marki bekam, als er ihm nacheilen wollte, einen Hieb in die Schulter und fiel vom Pferde. Die Wunde hatte nicht viel zu bedeuten, und er fiel nur entmannet vom Schrecken. Nachdem er ein Weilchen zitternd gelegen war und den Nationalen Lachen erregte, raffte er ſich allmählig auf, fiel vor dem Anführer der Patrouille auf die Knie, und bat kläglich um Pardon für ſein Leben. Der Offizier lachte: haben alle Eure Leute ſo viel Muth als Du? ſagte er.

Marki: Ach, Monſieur, ich bin ja in Ihrer Gewalt!

Offizier: Das biſt du; aber wer, zum Henker, wird denn Soldat ſeyn, und wie ein altes Bettelweib auf die Knie fallen? Steh auf!

Marki: Ich bitte um mein Leben!

Offizier: Ich und meine Leute würden uns ſchämen, unſre Degen mit dem Blute einer Memme zu beſudeln. Kameraden, was machen wir?

Ein Volontär: Laß ihn laufen, Kapitän.

Offizier: Beynahe hätt' ich Luſt dazu. Bring' ich den ſchofeln Prinzianer ins Lager: ſo heißt es, wir hätten eine Heldenthat, wie Don Quixote, gethan, daß wir ſo einen Kerl, der auf die Knie fällt, zum Gefangnen gemacht hätten.

Volontär: Das iſt auch wahr, Kapitän! Preſch' ihn wieder zu ſeinen Peſtilenzen, den Prinzen.

Offizier: Höre, Kerl: verſprichſt du mir, binnen einem Jahre nicht wieder gegen Frankreich zu fechten?

Marki (voller Freuden): O, in meinem Leben nicht wieder! Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!

Offizier: Mag ſeyn! Du verſprichſt mir alſo, nicht wieder zu dienen?

Marki: Von ganzem Herzen, und Gott iſt mein Zeuge! —

Offizier: Gott kann kein Zeuge seyn! Aber das sag' ich dir: kommt es heraus, daß du wirklich dienst, und wirst du wieder gefangen: so wirst du in Stücken zerhauen. Wie heißt du?

Marki: Marki von Gebrian.

Offizier (nachsinnend): Marki von Gebrian? Vielleicht gar, — ja, wahrhaftig eben der, der vor einiger Zeit in Arras gestanden hat! Nicht wahr?

Marki: Eben der.

Offizier (lacht überlaut): Armer Schelm, geh' nur! Du kannst auch wieder dienen: ich entlasse dich deines Versprechens.

Marki: Ich halte mein Ehrenwort.

Offizier: Und hast keine Ehre! Geh doch nur, geh!

Das Pferd des Marki nahmen die Nationalen: und er ging zu Fuße — zum Dorf hinaus.

Siebentes Kapitel.

Der Marki geht nach Deutschland.

Eine gute Stunde mogte der Marki, — der vor lauter Freude, daß er dem Tode entronnen war, seine Schritte verdoppelte, um nicht noch einmal in die Hände der Nationalen zu fallen, — so en carriere fortgerennet seyn, als er in ein Thal herabstieg, wo er seinen Lamelle in einer Unterhandlung mit einem Pferdehändler überraschte.

Der Graf, welcher gewiß glaubte, der Marki sey entweder todt oder gefangen, erschrack, als er ihn, mit Blut besudelt, daher laufen kommen sah. Der Marki half ihm bald aus dem Traume, und erzählte, wie man's vermuthen kann, was ihm begegnet war.

Ah, das ist ja herrlich, fürstlich, königlich, rief Lamelle. Gut, gut, Herr Marki, wir sind alte Freunde. — (Zum Roßhändler): Herr, was geben Sie für mein Pferd?

Roßhändler: Für Ihr Pferd? Sie wollten ja eben ein's von mir kaufen?

Lamelle: Das wollte ich vor einem Augenblick noch; aber jetzt will ich das Meinige selbst verkaufen und zu Fuße gehen.

Der Kauf war bald abgethan; der Roßkamm ritt fort und Lamelle redete den erstaunten Marki also an:

Freund, Sie haben den Nationalen versprechen müssen, ein Jahr lang nicht zu dienen: Sie haben Ihre Wunde zum Zeugen. Ich will sagen, daß auch ich eben das habe versprechen müssen. Wir gehen sodann mit einander. Es ist ohnehin ein Lumpenleben hier. Mögen die Andern machen, was sie für gut finden: wir wenigstens wollen unsre Haut retten.

Der Marki konnte einem Manne nicht widersprechen, der um alle seine Heimlichkeiten wußte, und ließ sich den Vorschlag gefallen.

Im Lager liessen sie sich zum Prinzen von Condé führen: Lamelle führte das Wort, und erzählte, wie folget:

Wir kamen in ein Dorf, ohngefähr fünf Stunden von hier, um daselbst uns nach Lebensmitteln umzusehen. Als wir zurück in's Lager wollten, erblickten wir eine feindliche Patrouille, die aus dem Lager der Rebellen kam, und gerade auf uns zuritt. Wir hätten ihr vielleicht entrinnen können. Aber welcher Franzose wird vor solchen Rebellen fliehen! Wir stehen und erwarten den Angriff. Die Schurken scheinen sich zu besinnen, bis endlich einer, der von Belladonna ganz zu rasen schien, den Andern durch sein wüthendes Geschrey Muth macht. Nun greifen sie an. Wir fechten und strecken ihrer sechs vor uns auf die Erde. Acht andre — vierzehn waren's an der Zahl — entfliehen. Wir eilen ihnen nach; aber auf einmal sind wir umringt. Von allen Seiten angegriffen, wissen wir nicht, wohin wir unsre, obgleich sehr gewisse, Streiche führen sollen. Der Marki wird endlich schwer verwundet: er stürzt vom Pferde, und verliert seinen Degen. Mein Pferd wird mir unter dem Leibe niedergeschossen. Auch ich verlor meinen Degen. Die Rebellen drohten uns zu tödten, wenn wir ihnen nicht zusagten, während einem Jahre wider sie nicht zu dienen. Was sollten wir unter unsern Umständen thun!

Wir gaben unſer Ehrenwort, und entkamen mit dem Leben.

Sie haben brav gehandelt, meine Herren, rief Condé voll Emigranten-Enthuſiasmus aus. Ich freue mich, Männer unter mir zu haben, die ſolcher Heldenthaten fähig ſind. Was aber Ihr Verſprechen anbetrifft, ſo kann ich Sie deſſelben entlaſſen.

Lamelle: Monſeigneur, mein Verſprechen iſt mir heilig: ich habe mein Ehrenwort gegeben.

Condé: Aber an Schurken, an Rebellen haben Sie es gegeben: Sie ſind nicht verbunden, es zu halten.

Lamelle: Sein Wort muß man auch dem Satan halten. Wenn Sie in meiner Lage wären, Monſeigneur, was würden Sie thun?

Condé (Zuckt mit den Achſeln.)

Der Feldpater*): Ketzern und Rebellen darf man kein Wort halten. Jene, die

*) Aumonier, eigentlich Allmoſenpfleger, Armenvater; ſonſt Feldprieſter, Feldpater, Kommiß-

Ketzer, sind Rebellen wider die Kirche, also auch wider Gott; und diese sind Rebellen wider den König und den Staat, folglich auch wider Gott: denn der Staat ist Gottes Ordnung. Wer will aber Leuten sein Wort halten, die Gottes Feinde sind?

Lamelle: Ich halte mein Wort, nicht, weil ich den Rebellen etwas versprochen habe, sondern meiner eignen Ehre wegen. Mein Ehrgefühl ist aber so zart, daß es sich auf keine Weise beleidigen läßt, ohne meine Existenz zugleich mit zu vernichten.

Condé: Schön gesprochen: Sie haben Recht, Graf! Ich besann mich auf diesen Unterschied erst jetzt.

So abgeschmackt und widersprechend der Roman lautete und war, den Lamelle vorbrachte, so wurde er doch im ganzen Emigranten-Lager als Wahrheit angenommen. Die Namen Gebrian und Lamelle nannte man seit der Zeit mit der größten Ehrfurcht. Der Marki begab sich, aus Pflegesucht, eine Zeitlang ins Lazareth.

pfasse, Feldprediger. Der Grand Aumonier de France, oder Oberfeldpropst, war sonst Seine Eminenz, der Fürstbischof zu Straßburg.

Jeder Emigrant, vornehm und nicht vornehm, eilte hin, den seltsamen Helden kennen zu lernen, welcher ein so wichtiges Eventheuer bestanden hatte. So arg auch der Hunger im Lager herrschte, so stellte man doch zu Lamelles Ehre Feste an, und tanzte bey dem Schall der elenden Emigranten-Musik so ausgelassen-wild, als auf den Bällen zu Koblenz, zu Worms und zu Mainz.

Der Marki nnd Lamelle mußten indessen bey dem Korps von Condé oder der sogenannten Armée Françoise doch noch bleiben, bis diese wieder auf deutschen Boden angelangt war. Da aber verließen sie das Korps, versehen mit herrlichen Zeugnissen vom Prinzen von Condé, und drangen tiefer nach Deutschland.

Um auszuruhen, und wieder ordentlich sich einzurichten, beschlossen sie, einige Zeit in einer gewissen Stadt, die meinetwegen Birnstadt heißen mag, zuzubringen, und dann nach Avenosien zu gehen, wo der Marki die beste Aufnahme erwarten konnte.

In Birnstadt hatten sie kaum sich erholet und ausgefüttert, so erwachte in ihnen

wieder die Begierde nach Vergnügungen. Sie besuchten alle lustigen Gesellschaften; und Lamelle erfuhr, daß dort ein Bordel sey, aber erst seit einiger Zeit, indem man an diesem ehemals so stillen und ruhigen, jetzt aber so lustigen Orte von solchen Gräbern des Vergnügens sonst gar nichts gewußt hatte.

Lamelle besuchte diesen Ort der feilen, üppigen Reizbarkeit, und fand zu seiner Freude, daß Wirth und Wirthin, beyde Franzosen waren, und zwar ausgewanderte. Auch die feilen Dirnen darin waren lauter Emigrantinnen, die aber doch auch für Geld und gute Worte Deutschen zu Diensten standen.

Er theilte seinem Freunde diese Entdeckung unveraltet mit. Es versteht sich, daß dieser warme Patriot sich bald auf den Weg machte, eine Anstalt selbst zu besuchen, welche von Franzosen gestiftet war. Er eilte nach dem Hause, aber man denke sein Erstaunen, als er in dem Herrn Wirth seinen ehemaligen Kammerdiener, und in der Frau Wirthin die Mamsell Justine, sonst seine Mätresse, erkannte! C'est lui: c'est elle, war alles, was von beyden Seiten hervorkam. Endlich nahm Madam

den Marki bey der Hand, und ſagte: ich bin unendlich erfreut, Herr Marki, Sie wieder zu ſehen.

Marki: Aber ums Himmelswillen, Juſtine!

Juſtine: Aber ums Himmelswillen, Herr Marki!

Marki: Welches Schickſal führt Sie hieher, liebe Juſtine?

Juſtine: Welches Schickſal führt Sie hieher, lieber Herr Marki?

Marki (nach einer Pauſe): Juſtine, erzählen Sie mir Ihre Geſchichte!

Juſtine: Herzlich gern; aber erſt muß ich meine Kunden beſorgen. Sehen Sie denn nicht, daß ich Gäſte habe?

An dem Orte, wo Juſtine ihre Bude aufgeſchlagen hatte, war ein kleiner Muſenſitz. Die Zöglinge dieſer gelehrten Innung, Univerſität, zu deutſch Allheit genannt, be-

ſuchten das Haus der Frau von Nevers — dieſen Namen hatte ſie angenommen — weit häufiger, als ihre Lehrſtunden; und daher hatte die Dame auch immer vollauf zu thun. Der Marki gab nach, und ließ ſich indeſſen wohl ſeyn. Juſtine oder Frau von Nevers gab auch zu eſſen, ſchenkte Wein, Bier, Likör, Kaffe u. d. gl.; aber allemal mußte man dreymal ſo viel bey ihr, als bey andern bezahlen, ohngefähr wie ſonſt bey der Madam Schuwitz in Berlin. Der Marki aß ein Abendbrod, trank eine Flaſche Wein, ſechs Gläſer Likör, machte ſich mit einem Mädchen ein luſtiges Viertelſtündchen, und wollte endlich aufbrechen und bezahlen.

Gehn Sie nur, Herr Marki! heute zahlen Sie nichts: das geſchieht aus alter Bekanntſchaft. Morgen Vormittag kommen Sie nur her: dann will ich Ihnen meine Schickſale erzählen.

Achtes Kapitel.

Juſtinens oder der Frau von Nevers Geſchichte.

Sie müſſen nicht böſe ſeyn, lieber Marki, ſagte den andern Morgen Juſtine zu unſerm Helden, daß ich an ihrem Kammerdiener mehr Geſchmack in Arras fand, als an Ihnen. Eiferſucht iſt überhaupt ein lächerlicher Fehler; und dauert ſie gar länger als acht Tage, ſo fällt ſie ins Kindiſche.

Seyn zufrieden, Juſtine: ich war nie eiferſüchtig. Ein Franzoſe darf das nicht ſeyn. Erzähle nur!

Ich verkaufte einen Theil Ihrer Güter: das war auch verzeihlich: denn ich und mein Amant wollten auswandern, und zum Auswandern muß man Geld haben. Sie hätten ohnehin alles verlohren: denn die verdammten Bauern riſſen bald darauf doch alles an ſich. Alſo können Sie mir ja wohl vergeben, daß ich in einiger Rückſicht den Bauern zuvor kam. Genug, ich wanderte aus, und mein

Begleiter war Ihr gewesener Bedienter, den ich jetzt für meinen Mann ausgebe. Bey uns Emigranten ist das einmal die Mode so! Wir sind, was wir wollen seyn — Mann und Frau, ohne Trauung, Schwester und Bruder, ohne uns gesehen zu haben: Alle sind wir von Adel, ob gleich sehr viele von uns ehemals kaum auf die Ehre, Bedienter oder Kammermädchen zu seyn, Anspruch machen konnten. Ich nannte mich Frau von Nevers, und zog nach Mainz.

Meine Börse war ziemlich versehen; aber mein Mann spielte und verlohr fast immer. Ich liebte den Aufwand; und so sah ich meinem Beutel bald auf den Boden. Zum Glück gefiel ich einem sehr reichen Geistlichen, gegen den ich anfänglich die keusche Diana spielte, und ihn dadurch so anzog, daß er mir ansehnliche Geschenke machte. Endlich erhörte ich ihn, zog mich aber gleich wieder zurück, da der Prinz von Schwarzthal mir Anträge machen ließ.

In Mainz ging es vortrefflich, und ich führte da ein Leben, wie eine Prinzeß. Jederman wußte, daß ich von dem Prinzen

unterhalten wurde; aber niemand skandalisirte sich darüber. Die Deutschen sind einmal schnurrig und schwankend genug, daß sie das, was sie selbst an sich und ihren Landsleuten verdammen, einem Franzosen nicht allein zu Gute halten, sondern diesen noch obendrein darüber loben und ehren. Eine deutsche Dame, die einen Mann hat, sich aber so vergessen könnte, daß sie einen Andern zum erklärten Liebhaber annähme, würde sich aufs häßlichste beschimpfen; jederman würde mit Fingern auf sie weisen, und in keiner honnetten Gesellschaft dürfte sie sich sehen lassen. Thut aber eine Französin das: so macht man sich nichts daraus. Ein deutscher Zotenreißer wird nirgends gelitten, wenigstens bey gesitteten Leuten nicht; aber ein Franzose — gefällt dadurch, und wird für einen witzigen Kopf gehalten. Es sind gar schnackige Leute, die Deutschen: Alles ist Widerspruch bey ihnen! Oder sollten sie uns für so leichtsinnig und spashaft-verdorben halten, daß sie von uns nichts anders erwarten, und sich darum über uns und unsere Handlungsarten nicht mehr ärgern? —

Endlich kam der General Cüstine; und Mainz fiel in die Hände der Neufranken.

Ich hatte das Glück, mich zu retten, und ging nach Frankfurt, wohin mir der Prinz bald folgte. Aber auch nach Frankfurt kamen die Neufranken. Ich hielt mich nicht für sicher, und wollte nach Gießen. Unterwegs überfiel uns eine Patrouille, die uns rein ausplünderte, und mir nichts ließ, als meine Kleider. Nun war ich recht arm. Ich kam nach Gießen, und kehrte in den Gasthof zum Einhorn ein, wo viele Studenten zu Tische gingen.

Die Gießer Studenten behagten mir nicht ein bischen. Ihr impertinenter, läppischer Ton, ihre fatale Burschen-Sprache, wodurch sie im Stande sind, selbst in Deutschland ein Deutsch zu sprechen, das selbst ein Deutscher so wenig versteht, als wenn man arabisch oder peruanisch mit ihm sprechen wollte; ihre Possenreißerey, die wachtstubenmäßig ist, ihr Gröhlen aus den Fenstern und auf der Straße, ihre tölpelnden Kanonenstiefeln, ihr dummer Bauernstolz, kurz, alle Manieren der Herren Gießner konnten mir nicht gefallen. Aber was wollt' ich machen! Ich hatte kein Geld und keine Lust, mir durch Arbeiten etwas zu verdienen. Also war ich genöthigt, meine

Thüre den rohen Gießnern doch zu öffnen, und die Besuche derselben anzunehmen.

Die Studenten nannten mich die französische Sophie, und gaben dem Hause, worin ich wohnte, den Namen: Sophien-Kirche. Den Wirth ärgerte diese Benennung, und er hieß mich ausziehen. Ich meldete mich im Hirsch, im Stern, im Rappen, im Löwen; aber kein Gastwirth wollte mich: denn alle sagten: sie mögten ihren Gasthof nicht Sophienkirche nennen lassen.

Die französische Sophie mußte also, sie mogte wollen oder nicht, zu einem deutschen Studenten auf die Stube ziehen.

Aber nun erfuhr dies der Prorector, ein an sich Deutsch massiver Mann, der gar nicht zu leben weiß. Er schickte den Pedell, und ließ dem Studenten, bey dem ich wohnte — mein Mann logirte im Riesen — anbefehlen, die französische Sophie fortzuschaffen, oder gewärtig zu seyn, daß man ihn von der Universität entferne, welches sie Relegieren heißen. Ich mußte also auch da wieder weg. Mein Student empfahl

mich aber einem seiner Dutzbrüder — so nennen die Herren ihre guten Freunde, die sie bey Wein, Bier oder Schnapps erwerben — welcher Leutnant beym Gießer Regiment war. Ich zog auf dessen Stube; aber der General, gleichfalls ein Mann ohne Lebensart, steckte den Offizier in Arrest, und ließ meine paar Sachen durch Soldaten auf die Straße werfen.

Jetzt ging ich vor Aerger und Verdruß von dannen, und wanderte nach Marburg. Aber auch hier war ich nicht lange: denn die Fürstin von Kalkburg lernte mich kennen, und nahm mich und meinen Mann mit an ihren Hof. Ich kann mich des Lachens noch nicht enthalten, wenn ich an den Kalkburger Hof denke, wo der größte Stolz mit der größten Armseligkeit gepaart ist! Indessen es ging mir hier doch erträglich. Endlich aber mußte die Fürstin vielleicht merken, daß der Herr Gemal etwas mehr, als Höflichkeit, gegen mich blicken ließ, und sie hieß mich gehen. Der Herr Fürst nämlich, so despotisch er sonst in seiner spannelangen Sultaney herrschet, und so sehr er seine Bauern schindet, steht doch unter dem Pantoffel der Frau Gemalin.

Wo nun hin? das war die Frage! Ich ſchlug meinen Weg hieher ein, und gab anfänglich vor, daß ich junge Frauenzimmer in unſrer Sprache unterrichten wollte. Es ging, und ich hatte ſtarken Zulauf. Indeß da man hier auf ſpeziellen Befehl des Landesherrn alle Emigranten auf- und einnehmen muß: ſo kamen nach dem Abmarſch der Prinzen-Armee nach Champagne viele franzöſiſche Damen und Mamſellen aus Coblenz — hier an, welche ſich an mich wendeten, weil ich mit der deutſchen Sprache, oder vielmehr mit dem deutſchen Jargon ziemlich bekannt bin. Ich merkte bald, woran es vielen fehlte — an Geld, und fand bey den Meiſten einen regen Hang, Liebſchaft zu treiben. Halt, dacht' ich, da kannſt du beſſer wegkommen, als mit Unterricht-geben: und ſo etablirte ich — was Sie ſehen, lieber Marki — ein Bordell.

Bravo! rief der Marki. Laß dich umarmen, liebe Juſtine! du verdienſt alſo hübſches Geld?

Juſtine: Das verſteht ſich! die Mamſellen müſſen mir allemal die Hälfte ihres Verdienſtes abgeben.

Marki: Du haſt doch lauter Franzöſinnen?

Justine: Nichts anders! Einige Deutsche habe ich auch gehabt, die ganz hübsch waren. Aber die Herren wollen für die Deutschen nicht so viel geben, als für die Französinnen. Ich habe sie daher abgeschafft, und mich blos an französische Waare gehalten. An diesen, sagen sie, lebt alles; und jene — sind wie die Klötze.

Marki: Ich dächte, in diesem Fall wäre es gleich viel, deutsch oder französisch!

Justine: Aber der Deutsche ist nun so! Er liebt das Ausländische, und glaubt, alles sey gut, was aus einem Lande kommt, wo er nicht zu Hause ist.

Marki: Es sind wirklich komische Menschen, die Deutschen!

Der Marki dankte Justinen sehr für die Mittheilung ihrer Begebenheiten, und brachte die ganze Zeit, so lange er noch in Birnstadt blieb, meistens in ihrem Hause zu, wo alle Tage ein Zusammenfluß vornehmer und geringer, verehlichter und lediger Herren war, die sich nach Herzenslust ergötzten, und ihre Gesundheit wie ihr Geld auf die allerliebste Art verschwendeten.

Neuntes Kapitel.

Der Marki geht nach Avenoſſen.

Der Marki und ſein Freund verweilten nicht gar lange zu Birnſtadt, und kamen, nachdem ſie noch mehr deutſche Höfe und Städte beſucht hatten, in Avenoſien an. Hier regierte die Frau von Ronſard und deren Mutter unumſchränkt, und der ſchwache Fürſt ließ ſich von dieſen Weibern dermaßen hänſeln, daß er gegen alle Vorſtellungen andrer redlichen Männer taub war. Zum Unglück machte ihm auch ſeine Gemalin keine Vorwürfe: denn dieſe hatte zwar endlich erfahren, wie Frau von Ronſard mit dem Fürſten ſtand; aber da auch die Frau Fürſtin an dem Herrn von Ronſard Geſchmack gefunden hatte, ſo war ſie froh, daß ſie ſich keine Vorwürfe zu machen hatte.

Als katholiſche Dame beichtete ſie zwar dem Hofprediger; aber dieſer war ein Probabiliſt nach Jeſuitiſchem Zuſchnitt, und hatte — in Beziehung auf Fürſten — Achtung für das toujours perdrix Ludwigs des Vierzehn-

ten. Dann auch war er der Meynung: der Herr Gemahl, der Fürſt, habe ſie zuerſt beleidiget, und ſie thue weiter nichts, als daß ſie ihn beſtrafe: Ronſard ſey zwar auch ein Ehemann; allein er ſey in demſelben Verhältniß gegen ſie, worin ſie gegen den Fürſten ſey.

Weit und breit wurde von dieſer fürſtlichen Wirthſchaft geſprochen; aber der Fürſt blieb, der er war: denn er erfuhr von alle dem nichts, was man beynahe auf allen Dächern predigen hörte.

So ſah es in Avenoſien aus, als der Marki dahin kam. Wie man ihn aufnahm, läßt ſich denken. Wenn er des Fürſten wirklicherklärter Schwager geweſen wäre: er hätte keine beſſere Aufnahme wünſchen können. Der ganze Hof bemühte ſich, ihm Freude und Vergnügen zu machen; und der Fürſt behandelte ihn wie einen Vertrauten. Dies aber blähte den Marki auf, und er nahm ein Weſen an, ein ſo ſtolzes Weſen, daß Unwiſſende ihn für den Fürſten, den Fürſten ſelbſt aber höchſtens für einen prekären Marki angeſehen hätten.

Der Fürſt trug ihm verſchiedne Stellen an, die er aber ausſchlug, weil er vorgab: daß er doch noch immer in den Dienſten der Franzoſen ſtände, ob er gleich ein Jahr dienſtlos bleiben müßte. Dabey ſtellte er ſich ſehr ungebärdig, und fluchte auf ſein Schickſal, welches ihn von dem Pfade der Ehre abhalte, ſo nachdrücklich, daß ihn alle Hofleute und ſelbſt der Fürſt für einen andern Roland oder Alexander hielten. Den Mauleſel-Orden aber, und eine jährliche Penſion nahm der Herr doch an, auch den Kammerherrenſchlüſſel, weil dieſe Dinge, wie er hinzufügte, ihn nicht feſſelten oder hinderten, unter den glorreichen Fahnen eines Condé, dieſes würdigen Enkels jenes großen Condé, die Rebellen zu bekämpfen.

Unter mehrern Franzoſen, welche an dem Hofe des Fürſten lebten, war auch ein gewiſſer Graf Maraud, welcher ganz artig harfte; *) und da die Frau von Ronſard die Harfe auch ſpielte, und leidenſchaftlich dafür eingenommen war: ſo ward Graf Maraud

*) Wie man von Geige geigen ſagt, ſollte man von Harfe auch harfen ſagen, ſtatt die Harfe ſpielen.

ihr beständiger Gesellschafter, und es währte gar nicht lange, so gestattete ihm die Frau von Ronsard, was sie dem Fürsten gestattete.

Der Graf war wegen der Meynung, daß der Fürst sich aus dem Schmuck nicht viel machen würde, welchen ihm seine Mätresse aufsetzte, in seinem Umgang mit dieser nicht vorsichtig genug. Man murmelte am ganzen Hofe von der Vertraulichkeit des Grafen mit der fürstlichen Mätresse; sogar der Fürst hörte so reden, und machte der gut zu gnädigen Frau von Ronsard Vorwürfe darüber. Diese aber legte sich aufs Läugnen, weinte und drohte, und der Fürst war schwach genug, zu widerrufen, und sich mit der Dame völlig wieder auszusöhnen.

Frau von Ronsard, dadurch sicher gemacht, trieb von dem Tage an ihre Sachen mit Maraud weit öffentlicher und ungescheuter. Der Fürst bat mit großem Glimpf, sie möchte doch sich selbst schonen, und sich nicht so den Kritiken des ganzen Hofes preis geben. Aber die Dame versicherte: das beste Mittel, hämische Leute zurecht zu weisen, bestehe darin, daß

daß man ſich ſchlechterdings über ihre Urtheile wegſetze, und ſeinen Weg geradezu verfolge. Der Fürſt hatte gegen dieſe Trotzphiloſophie nichts und ließ die Dame machen.

Endlich aber bemerkten Se. Durchlaucht an Dero Körper eine Geſchwulſt, welche Ihnen das Gehen und Reiten erſchwerte und dabey nicht ohne Schmerzen war. Obgleich der Herr ſchon gar oft und viel ausgeſchweift hatte: ſo hatte er doch die übeln Folgen von dieſer Lebensart noch nie erfahren, und wußte alſo nicht, worin ſein Uebel beſtand. Sein Leibchirurgus war auch ein Franzoſe, der alles wußte, nur nichts von ſeiner Kunſt. Dieſer erklärte das Uebel geradezu für ein Blutgeſchwür und belegte es mit Pflaſtern von Honig. Die Schmerzen nahmen zu wie der Umfang, und am Ende konnte der gute Herr weder gehen, noch ſitzen, noch ſchlafen.

In dieſer Noth wurde der alte Leibarzt Brand geholt, ein gelehrter und erfahrner, aber dabey gerader, rauher Mann, der allemal ſagte, was er dachte, und größtentheils Recht hatte. Er kam, beſah die Geſchwulſt, ſchüttelte mit dem Kopf, und erklärte ſie für verdächtig.

„Nun, Herr Doctor,“ sagte der Fürst: ‚was denken Sie von diesem Umstand?“

Brand: Ihr Uebel, gnädigster Herr, kommt von einem genauern Umgang mit einem unreinen Frauenzimmer her.

Fürst: Herr Doctor, bedenken Sie! —

Brand: Ich bin meiner Sache gewiß: Uebel dieser Art kenne ich so gut, wie ein Gauner die Spielkarten.

Fürst: Aber Sie irren sich doch! Ich habe seit langer Zeit mit keinem Frauenzimmer Umgang gehabt, bey welcher man auch nur die Möglichkeit eines solchen Uebels vermuthen könnte.

Brand: Hier ist nicht die Rede von der Möglichkeit, sondern von der Wirklichkeit. Sie sind wirklich angesteckt, und wenn Sie sich nicht kuriren lassen: so sind die häßlichsten Folgen nicht nur möglich, sondern gewiß.

Der Fürst kannte die Erfahrenheit des Doctors; seine Schmerzen waren arg, und

er seufzte nach Linderung. Also unterwarf er sich der Kur, die Brand mit ihm vornahm; und er fuhr sehr wohl dabey. Das Uebel aber war durch Vernachlässigung und durch die Unerfahrenheit des französischen Chirurgus schon so weit gekommen, daß eine langweilige Heilung dazu erfodert wurde.

Da der Fürst nicht aus seinem Zimmer durfte, sah er es gern, daß Leute von munterm Ton ihn besuchten und ihm die Zeit vertrieben. Der Marki von Gebrian, Ronsard und andre Franzosen, worunter anfänglich auch der Graf Maraud sich befand, waren also fast Tag und Nacht auf seinem Zimmer, und schnickschnackten unaufhörlich zum Zeitvertreib des fürstlichen Patienten.

Graf Maraud blieb endlich ganz weg; und erst nach einigen Tagen vermißte man ihn. Wo mag doch Graf Maraud bleiben? sagte der Fürst zum Marki: ich sah ihn schon seit drey Tagen nicht mehr.

Marki: Ich kann's wirklich nicht sagen, gnädigster Herr!

Ein Emigrant (mit verzerrtem Geſicht): Graf Maraud iſt krank!

Fürſt: Was mag ihm fehlen?

Emigrant: Man ſpricht nicht gern davon, gnädigſter Herr!

Fürſt (aufmerkſam): Sollte er gar —

Emigrant: Errathen, errathen! Graf Maraud muß Merkurius kauen! Aber ſo geht's! Ha, ha, ha!

Die Emigranten fingen jetzt an, eine weitläufige Diſſertation über die galliſche Krankheit überhaupt, und über die des Grafen Maraud insbeſondere zu halten. Sie gingen in ihren Witzeleyen ſo weit, als nur irgend ein frecher Franzoſe gehen kann, und gaben nicht undeutlich zu verſtehen, ſie glaubten auch, daß auch noch einige gewiſſe Große vom Grafen dieſes Geſchenk erhalten haben könnte.

Der Fürſt verſtand die Anſpielung, und erblaßte vor Aerger. Er wartete bis die Her-

ren alle fort waren, und dann ließ er den Doctor Brand holen, gestand ihm ganz treuherzig seinen Umgang mit der Frau von Ronsard und fragte: ob der Herr Doctor wol glaube, daß diese ihm das häßliche Präsent angehängt habe.

Sie fragen wunderlich, gnädigster Herr, antwortete der Doctor: habe ich denn zu untersuchen, wo Sie das Ding herhaben? Genug, Sie haben es, und ich kurire Sie. Uebrigens ist kein Frauenzimmer, welches einmal den Pfad ihrer Schuldigkeit verläßt, von der Gefahr frey, jene häßliche Krankheit zu erleiden. Es scheint, die Natur habe bey abnehmender Ordnung und bey zunehmenden Ausschweifungen dieses Uebel als eine Strafe expreß eingeführt; und das beste dabey ist, daß von dieser Strafe, sobald man sie verdient, kein Mensch sich losmachen kann, wie von andern Strafen, selbst Könige und Fürsten nicht, auch deren Mätressen nicht.

Gewiß, rief der Fürst, hat die schändliche Ronsard mich vergiftet; aber warte nur, warte! Klingeln Sie doch mal, lieber Doctor!

Doctor: Was soll's denn werden, gnädigster Herr?

Fürst: Ich will Befehl geben, daß man die Ronsard sogleich über die Gränze bringe.

Doctor: Bitte unterthänigst: das kann nicht seyn!

Fürst: Warum nicht?

Doctor: Weil sie krank ist. Ihre Krankheit ist von der Art, daß sie leicht tödtlich werden kann, wenn sie sich der Kälte und der üblen Witterung aussetzt.

Fürst: Ist sie vielleicht auch —?

Doctor: An dem Namen der Krankheit liegt nichts; aber es würde grausam seyn, sie jetzt bey dem rauhen Wetter wegzutreiben. Ich hoffe, daß sie bald wird reisen können, und dann mag sie reisen. Ihre Durchlaucht fühlen indeß ja selbst, wie nöthig es ist, seine Kurzeit auszuhalten!

Zehntes Kapitel.

Was man wol nicht vermuthet hätte!

Die Frau von Ronſard litt wirklich an dem fürchterlichen Uebel, das durch ihre Mittheilung auch den Fürſten quälte. Sie verttaute ſich anfangs auch Pfuſchern, und ſahe ſich endlich genöthigt; ſich der Hülfe des Doctors Brand anzuvertrauen, der ſie auch mit aller Gewiſſenhaftigkeit behandelte.

Als der Doctor des Fürſten Geſinnungen gegen die Dame erfahren hatte, trug er kein Bedenken, ſie ihr mitzutheilen. Er vermuthete, daß dieſe Nachricht ſie erſchüttern würde; und um dieß nach Möglichkeit zu verhüten, ſo ein rauher Mann er ſonſt auch war, verſilberte er doch die Pille, ſo gut es anging.

Mit großer Gleichgültigkeit hörte ihn die Dame an, und ſagte weiter nichts, als: Sie erzählen mir da nichts Neues, lieber Herr Doctor! Ich erwartete das lange. Meine Maßregeln ſind aber darnach auch ſchon ge-

nommen. Wann meynen Sie wol, daß ich reisen kann?

Doctor: In vierzehn Tagen, wenn Sie sich darnach halten.

Dame: Halten werde ich mich allerdings; und Sie, Herr Doctor, sorgen gewiß auch, daß ich völlig geheilt werde.

Doctor: Ich entlasse keinen Kranken, der nicht völlig hergestellt ist.

Dame: Wenn der Fürst mich nur noch bis dahin in Ruhe läßt!

Doctor: Er hat es mir versprochen.

Dame: Das ist schön! Es ist doch immer ein guter Junge, der Fürst!

Doctor Brand wendete alle Sorgfalt und Geschicklichkeit an; und nach Verlauf von vierzehn Tagen war Frau von Ronsard völlig hergestellt.

Gerade den Tag, woran der Doctor versichert hatte, daß die Kur zu Ende sey, ließ

ſich ihr Gemahl, welcher den Winter in Avenoſien zugebracht hatte, ohne ſie öfters zu ſehen, bey ihr anmelden. Er wurde vorgelaſſen, aber mit der größten Kälte aufgenommen.

Was bringen Sie mir, Herr von Ronſard? fragte die Dame.

Ronſard: Ich komme, von Ihnen Abſchied zu nehmen.

Dame: Sie verreiſen vermuthlich!

Ronſard: Ja, Madam: ich gehe zu meinem Bataillon.

Dame: So? (lange Pauſe.) Werden Sie wiederkommen?

Ronſard: Schwerlich.

Dame: Gefällt es Ihnen hier nicht mehr?

Ronſard: In Frankreich wird mir's beſſer gefallen.

Dame: Glauben Sie?

Ronsard: Wie wenn Frankreich nicht große Vorzüge vor Deutschland hätte!

Dame: Sehr große! Wann denn werden Sie dahin zurückkehren?

Ronsard: Noch diesen Sommer.

Dame (bitter lächelnd): Ich wünsche Ihnen Glück, recht viel Glück zu Ihrer Reise! (Pause.) Ich habe Geschäfte, Herr von Ronsard!

Ronsard: Nur noch Ein Wort!

Dame: Nur keine Oration!

Ronsard: Bewahre! Ich werde kurz seyn. Hören Sie nur!

Dame: Ich höre.

Ronsard: Wir müssen uns trennen, Madam.

Dame: Weiter nichts, Monsieur? Sie reisen ja ab, wie Sie sagten: unsre Trennung ist dann schon gemacht.

Ronſard: Auch die auf ewig?

Dame: Wie Sie wollen!

Ronſard: Sie fragen doch nicht nach meinen Urſachen?

Dame: Nein: auch ich habe meine Urſachen.

Ronſard: So leben Sie wohl, Madam!

Dame: Auch Sie, Herr von Ronſard! Glückliche Reiſe!

Ronſard ging ſo gleichgültig, wie er gekommen war; und Madam war ſo unbefangen, wie wenn ihr eine Nadel entfallen wäre.

Gleich darauf ſetzte ſie ſich hin, und ſchrieb an den Fürſten:

Monſeigneur,

Ich würde undankbar ſeyn, wenn ich Ihrer Durchlaucht bey meinem Abſchiede aus Ihrem Lande meine Erkenntlichkeit nicht bezeugte. Ohne Zweifel wünſchen Sie,

mich nicht weiter zu sehen. Schriftlich also muß ich Ihnen für Ihre Wohlthaten, und ich setze hinzu, auch für Ihre Liebe danken. Es ist nothwendig, wie Sie selbst einsehen, daß ich mich aus Avenosien entferne; aber es würde einem großmüthigen Fürsten eben nicht anständig seyn, wenn Sie meine Abreise erschweren, oder mir etwas von dem, was ich von meinem Vater habe, oder von Ihrer Freygebigkeit besitze, entziehen wollten. Leben Sie wohl, Monseigneur, und denken Sie wenigstens ohne Aerger an

Ihre

ergebenste

Lanison von Ronsard.

Der Fürst erhielt den Brief, als gerade sein Kanzler bey ihm war. Er gab ihm den Brief zu lesen, und fragte, was zu thun sey.

Kanzler: Lassen Ihre Durchlaucht die Dame immer abziehen!

Fürst: Aber auch alles mitnehmen, was sie hat?

Kanzler: Allerdings! Sie, gnädigster Herr, haben ihr ja alles geschenkt!

Fürst: Das ist wol wahr; aber sie hat meine Schwachheit benutzt.

Kanzler: Das thut zur Sache nichts! Ein Fürst muß Wort halten, er mag nun aus Ueberlegung oder Nichtüberlegung, aus Klugheit oder aus Schwachheit etwas verschenkt haben.

Fürst: Gut; aber ich wünschte auch, daß der Ronsarden Mutter, die alte Gebrian, mit abführe.

Kanzler: Das können Sie ja nur befehlen, gnädigster Herr!

Der Kanzler übernahm es, der alten Markise den Willen des Fürsten zu hinterbringen. Er fand sie in einem sehr ernsthaften Gespräche mit ihrer Tochter. Als er hereintrat, rief ihm die Markise entgegen: Ah, Herr Kanzler, es ist recht gut, daß ich Sie sehe: eben wollte ich zu Ihnen!

Kanzler: So hatte ich ja etwas von Ihnen zu hören!

Markiſe: Nur eine Bitte! Ich wünſchte einen fürſtlichen Paß für mich und meine Tochter bis nach Mannheim.

Kanzler: Nach Mannheim wollen Sie?

Markiſe: Noch etwas weiter. Nach Paris wollen wir eigentlich; ſind wir aber erſt in Mannheim: ſo kommen wir leicht weiter.

Kanzler: Aber wiſſen Sie nicht das ſcharfe Geſetz wider die Emigranten?

Markiſe: Sind wir denn Emigranten, ich und meine Tochter? Ich bin aus Frankreich gegangen, ehe man noch ans Emigriren dachte; und meine Tochter iſt niemals in Frankreich geweſen: ſie iſt eine im Ausland geborne Republikanerin.

Kanzler: Republikanerin? Ich erſtaune, gnädige Markiſe!

Markiſe: Das Wort gnädig, und der Titel, Markiſe ſoll bald verſchwinden. Mich ekelt davor!

Kanzler: Was höre ich! Sie werden doch nicht nach Frankreich wollen, um dort die häßlichen Grundsätze verbreiten zu helfen?

Markise: Nein, sondern um erst welche zu lernen.

Frau von Ronsard (einfallend): Ja, mein Herr Kanzler: ich und meine Mutter sind längst überzeugt, daß die Franzosen Recht haben, den alten Lehns-Despotismus der großen Herren und der Pfaffen zu zerstören. Wir sehnen uns selbst nach der Freyheit, und kehren derentwegen in unser Vaterland zurück: das mögen Sie immer den Fürsten wissen lassen!

Kanzler: Haben Sie denn auch das neuliche Manifest des Grafen von Provence gelesen?

Fr. von Ronsard: Warum fragen Sie darnach?

Kanzler: Weil dessen Inhalt jeden vor Frankreich warnen muß.

Fr. v. Ronsard: Wie so?

Kanzler: Weil es ausdrücklich darin heißt: daß der größte Theil der Franzosen noch immer gut und königlich gesinnt sey, selbst der größte Theil der Pariser, und daß die Rebellen-Rotte sich blos unter den Jakobinern und dem National-Convent finde.

Fr. v. Ronsard: Daß dieß eine eben so lächerliche Lüge ist, wie manch ähnliche in manch anderm Manifest, ist handgreiflich. Denn der größte Theil der Franzosen sind Landleute nebst denen, die zur arbeitenden Classe gehören; diese aber hat man seit Heinrich des Vierten Zeiten zu arg gedrückt und geschunden, als daß sie noch die mindeste Anhänglichkeit an dem jetzt gestürzten System haben könnten. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, dieß System umzustürzen? Und wenn weiter keine sogenannten Rebellen in Frankreich und in Paris sind, als die Jakobiner und der National-Convent: wie war es wieder möglich, daß diese, als der kleinere und schwächere Theil gegen die Uebrigen als den größern und stärkern nicht nur aufkamen, sondern sich dabey auch behaupten? Der größere Theil hätte dann nur wollen dürfen, und der kleinere hörte auf zu seyn. Und wenn's

wenn's wahr iſt, was Provence geſagt hat: warum führte man Ausländer, als Mitbekrieger ins Land, da der gröſste Theil der Inländer noch gut und königlich, wie er angab, geſinnt war, und folglich die Jakobiner und den National-Convent, als den kleinern Rebellen-Haufen, ſchon für ſich und mit leichter Mühe, ohne alle auswärtige Hülfe, hätte bezwingen und aufreiben können? Kurz, auch das Provenciſche Manifeſt hat das Schickſal der meiſten Manifeſte: und enthält beynahe eben ſo viel Lügen als Worte. Nur blinder, ungelehriger Herrſcherdünkel, von egoiſtiſchen Schmeichlern genährt, konnte ihn das öffentlich ſagen machen; und ſeine Mitgehülfen glaubten es nicht anders. Der Inhalt dieſes Manifeſtes ſchreckt uns alſo von Frankreich ſo wenig zurück, daß er uns vielmehr antreibt, dahin zu eilen.

Kanzler: Nun, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich! Glückliche Reiſe!

Der Kanzler theilte dem Fürſten den Entſchluß der beyden Franzöſinnen mit. Der Fürſt wollte ſie als Jakobinerinnen arretiren laſſen; aber der Kanzler, ſo ſehr er ſonſt das

Freyheitssystem haßte, widerrieth doch die Verhaftung. Es mögte, sagte er, Aufsehen machen: und Aufsehen bey der jetzigen Lage der Dinge muß man verhüten. Lassen Sie die Menscher — dieß war sein Ausdruck — immer hinziehen. Schaden können sie uns nicht, und nützen werden sie den Franzosen wenig.

Die Damen erhielten Päße, und zogen mit ihrem Gelde und ihren Kostbarkeiten ab. Sie nahmen von Niemanden Abschied, nicht einmal vom Marki von Gebrian. Die Frau Markise hatte öffentlich erklärt, daß sie durchaus keinen Emigranten sehen mögte. Diese Leute wären Feinde der Republik, der einzigen Göttin, die sie anbete, und der Freyheit, als des höchsten Guts der Menschen. Sie fuhren ab und kamen glücklich über den Rhein, und begaben sich nach Mainz zum General Cüstine, dem sie von Freyheitsliebe, Gleichheitssinn und Republikanismus so hochtönend und viel vorschwindelten, daß dieser ganz entzückt ward, und ihnen nicht nur gute Päße nach Paris gab, sondern sie auch als halbe Märtyrerinnen der guten Sache dem Convent empfahl. So kamen sie nach Paris. Ihre fernern Schicksale erzähle ich weiter unten.

Die Damen waren im Grunde nichts weniger als wahre Kennerinnen und Verehrerinnen des neuen Systems in Frankreich. Sie hatten zwar einige Jakobinische Flugschriften gelesen, und besonders Herrn Böhmers und Georg Forsters Bürgerfreund Das aber war auch alles. Es fehlte ihnen also am Besten, nämlich an dem, woran es einem Genz, Hofmann, Reichard, Schirach und andern fehlt und immer gefehlt hat, — wie dieß zu sehen ist an ihrer erzeignen Schreiberey — an einer genauen und unpartheyischen Kenntniß der ehemaligen Lage Frankreichs. Sie kannten die Ursachen der Revolution beynahe gar nicht, und waren daher auch nicht im Stande, über deren Natur, Werth und Unwerth zu urtheilen. Sie waren also sehr schlechte Republikanerinnen.

Aber auch nicht Republikanismus, sondern nur die Verachtung, welche man sie wohlverdienter Weise in Deutschland fühlen ließ, war das Uebel, dem sie entgehen wollten, um sich an den Deutschen gewisser Maßen dadurch zu rächen, daß sie deren Land verliessen, und sich auf den Weg machten, das Schwindelsystem der Jakobiner in Frankreich anzunehmen.

Eilftes Kapitel.

Deutsche Extra-Helden wider die Franzosen.

Man fand, ich weiß nicht, aus welcher Ursache, für nothwendig, die Reichs-Armee aufzubieten, um gegen Frankreich mitzufechten.

Mir ist, als hörte ich hier Manchen ausrufen: Was? der Verfasser war selbst Soldat, selbst bey der Reichs-Armee, und will nicht wissen, warum man diese Armee aufbot? — Sie sollte die alliirten Mächte, die durch Emigranten-Lügen in Champagne erbärmlich in Koth und Noth gerathen waren, und durch diesen — Feldzug ganz Frankreich erst recht gegen sich empört hatten, unterstützen, und ihnen den Sieg über dies Land und Volk erleichtern helfen. Das war die Ursache.

Um Vergebung meine Herren! Friedrich der Zweyte, der doch gewiß ganz

Soldat war, und das Wesen des Kriegs-Handwerks von Grund aus verstand, urtheilt irgendwo in seiner Geschichte des siebenjährigen Kriegs, daß die Reichs-Armee dem dem Fortgang der östreichischen Waffen mehr geschadet als genützt habe. Aus dem Zeugniß dieses Helden ergiebt sich also schon, daß die Reichs-Armee die Siege der Alliirten eben nicht erleichtert haben wird, wie denn auch die Erfahrung hernach sattsam gelehrt hat. Selbst deutsche Generale, ein Wurmser, ein Prinz Carl von Oestreich, ein Alvinzy, ein Möllendorf und selbst der Herzog von Braunschweig und Friedrich Wilhelm der Zweyte, dem man militärische Kenntnisse gewiß nicht absprechen kann, urtheilten nicht aus Erfahrung allein, sondern aus guten Gründen, daß von den Reichstruppen im Neufranken-Krieg wenig zu erwarten stände *).

*) Wollen vielleicht Einige meiner Herren Leser diese guten Gründe genauer kennen lernen: so mögen sie mein Büchelchen lesen, unter dem Titel: Schilderung der heutigen Reichsarmee, das ich gleich nach meinem Abschiede von dieser Armee 1796 herausgab. Ich denke, es wird nicht nur behagen, sondern

Jetzt wieder zur Sache! Der Kaiser also und einige andere von den Verbündeten fanden für gut, daß die Reichs-Armee sollte organisirt werden, und mit ins Feld rücken. Es geschah, und das Reichs-Heldenkor kroch hervor im Frühling des Jahres 1793.

Der Marki von Gebrian hatte durch den Fehler seiner Schwester, und durch deren und seiner Mutter Abzug nach Frankreich, bey dem Fürsten von Avenosien nichts eingebüßt. Der Fürst war ein Erzfeind des Freyheitssystems, und handelte hierin sehr folgerecht. Er war ja ein Schwachkopf, und Schwachköpfe von Fürsten müssen alles hassen und alles verfolgen, was gegen den Despotismus sich auflehnt: sonst sind sie ja verlohren! Nur ein einsichtiger, guter und weiser Fürst, der seine Unterthanen aufrichtig liebt, die Gerechtigkeit heilig befolgt, und sich selbst den Gesetzen unterwirft; der das Verdienst belohnt, und sich durch eine kluge Oekonomie, sowohl im Militär als in den

auch — belehren: denn da werden Sie die genannten Gründe so nach meiner Art, das heißt, ohne Schminke und derb und deutlich genug antreffen.

Finanzen bey seinen Nachbarn respektabel macht; der endlich sein Wort strenge hält, und sich weder durch Schmeicheleyen, noch durch Drohungen, weder durch englisches Geld, noch durch russische oder östreichische Derbheiten von seinem Plan abbringen läßt — ein Fürst, der Friedrich Wilhelm dem Dritten und Carl dem Vierten gleicht — ein solcher Fürst, sage ich, kann bey aller zunehmenden Aufklärung seiner Völker, bey allen moralischen und politischen Untersuchungen, ja, selbst bey dem Freyheitsschwindel einiger Hitz- und Brauseköpfe ganz ruhig seyn. Kein System wird ihm schaden: denn sein eignes System ist gut, und bewirkt die Ruhe seiner Staaten. Ihn tadelt niemand, als etwan ein Schwindelkopf, ein Cäcilianus des Martialis *).

*) Das Epigramm des Martialis auf diesen ist zu schön, und paßt heutzutage auf zu Manchen, um es hier nicht anzuführen. Es heißt:

Dixerat o mores o tempora! Tullius olim,
Sacrilegum strueret cum Catilina nefas;
Cum gener atque socer diris concurreret armis,
Maestaque civili caede maderet humus.

Aber, leider, war in Avenoſien der Fall anders! Meine Leſer kennen die polniſche Haushaltung in dieſem Fürſtenthum ſchon lange, und wundern ſich gewiß nicht, wenn Seine Hochfürſtliche Durchlaucht ſich vor nichts mehr fürchteten, als vor dem Syſtem der Franzoſen. Schon das Wort: Franzoſen, empörte Hochdieſelben gegen ein Volk, das unglücklich genug war, den Namen einer Krankheit zu führen, woran ſeine Durchlaucht gar arg gelitten hatten, ſelbſt bis zum Verſtümmeln. Sogar faſt alle ariſtokratiſchen Schriftſteller in Avenoſien ſollen von der Krankheit dieſer Influenza oft bis zu einer Art von Hundswuth hingeriſſen worden ſeyn. So oft Seine Durchlaucht das Wort Freyheit hörten, bekamen ſie entweder eine Migräne oder eine Diarrhoe;

Cur nunc, o mores! cur nunc, o tempora! clamas?
Quid tibi diſpliceat, Caeciliane, quid eſt?
Nulla ducum feritas, nulla eſt infania ferri:
Pace licet certa, laetitiaque frui.
Non noſtri faciunt, tibi quod mea tempora fordent;
Sed faciunt mores, Caeciliane, tui.

und um dieſes zu verhüten, wurde verboten, jenes verhaßte Wort bey Hofe auszuſprechen. Einſt im Vorzimmer ſprachen Einige über den Vorzug des Morgengetränkes; und der Fürſt horchte von ohngefähr zu, als gerade einer ausſagt: er trinke lieber Thee. Den Augenblick wurde anbefohlen, auf ein Halbjahr den im Zuchthauſe einzuſperren, der ſich unterfangen hätte, gegen hohes Verbot, ſogar in der Nähe Seiner Durchlaucht, ein Geſpräch von Liberté zu führen. Der Spruch des Apoſtels: „Wenn euch der Sohn frey macht, ſo ſeyd ihr recht frey„ ein Spruch, der die vornehmſte Wahrheit der chriſtlichen Moral enthält, durfte nicht mehr auf der Kanzel erklärt werden; und wäre damals gerade die Bibel gedruckt worden: der Herr Cenſor hätte ihn ſtreichen müſſen.*).

*) Vater verhält ſich zu Sohn hier, wie objective allgemeine Vernunft zur ſubſumirenden ſubjectiven beſondern, oder wie allgemeine moraliſche Grundſätze im Hauptvorderſatz zur ausmeſſenden oder berechnenden Vernunftkraft im Unterſatz. Der hieraus entſpringende feſte Entſchluß, der Vorſchrift des durch dieſe Operation herausgebrachten Schlußſatzes überall und immer zu folgen, iſt der Geiſt der Heiligung, oder der heilige Geiſt. — Wen alſo der Sohn oder

Der Marki von Gebrian und sein Freund Lamelle gehörten zu denen, welche unaufhörlich über die Neufranken loszogen; und der Marki schimpfte insbesondere dergestalt auf seine Mutter und Schwester, daß man ihn für den feurigsten Antipatrioten und Royalisten am ganzen Hofe halten mußte. Der Fürst schenkte ihm sein ganzes Vertrauen; und wo Er war, mußte der Marki auch seyn.

„Es ist mir doch in der That lieb, Marki, sagte der Fürst, daß Sie diesen Sommer den Feldzug nicht mitmachen dürfen.

Marki: Gnädigster Herr, wie höre ich Sie sprechen! Also wäre es Ihnen lieb, daß ich keine Gelegenheit habe, mir Ehre und Ruhm zu verdienen?

dessen durch die erwähnte Vernunft-Operation herausgebrachten und durch Lehrvortrag offenbarten Vorschriften frey machen, der ist recht frey, das heißt, der hört auf Sklave der Irrlehre und der dadurch bewirkten irrigen Handlungen zu seyn, und tritt aus dem Reich der Finsterniß und des Teufels in das Reich des Lichts, und wird Kind Gottes, u. s. w. — Und nur in dieser Rücksicht sage ich: daß jener Spruch die vornehmste Wahrheit der christlichen Moral enthält.

Fürſt: Das nicht, Marki, ich will nur ſagen: es iſt mir lieb, daß ich Sie bey mir haben kann: Sie ſind mir faſt unentbehrlich.

Marki (bückt ſich): Die Gnade, Ihrer Durchlaucht nicht zu mißfallen, iſt auch mein einziger Troſt in meiner ſonſt äußerſt verdrüßlichen Lage. — Ach, dürfte ich die Rebellen bekämpfen helfen!

Fürſt: Sie haben ja ſchon Proben Ihrer Tapferkeit genug gegeben, und geben Sie ja noch täglich von Ihren guten Geſinnungen.

Marki: Ich habe zwar ſchon genug gethan, um auf den Dank des Königs und aller Redlichen Anſpruch machen zu können; aber ich wünſchte, mich noch mehr auszuzeichnen. Dürfte ich fechten, ich würde den Degen nicht eher aus der Hand legen, bis die Rebellen alle zu Boden lägen!

Lamelle, der dabey ſtand, biß in die Lippen; der Fürſt aber lobte den Eifer des Markis, und bedaurte ſelbſt, daß ein ſo braver Mann durchs Ehrenwort gezwungen ſey, die Hände in den Schoos zu legen, verſicherte indeß beyde ſeiner Freundſchaft.

Daß die Truppen von Avenosien mit von den ersten waren, die ins Feld zogen, versteht sich von selbst. Einige alte und erfahrne Offiziere, welche wußten, daß in diesem Feldzug keine Ehre zu erwerben seyn würde, nahmen ihren Abschied, und ihre Stellen wurden mit jungen, unerfahrnen Leuten besetzt: und so glich der Soldatentrupp von Avenosien einem wahren ächten Reichs-Contingent.

Die ganze Reichs-Armee war bald völlig organisirt, das heißt, die Kontingente kamen zusammen, waren wie Soldaten gekleidet, hatten Säbel und Flinten, der Eine so, der Andere anders, wurden in Regimenter, Kompagnien und Züge abgetheilt. Einige hatten Pferde, und hießen deswegen Cavallerie; andre trugen lange Röcke, und spatzierten neben den Kanonen her: man schalt sie Artilleristen u. s. w.

Der Fürst von Avenosien war selbst General bey diesem Heldenkor: denn wer es vielleicht noch nicht weiß, dem will ich es sagen, daß die Generale der Reichs-Armee nicht gewählt, sondern gebohren worden; aber er überließ das Kommando einem Obersten, der

vorher Kammerherr gewesen war, und wohl eine Angloise vorzuschreiben; aber nicht ein Regiment zu kommandiren wußte. Der Fürst blieb zu Hause, jedoch in der völligen Ueberzeugung, daß seine Truppen viel Ehre erwerben und mit Lorbeerzweigen geschmückt heimkehren würden. In allen Kirchen wurde für das Wohl und das Glück der fürstlichen Truppen gebetet, und die Hofpoeten zu Avenosien versprachen schon den tapfern Avenosiern die Unsterblichkeit in ihren Gedichten.

Zwölftes Kapitel.

Politische Inquisition.

Im Fürstenthum Avenosien gab es doch noch manchen gescheiden Kopf. Die Geistlichen zwar, sowohl Katholiken als Nichtkatholiken, die Professoren, die Kaufleute, die Beamten, der Adel, die Frauenzimmer aus der gebildeten Sphäre, die Offiziere, die Poeten, die Zeitungsschreiber, die Journalisten, die Recensenten, die Advokaten, die Schullehrer, die Perükenmacher und die Putzmacherinnen, die Obermeister der Zünfte, die Accisbediente, Zollbereiter und Thorschreiber, die Amtspächter und Sänftenträger, die Stadtmusikanten und Todtengräber, und noch hundert andere Menschen-Sorten mehr — schimpften beynahe alle gar mächtig auf die französische Umwälzung der Dinge, und verwarfen sie, als das abscheulichste Ungeheuer.

Die Herren handelten alle sehr konsequent: denn ohne Fürsten-Despotismus, der sie in Avenosien schützte, um sich selbst zu schützen,

waren sie alle verlohren. Wenn z. B. kein Privilegium da wäre: wer würde wohl des Stadtmusikanten Krazbuckels elende Bierfidelen anhören? Man ließe Andre spielen; aber dann ginge Krazbuckel auch zu Grunde! Das Privilegium schützt ihn noch gegen den Hunger. Und so von allen übrigen Herren!

Indessen gab es doch noch helle Avenonosier, denen die Rechte der Menschheit am Herzen lagen, und die so ganz ohne Rücksicht auf Röm. 13. v. 1. und einige andre ähnliche Stellen der Bibel, denen man aber viel andre entgegen setzen kann, auch ohne Rücksicht auf die positiven Stellen im kanonischen und sogenannten bürgerlichen gemeinen und nicht gemeinen Recht, ohne Rücksicht auf die verjährten Vorurtheile und den Sklavensinn der Völker, ohne Rücksicht endlich auf das Geschrey der Philosophen und der Politiker aller Art, die Sache am Lichte der Vernunft betrachteten, und ganz anders darüber zu denken anfingen, als die großen und kleinen geistlichen und weltlichen Herren in Avenosien.

Die Leute hatten zwar Einsicht, aber nicht Vorsicht genug: sie sprachen und schrieben

frey und öffentlich über die Vorfälle der Zeit, und stießen Manchem vor den Kopf, den sie hätten schonen sollen, wenigstens aus Klugheit.

Der Marki von Gebrian ging eines Tages in einen Buchladen, um die Nonne en Chemise zu kaufen. Der Buchhändler bedeutete ihm, daß er sich schämen würde, mit Zotenbüchern dieser Art zu handeln. Er habe aber da den Ami du peupie, den Moniteur und mehr dergleichen.

Marki: Pfuy, Sie wollen sich schämen, La nonne en chemise zu führen, und führen L'ami du peuple? Das ist ein ganz abgeschmackter Wisch!

Buchhändler: Eben so abgeschmackt wohl nicht: denn man liest ihn fleißig.

Marki: Vielleicht auf den Bierbänken!

Buchhändler (ärgerlich): Nicht doch, mein Herr! Eben da liest man gerade die Nonne en chemise.

Marki: Herr, glauben Sie, daß ich keinen Geschmack habe?

Buchhändler: Bis jetzt haben Sie mir Ihren guten Geschmack wenigstens noch nicht bewiesen.

Marki (beschämt): Wer sind denn die, um Vergebung, die den Moniteur und den Ami du peuple lesen?

Buchhändler: Alle unsre wahren Gelehrten.

Marki: Die müssen verruckt seyn! Ein Glück ist es noch, daß nicht jeder im Lande, der lesen kann, auch französisch liest.

Buchhändler: Für diese ist auch gesorgt, durch einen Auszug im Deutschen.

Marki: Wer besorgt denn diesen Auszug?

Buchhändler: Unser Geheime-Rath von Köhler.

Marki: Ein Edelmann und ein fürstlicher Rath giebt sich mit einer solchen Arbeit ab?

Buchhändler: Nicht anders, Herr Marki!

Der Marki kaufte alle Stücke dieses Auszugs, und lief damit gerade zum Fürsten.

Gnädigster Herr, rief er beym Hereintreten, Ihrem Fürstenthum droht der Einsturz!

Der Fürst erblaßte.

Sehen Sie her, fuhr der Marki fort, hier werden die allergottlosesten rebellischen Schriften, die Frankreichs Höllen-Geist aushaucht, Ihren Unterthanen in Auszügen mitgetheilt, damit sie die Quintessenz des Giftes sogleich einschlürfen können.

Der Fürst zitterte vor Aerger.

Und der Urheber dieser heillosen Auszüge ist noch obendrein ein fürstlicher Bedienter, der Geheime-Rath von Köhler! Sein Stand und sein Rang hätten ihn sollen den guten reinen Principien getreu erhalten; aber — er hat es gemacht, wie meine schänd-

liche Mutter und meine abscheuliche Schwester. Er opfert die Vorzüge seiner Geburt und die Pflichten seines Standes auf, um einem Phantom anzuhängen. Der Fürst lief hin und her.

Doch mein Urtheil mögte partheyisch scheinen: es mögte heißen, ich sey des Geheime-Raths persönlicher Feind, und hasse ihn, weil er neulich so indiskret gewesen ist, zu lachen, als ich davon sprach, daß unsere Prinzen ein neues Gesetzbuch für Frankreich entwerfen würden. Damit das nun nicht geschehe: so geruhen Ew. Durchlaucht, die Auszüge des Herrn von Köhler untersuchen zu lassen. Man wird dann gewiß finden, daß ich Recht habe.

Es soll geschehen, Marki, es soll geschehen, und zwar noch heute, rief der Fürst, und befahl daß der Oberhofmeister und der Beichtvater, wie auch ein Professor der Rechte und dito einer der Philosophie die Auszüge des Geheime-Rath Köhlers untersuchen sollten.

Der Oberhofmeister des Fürsten bekümmerte sich zwar nicht um politische Systeme,

oder vielmehr er verstand ganz und gar nichts davon nach Art vieler Oberhofmeister; aber er haßte Köhlern, weil dieser seine Tochter, die ihm doch 60000 Thaler hätte zubringen sollen, verschmäht und dagegen ein armes Mädchen, das er liebte, gewählt hatte. Seit jener Zeit war er des guten Köhlers ärgster Feind, und freute sich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihn hochfürstlich dafür zu züchtigen.

Der Beichtvater haßte den Geheime-Rath, weil er erstlich nicht in die Kirche ging, zweytens, weil er das Gesetz hatte aufbringen helfen, daß niemand den geistlichen Stiftungen liegende Gründe schenken, oder im Testament vermachen durfte, vorzüglich aber drittens, weil er die Gewohnheit abgebracht hatte, daß der Beichtvater allemal bey den Berathschlagungen im Kabinet des Fürsten zugegen war.

Der Professor der Rechte haßte den Geheime-Rath, weil er einige Studenten, welche auf der Universität nichts gelernt hatten, aber doch wegen der bezahlten Honorarien mit sehr guten Zeugnissen zurückgekommen

waren, dumme, unwiſſende Eſel geheißen, und abgewieſen hatte.

Der Profeſſor der Philoſophie endlich haßte den Geheime-Rath — weil er ein — Philoſoph war, und weil die meiſten Leute von dieſem Gelichter gewöhnlich ganz eigne Grillen haben.

Die Richter des ehrlichen Köhlers, oder die Unterſucher ſeiner Schrift — denn das iſt leider gar zu oft eins — waren alſo durch die Bank deſſen Feinde. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie ihr Bericht, den ſie ſchon am folgenden Tag dem Fürſten einreichten, beſchaffen war.

Der Auszug, hieß es, ſey eine äußerſt gefährliche Schrift, eine Schrift, welche die fürchterlichſten Grundſätze verbreite, alle Moral, alle Religion, alles Recht umſtoße, den Thron und den Altar erſchüttere, und die man alſo nicht ſchnell genug vertilgen könne.

Der Fürſt ehrte zwar Köhlern wegen ſeiner Kenntniſſe und Rechtſchaffenheit, aber er war zu ſchwach und zu faul, ſelbſt zu unter-

ſuchen, und zu unwiſſend, um ſelbſt zu urtheilen. Er überließ alſo die Sache dem Staatsrath; und auch hier hatte Köhler Wenige, die ihm wohlwollten. Dieſe Wenigen wurden alſo überſtimmt, und das Urtheil dieſes von Pfaffen, Emigranten und Egoiſten regierten Tribunals erkannte für Recht: daß Köhler ſeiner Würden beraubt und des Landes verwieſen werden ſollte: ſeine Güter ſollten dem Fiskus heimfallen.

Der Fürſt fand aber dieſes Urtheil doch zu hart, und milderte es in Gnaden dahin, daß Köhler zwar ſeinen Dienſt und ſeine Beſoldung verlieren ſollte, doch ſo, daß er ſeine Güter behalten, und im Lande bleiben könnte, nur nicht in der Hauptſtadt.

Köhler hörte das Urtheil mit Standhaftigkeit an, zog auf ſeine Güter, und genoß im Umgang mit ſeinem Weibe und einigen erprobten Freunden, und in der Erziehung ſeiner Kinder ein Glück, welches ihm weder der Hof, noch ſein Adel, noch ſein Anſehen je hätte gewähren könnten.

Dreyzehntes Kapitel.

Fortsetzung. Censur- und Bücher-Verbot.

Nun kam die Reihe an den Buchhändler, welcher die Köhlerschen Auszüge verlegt hatte. Diesem wurden alle Exemplare weggenommen, und auf die Kanzley gebracht. Weil aber der Kanzleybote und der Kanzellist mit dem Präsidenten gut standen: so erhielten sie eine Erlaubniß durch die Finger, das konfiscirte Buch, freilich viel theurer, als es sonst gekostet hatte, an gute Freunde — und gut Freund war freilich jeder, der Geld gab — zu verkaufen.

Damit aber in Zukunft keine jakobinischen und andre gottlosen Bücher mögten gedruckt werden: so geruhete der Fürst, ein geschärfteres Censur-Gericht einzuführen. Die Beysitzer desselben waren, außer jenen Professoren der Rechte und der Philosophie, Pater Pavian der Beichtvater, Nickel Hofmann, Vorleser des Fürsten, und Vetter des Aloysius Hofmann zu Wien; dann

Samuel Reichard, des Fürsten Kopist und gleichfalls ein Vetter des Gothaer Reichards. Als Director dieses Gerichts ernannte man einstweilen den Marki von Gebrian.

Hier nun mußten alle Bücher, die im ganzen Lande gedruckt werden sollten, erst die Revue passiren; und Landesverweisung stand darauf, wer sich unterstehen würde, ein Buch, ohne von diesem Tribunal das Imprimatur erkauft zu haben, zu drucken oder drucken zu lassen.

Die erste Schrift, welche zur Censur kam, hatte den Titel: „Allgemeines zotologisches Wörterbuch, oder vollständige Sammlung aller in der deutschen Sprache üblichen zotologischen Wörter und Redensarten, von Georg Dickbauch, der Theologie Kandidaten.

Dieses Buch war das allerunsauberste Machwerk, welches jemals aus einer Feder gekommen seyn mogte. Die gröbsten Zoten und unanständigsten Redensarten füllten alle Seiten, so daß es schien, als wenn der Herr Kandidat der heiligen Theologie in unheiligen Wachtstuben studiert hätte, oder vorzei-

ten zu Gießen Professor der Zotologie gewesen wäre. Beyspiele anzuführen, verbietet die Achtung für die Leser, ob es gleich Einige unter ihnen geben mögte, denen Pröbchen von Dickbauchs Machwerk nicht unwillkommen seyn würden.

Die Censoren lasen das Buch begierig durch, und ertheilten ihm das Imprimatur: denn nach der Meynung der Herren, besonders des Beichtvaters, enthielt die Schrift nichts, was gegen Staat und Kirche sey.

Eben so verfuhren sie mit einem Roman, der den Titel führte: „Das Frauenzimmer vom Vergnügen.„ Auch dieses Zotenbuch hatte nichts gegen Staat und Kirche.

Ob die Sitten durch Schriften dieser Art verschlimmert werden könnten; oder ob junge Gemüther durch sie ein Aergerniß nehmen oder leiden müßten, kümmerte die Herren gar nicht: genug, dem Despotismus und der Pfafferey thaten sie keinen Abbruch, und so durften sie passiren.

Um diese Zeit schrieb auch jemand eine periodische Schrift unter dem Titel: Eupo-

litia, und brandmarkte darin die Namen der ersten Männer unsrer Nation aufs schändlichste. Risbeck, Wieland, Knigge, Posselt, Kant, Fichte, Häberlin, Archenholz und Andre wurden in diesem literärischen Kloak mit Koth beworfen, und als Illuminaten, Jakobiner, Propagandisten und Bösewichter vorgestellt. Die Eupolitia war das wahre Ebenbild der Eudämonia, worin sich die Irr- und Nebelgeister der Obskuranten Deutschlands an den Aesern der von ihnen gemordeten guten Namen gemästet haben, oder doch wenigstens haben mästen wollen.

Auch diese — humane Monatsschrift erhielt ein gefälliges Imprimatur, und der Verfasser einen Jahrgehalt.

Aber nun kam eine Schrift über das Verhältniß der Regenten und Unterthanen, worin der Verfasser aufs bündigste bewies, daß blos die Gesetze dieses Verhältniß ausmachten, und daß es gleich aufhören und in eine Anarchie ausarten müsse, sobald man von der einen oder der andern Seite die Gesetze verachten und willkührlich ohne sie handeln wolle.

Dieſe Schrift wurde als ſtaatswidrig verworfen.

Ueber die Vernunftmäßigkeit des Chriſtenthums hatte ein junger Theolog geſchrieben und dargethan, daß die Religion den Vorſchriften der Vernunft nicht allein nicht widerſprechen dürfe, ſondern ihnen auch in der That nicht widerſpreche. Das Buch wurde abgewieſen, und deſſen Verfaſſer alle Hoffnung genommen, in Avenoſien je angeſtellt zu werden.

So ſah es mit der Cenſur in dem Fürſtenthum aus! Nichts Kluges durfte darin gedruckt werden; und ſo druckte man lauter Dummes, Pasquillen oder Zoten. Das Kluge wurde in den angränzenden nahen Ländern gedruckt, und zog Avenoſiſches Geld an ſich; aber für die Avenoſiſchen Albernheiten gab der Ausländer auch keinen Heller.

Freilich, damit aus dem Auslande kein Buch eingeführt werden mögte, mußten die Buchhändler, ſobald ſie von der Meſſe kamen, ein genaues Verzeichniß ihrer mitgebrachten literäriſchen Waare einliefern, und von jedem Artikel ein Exemplar beylegen. Die Cenſoren

beguckten die Dinger, schniffelten hin und wieder drin herum, und sobald sie etwas fanden, was ihnen gegen Despotismus und Pfafferey zu laufen schien, wurde das Buch sofort in den Katalog der verbotenen Bücher eingetragen.

Es war wirklich komisch, in diesem Katalog die unschuldigsten Bücher anzutreffen, welche die einseitigen, unwissenden Esel von Censoren für schädlich und gefährlich erklärt hatten.

Es läßt sich denken, daß diese alberne Strenge nur noch lüsterner nach dem Verbotenen machte, und folglich gewinnsüchtige Leute antrieb, die verbotene Waare um so eher ins Land herein zu stehlen. Sie thaten das; um sich indeß doch zu sichern, spendirten sie einiges Geld an die Censoren, und bewogen diese, auf sie nicht zu inquiriren, zumal da ja das Gesetz ihrer nicht erwähne.

Die Buchhändler litten durch diesen Schleichhandel gewaltig, und zeigten in ihrer Klage darüber, daß er ihren rechtmäßigen Handel ganz ruiniren würde. Die Censoren konnten dies nicht läugen, und um die Be-

schwerdeführer zu schweigen und schadlos zu halten, erlaubten sie ihnen, alles nachzudrucken, was sie wollten, und folglich auswärtigen Verlegern in deren Eigenthum einzugreifen.

Bey sogestalteten Umständen sah es nun gar artig im Fürstenthum aus! Das schnürrigste aber war, daß Männer, welche sonst schriftlich und mündlich die allerfreyesten Grundsätze geäußert hatten, jetzt den Mantel nach dem Winde drehten, und fast lauter Abgeschmacktheiten in Schutz nahmen. Man stellte Untersuchungen über das Naturrecht an, und bewies unumstößlich aus der Natur des Faustrechts das Recht der Regenten. Die Nothwendigkeit des Adels wurde aus der Nothwendigkeit der Ungleichheit der Stände bewiesen. Die Nothwendigkeit der Pfafferey erhellte nach der Meynung dieser Herren unumstößlich aus der nothwendigverdorbenen menschlichen Natur. Kurz, alle Absurditäten wurden bewiesen und vertheidigt!

„Ja, sagte der Beichtvater zum Fürsten, der Aufklärung muß man entgegen arbeiten, und diese Hyder stürzen: dann steht der Thron und der Altar fest. Unwissenheit der Völker

ist die Grundfeste von beyden. Dumme Leute lassen sich regieren, wie man will, und glauben, was man ihnen vorsagt. Kluge, einsichtige Leute bekritteln alles, und erschweren Fürsten und Priestern die Führung ihrer Aemter. In Frankreich war die verfluchte Aufklärung an allem Unglück Schuld. Aber wir wollen schon sorgen, daß die Unterthanen Ihrer Durchlaucht hübsch dumm bleiben sollen: dann geht alles wie es soll! Heu und Stroh muß der Unterthan fressen lernen: dann bleibt er muthlos und ist dem Regenten und der Kirche gehorsam.

Der Fürst war zu kurzsichtig, um einzusehen, daß ihn der Pfaffe belogen hatte: denn es ist ganz grundfalsch, daß Aufklärung die erste Ursache von der Revolution in Frankreich war, vielmehr war es das Gegentheil davon *).

*) Ich habe mir vorgenommen, diese große Wahrheit, welche man nicht eindringend und oft genug sagen kann, die aber, wie ich glaube, noch nicht deutlich und hinlänglich genug gesagt ist, in einer kleinen Schrift, über die wahren und einzigen Ursachen der französischen Revolution aus den Begebenheiten selbst, und aus der Geschichte aller Zeiten, in das hellste Licht zu setzen.

Er nickte dem Pfaffen alſo allen Beyfall zu, belohnte die Obſkuranten reichlich; und dieſe freuten ſich, den Fürſten und durch ihn das ganze Land nach ihrer Pfeife tanzen zu ſehen.

Die ächten Freunde der Wahrheit ſeufzten und verließen nach und nach ein Land, wo man die Göttin Dummheit anbeten ſollte. Andre helle Köpfe hingegen, welche ſolider dachten, ließen ſich den Schnickſchnack gefallen, und nutzten die Dummheit, worin das Volk erhalten wurde, zu ihrem Vortheil.

Vierzehntes Kapitel.

Der Marki wird Oberlazarethinspektor.

Gebrian fand den Posten eines Präsidenten im Censurgericht für sich wenig angemessen. Seine große Unwissenheit in aller Literatur, die er mit beynahe allen Emigranten gemein hatte, hinderte ihn, Geschmack an literärischen Beschäftigungen zu finden, und seine Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache machte ihm dies noch schwerer.

Sein queckſilbernes Wesen war auch Schuld, daß er an dem einförmigen avenosischen Hofe wenig Vergnügen und viel lange Weile fand. Der Fürst war ihm zwar immer gewogen; aber, wie Fürsten sind: sie haben oft Grillen, und erinnern sich gar oft, auch gegen ihre Vertraute, daß sie Fürsten sind! Dann spielen sie den Herrn; und dies war unserm Marki höchst zuwider, indem er mit unausgesetzter Unterscheidung behandelt seyn wollte — nach Art fast aller Emi-

Emigranten, welche von uns Deutſchen dieſe Aufmerkſamkeit gleichſam fodern. Er ſehnte ſich alſo nach einer andern Sphäre, war aber mit ſich ſelbſt nicht einig, welche Laufbahn er ergreifen ſollte. Ein Brief von Lamelle beſtimmte ihn endlich.

Der Fürſt von Avenoſien, als ſeine Truppen ins Feld rückten, ernannte den Grafen Lamelle zum Oberproviantkommiſſarius. Der Graf, welcher lange einſah, daß ſo ein Poſten reichlich eintrug, nahm ihn willig an, zog mit ins Feld, und ſorgte bey jeder Gelegenheit für ſeinen Vortheil. Gegen den Herbſt im Jahr 1798 ſchrieb er an den Marki:

Mon cher Monſieur le Marquis,

Ich glau's herzlich gern, daß Ihnen bey Ihrem Fürſten die Zeit lang wird. Welchem Franzoſen, der immer um einen deutſchen Fürſten ſeyn muß, mögte nicht auch die Zeit lang werden! Dieſe Herren ſind gar zu ſtolz, und bilden ſich oft ſo viel ein, als wären ſie von der hohen Nobleſſe von Frankreich. Dann auch hören ſie gar zu gern Floretten, die ſie nicht verdienen; und

da wir Franzosen hierin sehr gewandt und freygebig sind: so können schwache Fürstlinge uns gar nicht entbehren. Doch lassen wir dies! Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu thun, den Sie vielleicht annehmlich finden könnten. Der Oberlazareth-Inspektor bey uns ist gestorben: es war der Graf von Ferkel. Dieses Wort soll im Deutschen ein gewisses Thier anzeigen, und wirklich war der Graf diesem Thiere in vielen Stücken ähnlich. Der Fürst von Avenosien hat diesen Posten zu vergeben: und wie wäre es, wenn Sie drum anhielten? Hören Sie, Herr Marki: es ist ein kapitaler Posten, wobey Sie Geld machen können, ohne beynahe das Geringste dafür zu thun. Sie haben Subalternen, die arbeiten müssen, und die es auch gern thun, weil auch sie gute Einkünfte ziehen. Auch stehen wir hier nicht weit von dem Kor unsrer Leute: ich mache oft Exkursionen zu ihnen, und divertire mich herzlich. Eben dies könnten auch Sie, und dann erhielten Sie Schadloshaltung für die Langeweile, die Ihnen Ihr Durchlauchtiger Dummkopf gemacht hat. Ich wünsche recht sehr, daß Sie meinen Vorschlag genehmigen. Denn nach

Ihnen kann es keinen inniger verlangen, als

Ihren

Bey Bruchsal,
den 6ten Sept. 1793.

Lamelle.

Der Vorschlag gefiel unserm Marki. Gleich stellte er dem Fürsten mit aller französischen Dreistigkeit sein Verlangen vor, setzte mit aller französischen Frechheit und Impertinenz hinzu, daß ihm die Zeit sterbenslang werde, und erhielt den Posten, ob er gleich schon einem würdigen und erfahrnen Deutschen zugesagt war.

Der Marki reiste ab, und kam zum Kor, wo er die Oberaufsicht über die Lazarethe übernahm. Er war ganz ohne Kenntnisse dieses Geschäftes, und mußte sich daher gefallen lassen, was die Unteroffizianten vornahmen. Der Oberfeldmedikus, die Chirurgen und die Offizianten waren alle unter einander einverstanden, verübten die abscheulichsten Bübereyen, waren aber doch allemal klug genug, ihre Rechnungen vom Marki autheißen und unterschreiben zu lassen. Die kranken Solda-

ten wurden jämmerlich verpflegt; und man freute sich, wenn sie hinsturben:' denn nun konnte man sie noch Monate lang in den Listen als noch lebendig aufstellen, und das Ausfallende für ihre Pflege und dergleichen einstecken.

Jeder, der bey den Lazarethen als Offiziant, oder auch nur als Wärter, angestellt war, hatte sein herrliches Auskommen, gewann Geld, und lebte in Saus und Braus, während der Kranke oder Verwundete hungern und aus Mangel an Verpflegung, wie ein Vieh, krepiren mußte.

Eines Tages kamen Einige vom Emigrantenkor zu unserm Marki zum Besuche, und hätten gern die Einrichtung der Reichs-Lazarethe sehen mögen, theils aus Neugierde, theils auch, um Stoff zu sammeln, über die Deutschen in ihren Gelagen weidlicher spotten zu können. Der Marki begleitete sie des Mittags dahin, und durchlief mit ihnen mehrere Zimmer, welche alle wahren Mördergruben ähnlich sahen.

Ein alter Soldat zeigte dem Herrn Oberlazareth-Inspector das Essen, welches den

Kranken gereicht wurde. Es war die gröbſte Gerſte, die man nur haben konnte, und noch dazu nur halb gar gekocht und außerordentlich unrein. Waſchlappen, Ruß und Kohlen ſchwammen im Keſſel herum, an deſſen Rand die Reſte von Bohnen, Erbſen und Linſen noch zu ſehen waren, die man Tages vorher darin gekocht hatte. Dann langte der Soldat das Brod vor, ähnlich dem öſtreichiſchen Kommisbrod im Jahr 1795. Auch die Trinkgeſchirre und Töpfe hielt der Soldat hin, welche nimmermehr rein geſpühlt wurden, und machte die Herren aufmerkſam auf den fürchterlichen Geſtank, welcher die Luft in dieſen Gemächern verpeſtete. Der Marki hörte ohne alle Theilnahme zu, trällerte ſich eins, und ſagte dann mit einem ſpöttiſchen Lächeln: „Machet, daß ihr ins Paradies kommt: dort habt ihr's beſſer!„

Die Beſchäftigungen des Markis waren während der Zeit, daß er Oberlazareth-Inſpector war, keine andre, als Reiten, Fahren, mit den Emigranten jubeln, und mit feilen Dirnen oder beym Wein und Spiel ſich luſtig machen. Dafür zog er monatlich einen ſehr ſtarken Gehalt, und theilte mit ſeinen Unter-

offizianten die Summen, um welche der Krais und die armen Kranken in den Spitälern betrogen wurden.

Lamelle machte es auf seiner Seite nicht besser: auch er spickte seine Börse, und sorgte nicht im geringsten dafür, daß das Kor mit hinlänglichem Vorrath an Lebensmitteln versehen wurde.

Endlich ward der Feldzeugmeister auf dieses Unwesen aufmerksam. Es liefen zu viele Klagen ein, um nicht endlich einmal eine Untersuchung darüber anzustellen. Der Feldzeugmeister wußte zwar, daß es im Felde, zumal bey solchen Aemtern, ohne Betrug nicht zugehe, und glaubte immer, daß die Herren sich noch reinigen und halten würden. Als er aber zu untersuchen anfing, erfuhr er die offenbarsten Spitzbübereyen, die er, so gern er auch hätte mögen, nicht unbestraft lassen konnte.

Weil aber doch, wie er wußte, Gebrian und Lamelle Creaturen des Fürsten von Avenosien waren: so hielt er sich blos an die Subalternen, und zog sie wegen der be-

gangnen Bübereyen zum Verhör. Aber diese hatten sich gar klüglich vorgesehen. Sie belegten alles theils mit Befehlen, theils mit Quittungen, die von Gebrian und Lamelle unterschrieben waren. Was war nun zu machen! Alle Schuld fiel auf die beyden Herren allein, folglich mußten auch sie allein die Strafe tragen.

Der Feldzeugmeister war zwar der Meynung, daß man sie mit einigem Arrest abstrafen sollte; aber der ganze Kriegsrath widersetzte sich, und drang auf ihre Entfernung. Einige verlangten sogar, daß man ihnen ihr gestohlnes Geld wieder nehmen, und zur Kriegskasse einliefern sollte. Allein letzteres geschah nicht, obgleich ersteres geschehen mußte. Dem Fürsten von Avenosien wurde Nachricht von dem Vorgang gegeben; und so schwachköpfig dieser Herr auch war, so sah er doch ein, daß er sich sehr beschimpft habe, indem er solche wichtige Stellen verloffenen Ebentheurern anvertraute. Er schämte sich also, und bestätigte das Urtheil des Kriegsraths, schrieb auch zugleich, daß man dem Marki und dem Grafen insinuiren sollte, sie mögten Avenosien nicht wieder betreten,

denn sie würden sich keines guten Empfangs zu erfreuen haben.

Ihren Arrest, ihre Untersuchung und ihre Absetzung hatten die Herren noch ziemlich vernünftig, obgleich mit vielem Murren und Poltern ertragen; aber als ihnen gesagt wurde, der Fürst von Avenosien verbiete ihnen sein Land: da erst wurden sie wie rasend, und betrugen sich mit aller ersinnlichen französischen Brutalität.

Rächen wollen wir uns, schrie der Marki; ja, ja, das wollen wir, schrie auch der Graf. Die ganze Rache aber bestand darin, daß sie dem Fürsten, der ihnen so viel Gutes erwiesen hatte, einen Brief schrieben, an dessen Ende sie bedaurten, jemals einen deutschen Fürsten gekannt zu haben, der so klein dächte, daß er französische Turen — zu deutsch emigrantische Filustreiche — für so was Großes hielte, weswegen man einem ehrlichen Mann das Land verbieten müsse.

Funfzehntes Kapitel.

Wie gewonnen, ſo zerronnen!

Wo nun hinaus? rief der Marki, als der Profos ihm und Lamellen anzeigte, daß ſie ſich vom Kor entfernen müßten. Nun, antwortete der Letztere, ich weiß ſchon, wohin: ich gehe in die Schweiz.

Marki: Was wollen Sie da machen?

Lamelle: Das weiß ich: wollen Sie mit?

Marki: Nach der Schweiz gehe ich nicht. Ich muß wieder an einen Hof. Dort haben die Leute noch geſunden Menſchenverſtand; hier verſchrobnen: und da geht's mit unſereinem eher.

Lamelle: Ihr Jahr iſt aber um: Sie können ja wieder zum Kor gehen!

Marki: Das Kor bezieht jetzt die Winterquartiere. Wenn's aber wieder ins Feld geht, dann werde ich mich ſchon ſtellen.

Lamelle (ironisch): Dann ist's auch recht Zeit, Heldenthaten auszuüben!

Marki: Herr, ich glaube, Sie spotten Meiner!

Lamelle: Ich dächte, Herr, wir kennten uns.

Marki (zornig): Wie soll ich das nehmen?

Lamelle: Wie Sie wollen!

Marki: Hier ist der Ort nicht, mich näher zu erklären.

Lamelle: Das ist nun Ihre Sache. Leben Sie wohl!

Lamelle warf einen Blick der Verachtung auf den Marki, der auf einmal den Tapfern und Braven gegen ihn spielen wollte, da er doch recht gut wußte, wie der Herr Marki unterm linken Knopfloch beschaffen war.

Der Marki packte seine Habseligkeiten und sein Geld zusammen, miethete einen Wagen und zog ab. Es ging aber schon gegen

Abend; und so wollte er unterwegs in einem Dorfe übernachten in der Schenke, nebst noch fünf Rothmäntlern und zwey Soldaten vom Reichskor, welche alle von Kommando kamen.

Die Leute vom Reichskor erkannten den Marki, und theilten ihren Kameraden, den Rothmäntlern es gleich mit, daß jener dort in der Nebenstube einer der größten Betrüger sey, und daß man ihn wegen seiner gar zu argen Spitzbübereyen vom Reichskor weggejagt habe; daß er aber ohne Zweifel viel Geld bey sich führe.

Schwerenoth, sagte ein Rothmäntler, wenn wir den Kerl beluchsen könnten! Wenn er nur heut Nacht noch abreiste! — Still, Brüder, er kömmt heran: laßt mich nur machen! (laut) Herr Wirth, noch ein Glas Schnapps! Ah! wenn man des Nachts marschieren muß, so ist ein Glas Schnapps eine kapitale Sache!

Ein andrer Rothm. Das sollt' ich meynen, Bruder!

Marki: Um Vergebung, meine Herren, wo kommen Sie her?

Erſter Rothm.: Von Hockſheim: wir ſind auf Kommando, um Spitzbuben einzufangen.

Marki: Giebt's denn hier herum Spitzbuben?

Rothm.: Das ſollt' ich meynen! Geſtern früh um acht Uhr haben ſie im Walde bey Grünhauſen einen Kaufmann rein ausgeplündert, und noch dazu halb todt geſchlagen.

Marki: Herr Wirth, einige Butelljen Wein für die Herren!

Rothm.: Wie kommen wir denn zu der Ehre?

Marki: Ich werde die Herren bitten, meine Begleiter bis nach Grünhauſen zu ſeyn.

Rothm.: Mit vielem Vergnügen; aber unſre Zeit iſt beſtimmt, und ſobald der Mond aufgeht, machen wir vorwärts.

Marki: Dieſe Nacht noch?

Rothm.: Allerdings! Wenn wir nur Spitzbuben antreffen!

Marki: Sie fürchten ſich alſo vor den Leuten nicht?

Rothm.: Sakkerment, wir ſollten uns vor Spitzbuben fürchten? die Kerls müſſen ſich vor uns fürchten! Ich ſtehe dafür: wo ſich ein Rothmäntler ſehen läßt, läuft jeder, wie ein Hund, der Leder gefreſſen hat. Noch vorige Nacht begleiteten wir einen Herrn, der viele Tauſende bey ſich hatte. Rein ausgeplündert wär' er worden, waren wir nicht! Die Spitzbuben lieſſen ſich ſchon ſehen; aber proßt die Mahlzeit, — Wir waren da!

Marki: Beynahe hätt' ich Luſt, auch trotz der Nacht, mitzureiſen.

Rothm.: Gnädiger Herr: wir trinken ja Ihren Wein; es iſt alſo auch unſre Schuldigkeit, Sie nicht in Stich zu laſſen. Kommen Sie nur immer mit!

Marki: Es bleibt dabey! Herr Wirth, noch Wein her für die Herren!

Die Rothmäntler lieſſen ſich's ſchmecken und ſaßen hernach auf, als der Mond zum

Vorschein kam.*) Auch spannte der Kutscher des Marki an, und nun ging's zum Dorfe hinaus.

Zwischen dem Dorfe, wo der Marki die Rothmäntler angetroffen hatte, und der Stadt Grünhausen liegt ein Wald, den unsre Helden passiren mußten. Mitten in diesem Walde rief der Wortführer der Rothmäntler dem Kutscher zu: Halt!

Der Kutscher hielt; die Rothmäntler stiegen ab. Was wollen Sie machen, meine Herren? rief der Marki.

Statt Antwort zu geben, griffen ihn die Schurken an, und nahmen ihm, trotz seines Schreyens und Mondió-Rufens, all' sein Geld, doch nicht seine Wäsche, Kleider und Uhren. Hierauf gaben sie ihm einige Nasenstüber mit dem Zusatz: „Gleich sucht sich, gleich findet sich," setzten sich wieder auf, und galoppirten queerein in den Wald hinein.

*) Der Herr Recensent wird doch nicht böse werden, daß ich Rothmäntlern Pferde gebe? Es geschieht gewisser Ursachen wegen.

Nun saß Mosjöh Marki da ohne Heller und Pfennig und wußte vor Angst nicht, was er ergreifen sollte. Der Kutscher fing endlich an zu fluchen, und fragte, ob man hier im Walde übernachten würde? Da fand denn der Marki die Sprache wieder und befahl, vorwärts nach Grünhausen zu fahren.

Bey Tagesanbruch kamen sie hier an, und kehrten ein in den Gasthof zum Adler. Der Marki legte sich vor Müdigkeit gleich schlafen, und schlief, als leichtsinniger Franzos, so sanft und ruhig, wie wenn ihm gar nichts widerfahren wäre. Der Kutscher erzählte unterdeß, was dem vornehmen Herrn begegnet sey, und der Wirth erzählte seinen Gästen treulich wieder, was er vom Kutscher gehört hatte.

Unter andern Gästen erfuhr es auch die Frau Gräfin von Gänsekiel, welche ihren Herrn Gemahl, Hauptmann bey der östreichischen Armee, besucht hatte. Die Frau Gräfin war eine außerordentliche Freundin von allem, was Franzose hieß; und nun mußte sie den Beraubten kennen lernen, um seinen Kummer lindern und ihm Beystand leisten zu helfen.

Sie ſagte alſo dem Wirth, er mögte den fremden Herrn, ſobald er aufgeſtanden ſeyn würde, ja bitten, daß er ſie auf ihrem Zimmer beſuchen mögte. Der Wirth, aus Furcht, den Auftrag zu vergeſſen, lief gleich herauf und weckte den Marki. Dieſer, den es eben von den räuberiſchen Rothmäntlern träumte, fuhr auf und ſchrie: Pardiö, laß mich, laß mich, infamer Dieb!

Was, ſchrie der Wirth, ich ein Dieb?

Marki (ſchlaftrunken): Retirire dich, Spitzbube, Räuber, Mörder!

Wirth: Himmelsſakkerment! (giebt dem Marki einen derben Rippenſtoß.) Wer bin ich?

Marki (völlig wach): Ah, um Verzeihung, Herr Wirth! Mich träumte von Dieben und Räubern.

Wirth: Das heißt Sie Gott reden! — Herr, die Frau Gräfin von Gänſekiel mögte gern ein Wort mit Ihnen ſprechen.

Marki (fährt haſtig aus dem Bette): Ah, eine Einladung von einer Dame darf ein

Franz-

Franzmann nicht ablehnen. Iſt kein Friſör da?

Herr Kratzkamm hatte ſchon an der Thüre gelauert, und ſprang auf die Frage des Markis nach einem Friſör ſo hurtig herein, daß er einen Stuhl umwarf. Er richtete ihn wieder auf, und zog den Marki, der eben im Begriff war, die Hoſen anzuziehen, ſo dienſtfertig nach dem Stuhle hin, daß der Herr umkippte, und den Friſör, an den er ſich halten wollte, mit ſich niederriß, und beyde den dickwanſtigen aber ſchwachbeinigen Wirth im Hinfallen ſo unſanft berührten, daß endlich alle drey am Boden lagen. Kratzkamm raffte ſich zuerſt wieder in die Höhe, dann erhob ſich der Marki, und endlich griffen beyde zu, und hoben auch den Wirth wieder auf. Stöhnen, Lachen und Fluchen wechſelte bey dem Letztern noch lange um einander.

In kurzer Zeit war der Marki friſirt und angezogen, und nun flog er in das Zimmer der Frau Gräfin von Gänſekiel.

Sechzehntes Kapitel.

Der Marki auf dem Schloß der Gräfin von Gänsekiel.

Die Frau Gräfin empfing unsern Helden sehr freundlich; und unser Held betrug sich gegen sie, wie er gewohnt war, — frech und unverschämt. Die Dame dachte gräflich-erhaben und ergötzte sich an dem Aberwitz, den Zoten und dem unschenirten Wesen des Franzmanns, welches wir gemeine, ungeschliffene Deutschen freylich Grobheit und Unanständigkeit zu nennen pflegen.

Der Marki mußte ihr sein Unglück erzählen; und die Dame bedaurte ihn gar sehr. — Sie haben also all' Ihr Geld verloren, Herr Marki, folgerte sie aus der Erzählung des Markis.

Marki: Alles, alles, meine Gnädige!

Gräfin: Das ist ein großes Unglück!

Marki: Worüber ſich aber ein Mann von Stand und Ehre hinausſetzt.

Gräfin: Aber die Bedürfniſſe, der Mangel —

Marki: Auch die erträgt der Mann von Muth.

Gräfin: Schön geſprochen! Aber wo gedachten Sie hin?

Marki: An den Hof des Herzogs von Würtemberg: er ſoll ziemlich brillant ſeyn.

Gräfin: Das iſt er; aber ohne Geld? —

Marki: Eben darum iſt mein Vorhaben jetzt vereitelt.

Gräfin: Dürfte ich Ihnen einen Vorſchlag thun?

Marki: Wenn Ihnen dadurch ein Dienſt geſchieht, meine Gnädige: ſo befolge ich jeden mit Vergnügen.

Gräfin: Mein Vorschlag wäre: daß Sie mich auf meine Güter begleiten und bey mir bleiben mögten, bis Sie entweder in Ihr Vaterland oder zur Armee abgehen.

Marki (küßt der Gräfin die Hand): Um Ihnen zu zeigen, meine Gnädige, wie gern ich Ihnen diene, nehme ich Ihren Vorschlag an.

Gräfin: Brav! Sie sind aber ohne Geld, und darum nehme ich mir die Freyheit, Ihre Börse mit zwanzig Dukaten zu versehen.

Marki: Auch diese nehme ich an, meine Gnädige, aber nur als Pfand meines Diensteifers für Sie auf die Zukunft.

Die Gräfin ließ ein Frühstück bringen, und als dies verzehrt war, machte sie Anstalt zur Abreise. Der Marki ging unterdessen auf sein Zimmer, und fand ganz unerwartet seinen Bedienten Picard. Dieser war, als der Marki von den Reichstruppen weg mußte, verreiset in Geschäften seines Herrn; und der Herr hatte nicht Zeit, ihn zu erwarten. Er wird mich schon aufsuchen, dachte er, und zog ab.

Picard hörte bey seiner Zurückkunft, daß sein Herr abgereißt sey, erkundigte sich nach dem Wege, den er genommen hatte, eilte ihm nach, und holte ihn zu Grünhausen ein.

Der Marki erzählte ihm sein Unglück und sein neues Unterkommen bey der Gräfin von Gänsekiel. Es ist zwar eine hunzföttische Sache, sagte er, der Schützling einer deutschen Gräfin zu werden. Der Marki von Gebrian, der Freund eines Provence und eines Artois, und nun der Schützling einer Reichsgräfin — es ist zum krepiren! — Aber was will ich anfangen, zumal in einem fremden Lande und ohne Geld! Es ist doch allemal besser, sich satt essen, als hungern. Kurz, Picard, wir fügen uns. Ja, es soll mir dereinst Spaß machen, wenn ich zu Paris auf dem Hotel de Bourgogne meinen Aufenthalt an einem deutschen gräflichen Hofe erzählen werde. Wirklich, das soll Spaß machen! Unsre Pariser Damen, die Kontessen, Markisen und Baronessen, wie werden die lachen, wenn ich ihnen das komisch-kleinliche eines deutschen gräflichen Hofes erzählen und ihnen eine deutsche Reichsgräfin schildern werde! Ah, wie werden sie lachen! Ha, ha, ha! (Er trallert.)

Marion pleure, Marion crie,
Marion veut qu'on la marie.
Ça ça, ta ta, ça ça ça, ta ta ta!

Man kam und meldete, alles sey zur Abreise fertig, und die Frau Gräfin, ihr Kammerdiener, ihr Lakay, ihre Kammerjungfer, ihr Garderobemädchen, ihr Leibkoch, ihr Küchenschreiber und der Herr Marki und sein Picard setzten sich ein und fuhren nach Gänsekiel, und zu Gänsekiel wurde die Ankunft der gnädigen Gräfin den Bauern durch die Losfeurung zweyer Boller kund gethan. Der Marki bezog einige schön möblirte Zimmer im Schloß, und sein Picard bekam sein Quartier bey dem gräflichen Hofgärtner.

Der Graf von Gänsekiel stand, wie wir wissen, als Hauptmann in kaiserlichen Diensten und war ein Mann von Verdienst und vieler Erfahrenheit. Da er nur selten auf seinen Gütern seyn konnte, so hatte er die Sorge dafür einem Manne von erprobter Rechtschaffenheit anvertraut, der auch zugleich Hofmeister seiner beyden Söhne war. Dieser Mann hieß Horst, hatte ehedem einem Fürsten als Rentmeister gedient, nahm aber, weil

er mit der übeln Haushaltung Sr. Durchlaucht nicht zufrieden seyn konnte, seinen Abschied, und versah seitdem die Geschäfte seines Freundes, des Grafen von Gänsekiel. Der Graf kannte den Leichtsinn seiner Gemahlin, und fand daher nöthig, ihr weder die Aufsicht über seine Einkünfte, noch die Erziehung seiner Söhne zu überlassen. Gern hätte er auch seine Tochter von einem Andern erziehen lassen; aber die Gräfin bestand darauf, daß Konteß Louise ihr allein überlassen bleiben müsse: und der Graf konnte das nicht ändern.

Herr Horst hatte immer so gearbeitet, daß der Graf mit ihm vollkommen zufrieden war. Er war Justitiarius, Financier, Oekonom und alles. Die jungen Herren wuchsen zu gebildeten Männern heran, da Horst sie nicht nur mit allem bekannt machte, was ihr Stand für sie foderte, sondern auch streng über ihre Sitten wachte, ohne jedoch den Pedanten oder den Orbilius zu spielen.

Den ersten Tag nach der Zurückkunft der Gräfin ließ Horst alles gut seyn, und sagte kein Wort, so ungern er es auch sah, daß Madam einen französischen Marki mitgebracht

hatte, welcher eine Zeitlang bey ihr bleiben sollte.

Als einsichtiger Mann, kannte er die französischen Windbeutel viel zu gut, als daß er auch diesem hätte trauen sollen.

Den folgenden Tag in der Frühe ging er zu der Gräfin, und bat sie ganz höflich, sie wolle doch ihre und ihres Gemals Ehre bedenken, und dem Franzosen keinen langen Aufenthalt gestatten. Die Dame zog aber die Augbraunen und fragte ganz spitzig: ob sie die Ehre habe, einen Hofmeister vor sich zu sehen, der ihr etwas zu befehlen habe?

Nicht doch, gnädige Frau, antwortete Horst: denn nicht ich, sondern die Liebe, welche Sie Ihrem Gemahl schuldig sind, und Ihre eigne Ehre sind der einzige Grund meiner Bitte. Belieben Sie zu bedenken, was die Welt sagen wird, wenn eine Dame von Ihrem Alter in Abwesenheit ihres Gemahls einen Franzosen aufnimmt, und ihn mit solcher Distinktion behandelt? — Und dann kostet ja der Franzose viel zu unterhalten! Solche Leute sind gewöhnlich voll hoher An-

ſprüche, und wollen delikat und gut gefüttert ſeyn.

Gräfin: Die üble Nachrede verachte ich. Ich bin meiner Tugend gewiß, und liebe meinen Gemahl treu und innig.

Horſt: Zweifle nicht im mindeſten an Ihrer Tugend! Aber man kann ohne einen Fehltritt begangen zu haben, doch unter böſe Zungen fallen.

Gräfin: Der Marki iſt zu vernünftig, jemals etwas vorzunehmen, was meinen guten Ruf beflecken könnte.

Horſt: Ich will es wünſchen; aber —

Gräfin (einfallend): Aber darüber bin ich ruhig. Was ferner die Koſten belangt, die er hier verurſachen wird, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß ich Ihnen niemals einen Pfennig dazu abfodern werde. Ich bin noch ſelbſt reich genug, einem verunglückten Mann von Stande unter die Arme zu greifen.

Horſt: Ich habe meine Meynung geſagt, meine Gnädige. Sie jetzt — haben zu thun und zu laſſen, was Sie wollen.

Gräfin: Das versteht sich, mein Horst; und — man empfiehlt sich Ihnen!

Der Gärtner des Grafen, bey welchem Picard logirte, hatte das Aemtchen auf sich, die Briefe, die weggeschickt werden sollten, auf die Post zu tragen. Eines Tages wollte Picard eben nach der Post-Stadt, um Eau de lavende, und andre Wohlgerüche für seinen Herrn einzukaufen. Der Gärtner also, um sich einen Weg zu sparen, giebt ihm einen Brief mit, den er auf die Post geben sollte. Picard nahm ihn an, ging aber noch einmal zu seinem Herrn, weil er etwas vergessen war.

Der Markt sah den Brief, und als er ihn an den Grafen von Gänsekiel überschrieben fand, machte er ihn auf: denn er besaß eine große Fertigkeit im Briefe-öffnen und wieder zuzumachen, ohne daß man es hätte merken können — trotz dem geschicktesten Postsekretär zu Kassel, Hannover und anderwärts. Er las, und sah, daß Herr Horst sehr unvortheilhaft von ihm geschrieben hatte. Dieser Brief kömmt nicht auf die Post, sagte er zu Picarden, und zerriß ihn.

Aber halt! fuhr er bey ſich fort: ich muß laviren, um den Starrkopf entweder zu gewinnen oder zu ſtürzen. Doch ich will erſt das Erſte verſuchen.

Gedacht, gethan! Der Marki war von dem Augenblick an, in Horſtens Gegenwart, ſehr behutſam in ſeinem Reden und Handeln, und betrug ſich ſo artig, daß ſelbſt der gute Horſt zu zweifeln anfing, ob vielleicht das Urtheil, das er dem Grafen über ihn geſchrieben hatte, nicht zu inhuman und hart geweſen ſey.

Einige Zeit nachher ſchrieb Horſt wieder an den Grafen, und gedachte nur ſo beyläufig des Markis, ſchilderte aber deſſen Betragen, wie es zu der Zeit wirklich noch war, als geſetzt und ordentlich. Auch dieſen Brief las der Marki, und ließ ihn, da er ihn unſchädlich fand, an die Behörde abgehen.

Die Frau Gräfin rühmte aber in allen Briefen an ihren Gemahl den Marki über alle Maßen, und beſchrieb ihn als einen der vortrefflichſten Männer. Der Graf war froh, daß ſeine Ehehälfte einen Geſellſchafter gefunden hatte, der ihr einen anſtändigen Zeit-

vertreib gewähren konnte. Auf Anrathen der Gräfin schrieb endlich der Marki selbst an den Hauptmann, und rühmte die Gefälligkeiten, womit man ihn im Gräflichen Schloß behandelte, als etwas, das man nur in der Familie eines Grafen von Gänsekiel finden könne. Der Graf antwortete ganz höflich.

Dies Blendwerk währte ohngefähr vier oder sechs Wochen, bis Horst ein abwechselndes Fieber bekam, und seine Verrichtungen, als Verwalter der gräflichen Güter, und als Lehrer der jungen Herrschaft vor der Hand nicht länger versehen konnte. Der Arzt rieth ihm, die Luft zu verändern; und Horst that es, schrieb aber noch vorher an den Grafen, und schlug einen benachbarten privatisirenden Oekonomen zu seinem Nachfolger vor. Aber auch diesen Brief unterschlug der Marki.

Was die jungen Herren betraf, hatte Horst den Rath gegeben, sie nach Carlsruhe aufs Gymnasium zu schicken, und sie einem der dortigen Professoren zur nähern Aufsicht zu übergeben. Aber dieser Vorschlag konnte nicht befolgt werden, weil der Graf Horstens Brief nicht erhalten hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Der Marki Hofmeister einer gräflichen jungen Herrschaft.

Horst war endlich weg, und dies zu der Gräfin und des Markis größter Freude. Die Gräfin konnte den Braven nicht leiden, weil er gar zu ökonomisch war, und niemals mehr hergab, als gerade zum standesmäßigen Leben erfodert wurde. Dann auch billigte er die Erziehung, die sie ihrer Luise gab, durchaus nicht, und unterrichte den Grafen pünktlich von Allem. Der Marki haßte ihn, weil er sich seinetwegen scheniren mußte: und bekanntlich ist einem Franzosen, besonders einem Emigrirten, nichts unerträglicher, als wenn er sich beengen und mäßigen muß *)

*) Dies scheinen unsre Landsleute auch recht gut zu wissen. Sie fodern von jedem Deutschen Wohlgezogenheit, Anstand und humane Sitten. Verstößt er dawider, so weist man ihn aus der sogenannten guten Gesellschaft. Dagegen aber ertragen wir alle Impertinenzen und Extravaganzen der französischen Emigrirten, bloß, wie ich denke, um diese Herren — nicht zu scheniren.

Der Mann, welchen Horst dem Grafen zu seinem einstweiligen Nachfolger vorgeschlagen, und auch der Gräfin empfohlen hatte, erschien einige Tage nach Horstens Abreise auf dem Schloß, und empfahl sich selbst. Er glaubte sich recht sehr zu empfehlen, wenn er sagte, daß er die Verfahrungsart des Herrn Horst genau kenne, und ihr in allen Stücken folgen werde. Aber eben dies war es, wodurch er sich am wenigsten empfahl: denn die Frau Gräfin hatte an Horstens Methode gar viel auszusetzen. Sie sagte ihm daher ganz kurz: sie würde die Sache überlegen, und an ihren Gemahl schreiben: er sollte schon Antwort erhalten. — So ein Wort aber: „Sie sollen schon Antwort erhalten,„ heißt bey Großen: „Herr, Sie können sich immer trollen; ich mag Sie nicht.„ Der einsichtige Mann auch verstand das, ging nach Hause, und kam nicht wieder.

Zwey Meilen von Gänsekiel wohnte ein Advokat, welcher ehemals in Carlsruhe, Manheim, Bruchsal, Stutgard und an andern Orten praktizirt hatte, dem man aber überall die Praxis legte, weil er ein Erzrabulist war, der die Gesetze verdrehte, falsche

Dokumente unterschob, zur Ablegung falscher Schwüre rieth, Zeugen aus dem Monde producirte, die Richter bestach, die Processe ins Unendliche dehnte, unstatthafte Appellationen zu Dutzenden einlegte, die Gegenpartheyen und ihre Sachwalter mit Injurien heimsuchte, die Rechtssachen so verwerren vortrug, daß kein Satan klug daraus werden konnte, und nicht selten zwey mit einander streitenden Partheyen zugleich diente.

Diesen Ehrenmann hatte der Markt bey seinen Exkursionen aufs Land, — die er unter dem Vorwande, seine Gesundheit zu pflegen, vornahm, im Grunde aber, um sich in lustigen Gesellschaften bey Wein und freundlichen Mädchen für die Scheue schadlos zu halten, die er sich auf dem Schloß auflegen mußte, — kennen lernen, und Geschmack an ihm gefunden: denn Herr Brehm — so hieß der Ehrenmann — sprach französisch, und war wegen seines Advokaten-Geistes ein Exaristokrat und ein rechter Eleutheriomastix oder Freyheitshammer, ohngefähr wie Schirach, Reichard und Genz. Der Markt hatte ihn zwar oft schon gebeten, zu ihm aufs Schloß zu kommen; aber so lange Horst

noch da war, getraute er sich das nicht: denn einst hatte er sich einfallen lassen, Horstens Namen zu einer falschen Unterschrift zu mißbrauchen, und befürchtete, dieser mögte ihn etwas unsanft dafür aufnehmen.

Kaum aber hatte Horst sich entfernt, so eilte er zu dem Marki, und dieser freute sich, ihn zu sehen, und wiederholte, was er ihm schon tausendmal sur sa foi, sur son honneur versichert hatte, daß er der einzige Deutsche sey, der Geschmack besitze und von Franzosen regardirt zu werden verdiene. Brehm freute sich des guten Empfangs, und rückte mit dem Anliegen bald heraus, daß er gern den Posten als Vicegraf, oder wie man es in Gänsekiel nannte, als Oberverwalter haben mögte.

Dem Marki ging ein Licht auf. Pardiö, rief er, Freund, das geht! Kennen Sie die Gräfin?

Brehm: Noch nicht.

Marki: Desto besser. Ich werde Sie produciren. Sie müssen diesen Mittag mit uns speisen.

Brehm:

Brehm: Allzu gnädig, Herr Marki!

Marki: Point de façons, Freund! Aber rathen will ich Ihnen, ſuchen Sie die ſchwache Seite, oder vielmehr die Dummheit der Gräfin ſich zu nutze zu machen.

Brehm: Und dieſe iſt?

Marki: Die einfältige Maſette will regieren! Machen Sie alſo es ſo, daß ſie glaubt, ſie werde regieren, wenn Sie Oberverwalter werden. Verſtehen Sie mich?

Brehm: Verſteh' alles, Herr Marki; werd' ſchon machen!

Der Marki führte den Herrn Brehm zu der Frau Gräfin. Hier, meine gnädige Frau, ſagte er, ſtelle ich ihnen den Herrn Brehm, Doctor der Rechte, und meinen Freund vor. Ich bin verſichert, Sie werden meine Freyheit nicht übel nehmen.

„Ein Freund des Herrn Marki, erwiederte die Gräfin, kann nur ein Mann von Verdienſten ſeyn, und hat daher auf meine beſondere Achtung ſchon Anſpruch.“

Man ſetzte ſich zu Tiſche, und der Marki lenkte das Geſpräch abſichtlich auf die Lage der Frau Gräfin, welche wegen der vielen Geſchäfte während der Krankheit ihres Oberverwalters ſehr beunruhiget wäre.

In Abweſenheit Seiner Excellenz des Herrn Grafen, fing Brehm an, werden die Geſchäfte der gnädigen Frau Gräfin gewiß nicht fehlen. Ich hatte ehemals, ſo fuhr er lügend fort, das Glück, bey einer Baroneſſe in Schleſien als Juſtitiarius zu ſtehen. Alle Geſchäfte lagen zwar auf mir, aber, um mich als ehrlicher Mann keiner Verantwortung auszuſetzen, trug ich jede Sache von einiger Wichtigkeit der gnädigen Frau ſelbſt vor, und richtete mich jederzeit nach ihrem Ausſpruch. Unſre Meynungen waren zwar öfters verſchieden; aber ich wußte, daß die Baroneſſe, und nicht ich, die Herrſchaft hatte; folglich gab ich allemal nach. Damen auch, ich muß es nur ſagen, haben wirklich ein feineres Gefühl, als wir Männer, und entſcheiden oft beſſer nach dieſem bloßen Gefühl, als wir nach unſrer ſchulgerechten Einſicht, und wenn wir noch ſo gelehrt ſind. Ich kam mit der Baroneſſe auch recht gut

zurechte, und würde gewiß länger bey ihr geblieben seyn, wenn der zweyte Mann, den sie heyrathete, nicht ganz allein hätte herrschen wollen. Ich war der Baronesse zu sehr ergeben, als daß ich es hätte ansehen können, wie man sie von allen Geschäften ausschloß. Ich machte zwar Vorstellungen dem gnädigen Herrn; aber dieser erklärte rund heraus: ein Frauenzimmer müsse ihre Küche besorgen, und sich in Männergeschäfte nicht meliren. Da überwarf ich mich mit dem Baron, foderte meinen Abschied, und ging.

Die arme Baronesse! sagte die Gräfin mit einem Seufzer.

Der Herr Brehm empfahl sich der Frau Gräfin, ohne ein Wort von der Stelle eines gräflichen Oberverwalters fallen zu lassen, und erhielt, wie man leicht denken kann, nach einigen Tagen das Dekret, als gräflicher Interims-Oberverwalter zu Gänsekiel, nebst der Zusicherung dieser Stelle für immer, wenn Herr Horst entweder sterben oder anderwärts sein Unterkommen finden sollte.

Wie wird es aber mit meinen Söhnen? fragte die Frau Gräfin den Markt: ich wünsche Ihre Meynung darüber zu hören.

Markt: Ich weiß nicht, ob ich so sprechen darf, wie ich denke, meine Gnädige.

Gräfin: Ich fodre Sie auf; also können Sie sagen, was Sie denken.

Markt: Ihnen also kurz zu sagen, was ich denke, so taugt die Erziehung, die man Ihren Söhnen bisher gegeben hat, gar nichts.

Gräfin: Ich erstaune —

Markt: Und doch ist die Sache handgreiflich. Wenn die jungen Grafen bestimmt wären, dereinst Amtmänner, Dorfpastoren oder Schulmonarchen zu werden: à la bonne heure, so wäre ihre Erziehung vortrefflich. Aber so sind es Herren von Qualität, und werden erzogen wie Leute ohne Qualität, wie Bürger Kinder, die ihr Brod einst von ihrer Bildung erwarten müssen. Der Herr Horst — ich habe alle Achtung für ihn: er war mein Freund — aber die Achtung

für die Hochgräfliche Familie verbindet mich, auch des Freundes nicht zu schonen — also Herr Horst hat die jungen Grafen mit Sachen bekannt gemacht, die sie gar nicht zu wissen brauchen, und umgekehrt. Er unterrichtete sie z. B. in der Erdbeschreibung —

Gräfin: Ich dächte aber doch, Erdbeschreibung sey einem jungen Herrn nothwendig.

Marki: Einem Schulfuchs wohl, um seinen Schülern auf der Landkarte den Weg nach Rom zeigen zu können; aber einem jungen Herrn von Stande!

Gräfin: Wenn aber der junge Herr auf Reisen gehen soll, und keine Geographie weiß?

Marki: Wie Sie doch reden, gnädige Frau! Weiß denn der Postillon nicht, wo die Stadt liegt, die der Herr besuchen will? Und liegt der Ort weit, so läßt man sich vom ersten besten Postmeister eine Reise-Rute aufschreiben. Geographie ist eigentlich eine Kunst für Postmeister und Postillione.

Gräfin: Sie haben Recht! Aber Horst lehrte nicht nur Geographie, sondern auch Geschichte: und da ist es doch hübsch, auch die Länder und Gegenden zu kennen, wo etwas dereinst geschah!

Markt: Geschichte? das Gott erbarm! Ich mögte wissen, was ein junger Herr mit dem Nebukadnezar, König der Juden, mit Alexander, dem Großen, Römischen Kaiser, und andern dergleichen Burschen thun soll! Aber Horst war selbst ein Erzignorant in der Geschichte. Neulich sprach ich mit ihm von der Melusine, von der mir mein Picard oft erzählt hat, von ihren beyden Schwestern, Meliora und Palantina und von ihrer Mutter Persina; aber alle diese Leute kannte er gar nicht.

Gräfin: Zeichnen, Mathematik —

Markt: Ihre Söhne sollen doch wohl nicht ihr Brod mit Malen verdienen? Wozu also Zeichnen! Und Feldmessen und Rechnen muß blos der Feldmesser und der Verwalter verstehen: ein Herr braucht das nicht!

Gräfin: Worin setzen Sie denn eigentlich die Erziehung eines jungen Herrn von Stande?

Marki: In der Kenntniß der großen Welt, in der Bekanntschaft mit der Kunst, seine eigne Würde zu behaupten, in der Kunst zu gefallen, in der Kunst, seine Fehler zu verbergen, in der Kunst, sich wichtig zu machen — kurz, in der Kunst, einen Mann von Qualität vorzustellen *).

Die Gräfin fand die Vorstellungen des Marki zuletzt allerliebst, und bat ihn, doch selbst für die Erziehung ihrer Kinder sorgen zu wollen. Er wollte zwar anfänglich nicht daran; doch, um der Gräfin zu beweisen, wie sehr er sie und ihr Haus schätze, zeigte er sich endlich willig dazu, um so eher, da er einen Gehalt von 500 Thalern jährlich ziehen sollte.

Wie vortrefflich der Marki diesen neuen Posten, als ein Graeculus esuriens, bekleidet habe, ergiebt sich schon zum Voraus beynahe aus jeder Seite dieses Werkchens; und sein Geschicke daza wird man gar nicht mehr bezweifeln, wenn man nur erst das folgende Kapitel hinter sich hat.

*) Ich bitte meine Leser, sich über das abgeschmackte Geschwätz des Markis nicht zu ärgern, oder vielmehr über mich, da ich es ihnen hier wieder hinschreibe. Es sind Gedanken und Aeußerungen, die man alle Tage hören kann, man gehe nur in eine Gesellschaft von Leuten sogenannter Qualität.

Achtzehntes Kapitel.

Der junge Graf Carl an seinen Vater.

Mein theuerster Vater,

Vergeben Sie mir, bester Vater, daß ich gegen Sie mein Herz ausschütte, und in Klagen ausbreche, womit ich Sie nothwendig betrüben muß. Aber ich kann nicht anders: ich muß meinem Herzen Luft machen; und gegen wen kann ich dieses besser und wirksamer, als gegen den besten Vater, dessen Liebe ich versichert bin! Gern würde ich schweigen und leiden, wenn ich allein litte; aber mein geliebter Bruder, der rasche, feurige Eduard, steht an dem Rande des Verderbens; ach, wenn er nicht schon verdorben ist! Doch, er ist noch jung, noch zart: der schlimme Eindruck wird aus seinem Herzen wohl noch schwinden, und er wird sich bessern lassen.

Ich muß, so leid es mir thut, Ihnen sagen, liebster Vater, daß unser neuer Hof-

meiſter, der Marki von Gebrian, unſer Verderben iſt. Ich habe es meiner lieben Mutter ſchon oft geſagt, habe ihr deutliche Beweiſe davon gegeben; aber mein Sagen hält ſie für Verläumdung, und gegen meine Beweiſe ſcheint ſie taub zu ſeyn. Kurz, ſie iſt ganz auf der Seite des Markis, und dieſer darf mit uns nun machen, was er will.

Sie wiſſen, welch ein braver Mann Herr Horſt war, und wie getreu er ſich unſre Erziehung angelegen ſeyn ließ. Er erweiterte und berichtigte mit jedem Tage unſre Kenntniſſe, und wachte ſtreng über unſre Aufführung und Angewöhnungen. Nichts entging ihm von allem, was wir vornahmen, und unter ſeiner guten Leitung nahmen wir auch nichts vor, deſſen wir uns hätten ſchämen müſſen. Selbſt meines Bruders Brauſekopf wußte er ſo zu zähmen, daß er ſich von ſeinem raſchen Temperament ſelten verleiten ließ, eine auffallende Thorheit zu begehen.

Aber ſeitdem der Marki von Gebrian unſer Hofmeiſter geworden iſt, hat ſich das alles ſehr geändert. Er iſt aber blos unſer

Oberhofmeister: denn wir haben noch zwey andre Lehrmeister, weil der Marki behauptet, es schicke sich nicht für junge Herren von Qualität, nur Einen Lehrer zu haben.

Der eine ist auch ein Franzose, und der andre ist des Markis Bedienter, Namens Picard, ebenfalls ein Franzose. Der letztere führt die Aufsicht über unser Thun und Lassen; und Sie stellen sich selbst schon vor, liebster Vater, welcher Sittenlehrer und Leiter ein Bedienter seyn kann. Ich erinnere mich, daß Sie einst mir abriethen, mit Bedienten umzugehen, weil, wie Sie dazu setzten, Leute dieser Art fast alle ganz und gar keine Sitten hätten. Ich erfahre es jetzt täglich, daß Sie Recht hatten. Picard unterrichtet uns blos in den Künsten, die er selbst versteht, im Fluchen, Zotenreissen und Aberwitz-Plaudern. Er spricht: auf Französisch könne man gar nicht unanständig reden: alles sey hübsch, wenn es nur französisch gesagt würde. Ich kann mich des Lachens nicht enthalten, wenn ich dann und wann den Marki und Picard mit einander räsonniren höre. Den größten Stolz mit der erbärmlichsten Unwissenheit zeigen diese Menschen, und doch glauben sie, Leute von

Geist und von sublimen Kenntnissen zu seyn. Wenn der Marki nicht im Stande ist, meine Fragen zu beantworten, oder mich zurechtzuweisen, wenn ich an etwas zweifle: so hilft er sich durch einen Machtspruch, oder sagt mit einer hohen Miene: das Ding sey der Mühe nicht werth, daß man es wisse; oder einem Mann von Qualität würde es ein Schimpf seyn, wenn er sich um solche Lappereyen bekümmern wollte.

Ueberhaupt schildert uns der Marki den Mann von Qualität von einer ganz andern Seite, als von welcher Sie ihn uns schilderten. Sie, bester Vater, o, ich vergesse es nie! — tadelten oft einen Burke, Rehberg und alle die, welche den Menschen und dessen natürliche Verhältnisse durch den Bürger und dessen Kunst-Bestimmungen, nicht zu dessen Vortheil näher gesichert, sondern fast gänzlich verdrängt wissen wollen. Diese Despotie-Philosophen, sagten Sie öfters, machen es wie jener verrückte Mahler, der eine Tapete bemahlen wollte, und zu deren Farben-Gründung so ätzende Farben auftrug, daß die Tapete zuletzt alle Haltbarkeit für die verschönernden Oberfarben verloren hatte. Ist

dieſe Art von Philoſophie über den Menſchen und den Bürger die rechte: ſo hatte, wie Sie hinzuſetzten, Käſtner ganz recht, als er den Mann von Qualität in einem Epigram aufſtellte, das den Hutmachern Abbruch thun kann, und das mir gleich ſo gefiel, daß ich es noch auswendig weiß. Nicht wahr, es hieß:

Gott ſchuf den Edelmann
Und ſteckt' ihm einen Degen an,
Und ſprach: was nützt ihm eine Seele!
Genug, er hat ja Schlund und Kehle!

Ich verſichere Ihnen, lieber Vater, gerade ſo ſieht der Mann von Qualität aus, von dem unſer Herr Markis uns in einem weg vorſchwatzt. Von innerm Gehalt, von der beſtmöglichen Ausbildung des Verſtandes und des Willens kömmt auch kein Wörtchen vor; alles, alles geht aufs Aeußere, und ſo frivol und läppiſch, daß im Journal, London und Paris, oder in Hogarts-Kunſtblättern gewiß kein Zerrbild zu finden iſt, das dem Ideal der Gebrianiſchen Carikatur-Lehre über den Mann von Qualität gleichkommt. Genug, Gebrian iſt ein Mann ohne alle innere Qualität und Quantität.

Gemächlich ist das Männlein obendrein äußerst, und unterrichtet uns wöchentlich nur zwey Stunden selbst, und zwar in der Genealogie. Bisher hat er aber blos die Geschlechtstafel seines eignen Hauses vorgetragen, welches nach seiner Angabe von Jean Paul Joseph Eduard Henri Charles de Gebrian, Grand Cuisinier de Saint Louis, mort en Amérique cinq cens ans avant Jesus Christ et plus de mille ans avant la fondation de la ville de Rome. Bedenken Sie doch, bester Vater, was das für ein Hexenmeister von Lehrer ist! Sie, theuerster Vater, baten einst unsern guten, lieben Horst, daß er uns beym Unterricht in der Genealogie ja aufmerksam machen mögte auf die Naturgeschichte der Hornisse und Raubbienen, und von da übergehen zu dem Verhältniß der verzehrenden Classe zu der arbeitenden.*) Genealogische Kalender und Hand- und Taschenbücher, meynten Sie, wären die Pasquins-Säule auf dem Markte der Mensch-

*) Ich mache hier blos den historischen Referenten, und weiß, wie jeder einsichtige Leser, daß jede Regel ihre Ausnahmen hat, und daß ein himmelweiter Unterschied zwischen edel und adelich ist.

heit; und die Nation hielten Sie für die kindischste, unter welcher solch Spielzeug noch am meisten gang und gäbe sey: denn, sagten Sie, wo man gelernt hat, innern Gehalt höher zu schätzen als äußern Flitterglanz, da wird ein einziges Noth- und Hülfsbüchlein von Becker, oder Salzmanns Himmel auf Erden mehr gelten, als alle genealogische Esel-Register und wenn sie in Saffian gebunden und fingerdick vergoldet wären.

Der gute Horst gab uns die besten Bücher sowol der Deutschen als der Franzosen in die Hände; der Marki hat sie uns aber alle genommen und andre schlechte dafür zurückgegeben. Rousseau ist ihm ein Pedant, Voltaire ein Demokrat und Volksaufwiegler, Florian ein armseliger Wicht, Racine, Corneille und Crebillon sollen vollends gar nicht auszustehen seyn. Deutsche Bücher, wie die von Gellert, Lessing, Rabener, Klopstock, Cramer, Ramler, Schmidt, Milbiller, Posselt, Heinrichs, Kant u. andern, dürfen in den Händen eines Herrn von Qualität gar nicht gefunden werden. Dagegen hat er einen großen Haufen französischen Unsinn angeschafft, und

verlangt, daß wir fleißig darin lesen sollen. Können Sie wol glauben, lieber Vater, daß man uns les nonnes galantes, l'aventurier Galcon, l'art de voler sans ailes, und ähnliche Sudeleyen vorlegt, um uns danach zu bilden und die Sitten der Leute von Qualität daraus zu lernen? Ich habe mir das Lesen dieser Schriften ernstlich verbeten, aber mein Bruder scheint Geschmack daran zu finden, und noch überdieß dem Marki in vielen Stücken ähnlich zu werden.

Herr Horst litte durchaus nicht, daß wir mit den Bedienten zanken, sie schimpfen oder gar schlagen durften. Der Marki aber hat uns ausdrücklich gesagt: junge Herren müßten das Kommandiren lernen, und dieß lerne man am besten durch ein barsches rauhes Verfahren mit den Bedienten. Gestern sagte unser alter ehrlicher Heinrich lächelnd, aber doch mit einer Thräne im Auge zu mir: „ich diene schon vierzig Jahre in Ihrem Hause, aber so viel Ehrentitel habe ich weder von Ihrem Großvater noch von Ihrem Vater bekommen, als ich jetzt von Ihrem Bruder hören muß. Sonst hieß ich immer guter Alter, oder lieber Heinrich; jetzt heiße ich alter Esel, alter

Flegel, Schlingel, Narr, Graukopf und oft noch was ärgers. Sonst machte ich alles zu Danke; jetzt wird alles gemeistert: jetzt bürste ich die Kleider aus wie ein Büffel, putze die Stiefeln wie ein Schlunks, und präsentire den Kaffe wie ein Rökel. Wenn doch Herr Horst wieder da wäre!" —

Der alte Mann dauret mich. Mein Bruder macht's aber nun einmal so, und er verdirbt gewiß noch durchaus, wenn Sie, bester Vater, nicht bald Hand anlegen und dem Unwesen steuern. Mit mir giebt sich der Marki fast gar nicht mehr ab, und sagt mir es in die Augen, daß ich auch nicht Einen nobeln Blutstropfen im Leibe habe; daß es scheine, ein Dorf-Schul-Major sey mein Vater gewesen; ja, es sey Schade, daß ich einst, als regierender Graf, paradiren solle, da ich noch nicht einmal wüßte, wie man en homme de qualité einen Büffel von Bedienten maulschelliren müsse.

Der Justitiarius, welcher auf Herrn Horst gefolgt ist, macht es mit unsern Unterthanen, wie der Marki es mit uns macht, folglich auch fürchterlich arg. Die ganze Grafschaft ist höchst

höchst misvergnügt; und viele haben schon bey unsrer Mutter Klagschriften eingegeben. Aber die verblendete liebe Mutter weiset alle Klagen von sich, und giebt den Klagenden allemal Unrecht, oder sie läßt sie als unruhiges Bäuer-Gesindel bey Wasser und Brod einstecken, oft gar schlagen und krumm zusammen schliessen.

Ich muß abbrechen, liebster Vater, um Sie nicht noch mehr zu betrüben und aufzubringen. Indeß Sie wissen jetzt, was Sie wissen mußten, und Sie haben ja die Gewalt in Händen, die Unarten des Markis und seines Spießgesellen, des Justitiarius, zu stören, und für die weitere Erziehung Ihrer Kinder, wie für gerechte Handhabung ihrer Unterthanen, väterlich und menschenfreundlich zu sorgen. Ihre Klugheit und Ihr gutes Herz sind mir Bürge, daß es bald besser gehen wird. Leben Sie recht wohl, liebster Vater.

Neunzehntes Kapitel.

Der Marki wird fortgeschickt.

Der Graf von Gänsekiel hatte Kopf und Herz genug, um einzusehen und zu fühlen, wie nöthig es sey, Unarten zu hemmen, die ihm sein eigner Sohn so derb vorgestellt hatte. Er bat also bey dem Erzherzog, der damals die Armee kommandirte, um einen Monat Urlaub, und eilte auf seine Güter. Einige Meilen von Gänsekiel stieg er ab, um sich durch ein Glas Wein im Wirthshause zu erfrischen. Er fand dort einen Schwarm Emigranten, welche sich sehr lustig machten, und hörte den Namen Gebrian mehrmals aussprechen.

Ja, ja, Marki, sagte Mosjöh Petitpont, Sie mögen sagen, was Sie wollen: Ihr Liegen auf einem gräflichen Schlosse gefällt mir gar nicht.

Marki: Und warum nicht?

Petitpont: Condé ſteht im Felde und ſtreitet, und Sie liegen auf einem deutſchen Schloſſe!

Marki: Dazu habe ich meine Urſachen.

Paillard: Nun ja, deutſche junge Herren mit den feinen Sitten der Franzoſen bekannt zu machen, iſt freylich eben ſo viel Verdienſt, als ſich Lorbeern im Felde erwerben!

Petitpont: Ich glaube gar, der Marki macht den Schulmeiſter!

Marki: Ihr irret Euch, Freunde: ich bin nur Gouverneur pour la forme.

Paillard: Seine Gräfin iſt nicht häßlich.

Petitpont: Aber etwas alt.

Marki: Hat ſie denn keine Tochter?

Paillard: Ah, ich verſteh's: den Marki feſſelt die junge Comteſſe!

Marki: Allerdings. Ginge ich weg: Mutter und Tochter stürben vor Sehnsucht.

Paillard: Also auch die Mutter?

Marki: Die Närrin bildet sich ein, Eindruck auf mich gemacht zu haben: ich lasse sie bey ihrem Glauben: denn wer nach der Tochter strebt, darf es mit der Mutter nicht verderben.

Paillard: Hat die junge Gräfin noch keinen Liebhaber?

Marki: Und wenn sie auch einen hätte, so wäre es doch nichts. Ein Deutscher muß sich allemal gratuliren, wenn ein Franzose seiner Frau oder Tochter die Kur macht.

Petitpont: Versteht sich! Aber der Graf von Gänsekiel, wenn der es erfährt!

Marki: Der Graf? Ich kenne ihn noch nicht; aber nach allen Umständen geschlossen, ist er ein Pinsel.

Der Graf, welcher dieß Gespräch angehört hatte, konnte nicht mehr an sich halten.

Er ſprang auf, und foderte den Marki, und deſſen ſchurkiſche Kameraden, wie er ſie nannte, heraus. Der Marki erblaßte, aber der Graf drang mit Gewalt auf Genugthuung, welche der Marki auch zu geben verſprach, doch erſt den folgenden Tag, und zwar im Park nicht weit vom Schloſſe. Vor aller Angſt fragte er nicht einmal nach dem Namen und dem Charakter ſeines Gegners.

Voll Aerger und Verdruß ſetzte ſich der Graf zu Pferde, und ritt nach ſeiner Wohnung. Jederman erſtaunte über ſeine Ankunft, aber niemand freute ſich mehr darüber, als ſein Carl. Die Gräfin, welche ihren Gatten im Grunde liebte, ſuchte ſeine finſtre Miene aufzuheitern, oder doch wenigſtens die Urſache davon zu ergründen. Aber wie erſchrack ſie und ihre Tochter, Louiſe, als der Graf das ſaubere Geſpräch des Markis ihnen wiederholte. Die Gräfin hatte zwar darin geſündigt, daß ſie dem Marki zu viel Anſehen in ihrem Hauſe geſtattet hatte; aber weder ſie noch ihre Tochter waren von der Tugend und den Regeln des Wohlſtandes je gewichen. Alles, deſſen ſich der Marki gerühmt hatte, war Erdichtung und Lüge. Louiſe vergoß

einen Strom von Thränen, aber die Gräfin konnte nicht weinen: ihre Augen funkelten vor Zorn, und so stürzte sie zu den Füßen ihres Mannes und bat ihn, er wolle seine und ihre Ehre retten und den Ehrenschänder Gebrian nach Verdienst bestrafen.

Der Graf versicherte, daß dieß geschehen sollte, und zwar den folgenden Tag im Park durch ein Duell.

Was höre ich, Vater, rief Carl, Sie wollen sich mit dem Marki schlagen? Der ist ja ehrlos, wie mir vorgestern der junge Büchner aus dem Lager der Reichsarmee geschrieben hat. Man hat ihn dort als infam forbgejagt. Lesen Sie den Brief doch selbst!

Der Graf las den Brief, und fand, daß der Marki keine Gegenparthey auf den Degen für ihn noch war. Er rief also seinem Bedienten und befahl ihm, die Habseligkeiten des Markis alle aus dem Schloß zu schaffen und auf die Straße zu stellen. Dieß geschah, und Gebrian wunderte sich gar sehr, als er von dem Emigranten-Schmaus gegen Abend zurückkam, und seine Sachen vor dem Schloß-

thore liegen fand, wo ein Bedienter sie bewachte.

Werde ich bald abgelöst, Herr Marki? fragte der Bediente, dem die Zeit lang zu werden anfing.

Marki: Wer hat meine Sachen hieher bringen lassen?

Bedienter: Eben der Herr, den Sie beleidiget haben, und der hier zu befehlen hat, der Herr Graf von Gänsekiel.

Marki: Der Graf von Gänsekiel? Unmöglich: der steht im Felde! Ein Esel hat das gethan!

Bedienter: Was spricht der Herr: Unser Graf wäre ein Esel? Ey, da soll Sie ja dieser und jener!

Fluchs ergriff der Bediente, welcher den Marki längst haßte, dessen Rohr, und prügelte ihn dergestalt damit durch, daß er laut um Hülfe schrie, und endlich fußfällig um Schonung bat. Der Graf trat auf das Ge-

schrey um Hülfe ans Fenster, sah nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern dem Spectakel eine Zeit lang zu, und nachdem er den Verläumder für hinlänglich gezüchtigt hielt, befahl er dem Bedienten aufzuhören. Nun mußte der Marki näher treten und er erhielt die Weisung, daß er sich nur immer in der Stille abführen mögte, indem man ihm nicht mehr erlauben würde, auch nur noch einen Fuß in das Schloß zu setzen.

Der Marki verbeugte sich, und nachdem er bald den Rücken, bald die Arme hier und da befühlt und unter schmerzhaftem Hin- und Herwinden gerieben hatte, bat er einige Bauerjungen, welche eben herankamen, um die Gefälligkeit, ihm seine Sachen, gegen ein Geschenk, in die Dorfschenke bringen zu helfen. Sein Bedienter Picard kam bald darauf auch zu ihm, war auch vom Schloß gewiesen worden, und erzählte, wie der Graf erfahren habe, daß der Herr Marki bey den Reichstruppen für infam sey erklärt worden, und daß er folglich es unter seiner Würde hielte, sich mit ihm noch zu schlagen.

Der Marki hatte die ersten Tage für seinen blond und blauen Rücken vollauf zu sorgen, und hielt sich ziemlich ruhig; aber kaum konnte er sich wieder etwas ungehindert bewegen, so ließ er sich auch wieder einfallen, den Grafen necken zu wollen. Dieser erfuhr das, und um des unbesonnenen Buben kurz und gut los zu werden, ließ er ihm andeuten: daß er sich nur gleich aus dem Staube machen mögte, oder er würde ihm die Ehre anthun, ihn mit Häschern und Hunden über die Gränze bringen zu lassen. Dieß wirkte: und da der Herr Spring-ins-Feld nicht Lust hatte, die angetragene Ehre abzuwarten: so fuhr er ganz in der Stille ab.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Markt wird Pferdehändler.

Nach dem verunglückten Angriff, den die Preußen gegen das Ende von 1793 auf Landau machten, und nach der Wiedereroberung der Elsasser oder Weißenburger Linien durch die Franzosen, geriethen die Emigranten gewaltig in die Enge. Der König von Preußen sah auch hier wieder nur zu gut ein, daß man ihn hintergangen hatte, und war von der Zeit an ernstlicher bedacht, sich mit Ehren einem Handel zu entziehen, worein ihn die Unbekanntheit mit der Lage der Dinge, und die unbedachtsamen Anschläge stolzer und rach- und habsüchtiger Emigranten-Generale, unter dem Glanzschein von Wahrheit, französirend verleitet hatten.

Friedrich Wilhelm, der Zweyte, war wirklich ein Fürst, der in mehr als einer Rücksicht Ehrfurcht verdient. Mit Willen beleidigte er gewiß niemanden; und in seinem

Charakter lag weder Stolz noch Despotismus. Tapferkeit besaß er in hohem Grade: ich sah ihn selbst langsam und unerschrocken auf dem Schlachtfelde hin- und herreiten mitten unter hinschleudernden Kanonenkugeln: und wer das kann, der hat das Herz gewiß da, wo es der Unerschrockne pflegt zu haben. Wahrlich man hat die Fehler dieses Fürsten zu sehr gerügt, und seine Tugenden, an denen er doch gar nicht arm war, zu sehr verkannt.

Dieser gutmüthige König hatte die Emigranten bisher auf mehr als eine Art unterstützt; aber jetzt zog er die Hand von ihnen ab. Starke Summen hatte er ihnen vorgestreckt, aber auf den Rath kluger einsichtiger Minister schlug er ihnen die Millionen ab, die sie von ihm noch suchten. Die Noth der Emigranten stieg also immer höher; und der Machiavellistisch-große Diplomatiker Pitt glaubte diese benutzen zu können. Durch Geld-Unterstützung gewann er die Anführer derselben bald; und die Herren, die sich den Gesetzen ihres Vaterlandes herrisch widersetzt hatten, wurden nun die Sklaven eines englischen Ministers.

Il faut organiser, et l'argent' ne manquera pas, schrieb Pitt an Condé, und Condé fing an, seine zerstreuten Haufen zusammen zu raffen, um sie für England zu organisiren. Im Breisgau hatte der gewesene Bischof von Strasburg einige Ländereyen; und in diesem Bezirk sollte die Organisation des Condéischen Kors für Englisches Geld vor sich gehen; denn der weise und gutdenkende Markgraf von Baden hatte den Emigranten untersagt, ihr Unwesen in seinem Lande zu treiben, ja, sogar verboten, einen Exfranzosen, ohne Erlaubniß der Obrigkeit, über Nacht zu beherbergen.

Unser Marki verjagt vom gräflichen Gebiet, zog in die nächste Stadt, verkaufte da seine Effekten, und reiste zum Prinzen von Condé nach Ettenheim, und bot diesem seine Dienste von neuem an. Er gab vor, daß die Zeit, während der er versprochen habe, nicht wider Frankreich zu dienen, jetzt verstrichen sey.

Sie haben Geld, sagte Condé: wie wär's, wenn Sie es anwendeten und Pferde kauften? Die Engländer ersetzen Ihnen alles und zwar mit Profit.

Das Geld, welches der Marki mitgebracht hatte, machte zwar keine allzugroße Summe aus, doch war es hinreichend, einige Dutzend Pferde dafür aufzukaufen. Er begab sich also nach Schwaben und Baiern, und kaufte einige Koppelpferde, die er nach Ettenheim brachte, und mit starkem Profit ablieferte. Er gefiel dem Schatzmeister, welchen Pitt zu den Emigranten geschickt hatte, um ihnen für ihre nothwendigen Bedürfnisse das Geld nach und nach zu geben: denn der schlaue Engländer hütete sich, starke Summen diesen Menschen auf einmal in die Hände zu werfen, weil er wohl wußte, daß Sparsamkeit und Berechnung auf die Zukunft gar nicht zu den Tugenden eines Emigranten gehört. Wats, der Schatzmeister, fand, wie gesagt, Geschmack an dem Marki, und schoß ihm viel Geld vor, Pferde einzukaufen. Einige Monate hielt der Marki Wort, ob er gleich immer für seine Börse mit sorgte. Aber da es, wie Montaigne sagt, eine gar schwere Sache ist, sich an Ehrlichkeit zu gewöhnen: so spielte der Marki bald Streiche, an die man sich weit leichter gewöhnt, — erzschlechte.

Er kam einst mit herrlichen Pferden nach Villingen, einem östreichischen Städtchen

am Schwarzwalde. Im Gasthofe traf er den Grafen Lamelle an. Der Marki sah den Grafen, erkannte ihn auch, aber anreden wollte er ihn nicht, um sich nicht vielleicht Grobheiten von neuem auszusetzen. Der Graf fand das lächerlich, stand aber doch auf, trat zum Marki und fragte: Sind Sie vielleicht böse, Herr Marki?

Marki: Ich wüßte nicht, warum? Haben Sie mich denn beleidigt?

Graf: Bewahre! Aber da sieht man doch, was ein kluger Mann ist! Ihre Hand, Marki!

Marki: Hier, lieber Freund, Hand und Herz!

Graf: Gemeinschaftliches Interesse muß Freunde binden: sonst ist alle Freundschaft Thorheit. Romanhelden verschenken ihr Herz wohl aus Neigung und Sympathie; kluge Leute werden Freunde und Liebhaber nur aus Interesse.

Marki: Da haben Sie Recht, lieber Graf! Ich hab's auch immer so gehalten.

Graf: Eben darum! Aber was Henkers machen Sie? Sie handeln ja mit Pferden?

Marki: Nicht eigentlich. Ich habe blos die Aufsicht über unsern Pferdekauf in Schwaben, Baiern, Oesterreich und der Schweiz.

Graf: Bravo! Da gewinnen Sie wohl ansehnlich?

Marki: Schaden habe ich immer nicht!

Graf: Das müßte auch ein Pinsel seyn, der bey solchem Handel noch Schaden litte, zumal beym Handel auf Kosten Englands! Wie viel verdienen Sie wohl an den Rappen, die Sie bey sich haben?

Marki: Unter uns gesagt: an jedem Stück zwey Luidor, also an 14 Stück 28 Luidor.

Graf: Das ist auch was rechts! An solchen Pferden nur zwey Luidor? Herr Marki, ich sehe wohl, Sie verstehn dies Handwerk noch lange nicht.

Marki: Wie so? Soll ich denn die Pferde noch höher anschlagen? Das könnte verrathen werden, und —

Graf: Der englische Zahlmeister würde Ihnen kein Geld mehr geben: das ist richtig. Also bey dem Kor von Condé könnten Sie freylich nicht mehr verdienen. Aber wie wär's bey den National-Truppen?

Marki: Den Neufranken? Ich erstaune!

Graf: Nicht so laut, Freund! Hören Sie mich erst weiter! Nicht wahr: Sie haben die Erlaubniß, oder vielmehr den Auftrag, Pferde für das Kor von Condé zu kaufen, wo Sie immer wollen, in ganz Deutschland?

Marki: Das versteht sich.

Graf: Sie dürfen gewiß auch ander Vieh kaufen zum Behuf Ihres Kors, Ochsen, Schweine, Schafe?

Marki: O ja: wer will mir das wehren?

Graf:

Graf: Kaufen Sie also immer, nur machen Sie, daß Sie die besten Stücke der schweizerischen Gränze nahe bringen: für den weitern Transport wollen wir schon sorgen.

Marki: Und das Vieh wollten Sie den Franzosen, unsern Feinden, in die Hände spielen?

Graf: Herr, wer gut bezahlt, und unsre Beutel füllt, ist unser Feind nicht. Die Herren Kaiserlichen machen es auch nicht besser.

Marki: Unmöglich!

Graf: Wie ich Ihnen sage. Zu Basel lebte, um nur ein Beyspiel anzuführen, eine Dame aus Macon. Diese und ihr Mann treiben den Pferde- Vieh- und Munitions-Handel seit einem Jahre und etwas drüber, und haben schon beynahe eine halbe Million Livers gewonnen.

Marki: Unerhört!

Graf: Und haben Recht. Die Neufranken leiden an Vieh, besonders an Pferden Mangel, und haben auch nicht überflüssig

Pulver, Bley und Eisen. Wo sie etwas von dieser Art haben können, da greifen sie zu, und sollten sie es mit Geld aufwiegen. Einen Gaul, der in Deutschland 50 Thaler kostet, zahlt Ihnen der Franzose mit 100 — 120 Thalern; für ein Schwein, das Sie in Carlsruhe mit 10 Thalern bezahlen, giebt der Franzose in Basel gern 20 — 25. Den Centner Schießpulver habe ich selbst mit zehn bis zwölf Luidor bezahlen sehen. Wollen sie also in kurzer Zeit reich werden: so verhandeln Sie Ihre Artikel nach Frankreich.

Marki: Das wird man aber bald beym Kor von Condé merken.

Graf: Alles Vieh dürfen Sie freilich nicht nach Frankreich verhandeln: Das würde gar zu sehr auffallen; aber doch das Beste. Das schlechtere schicken Sie nur immer nach Ettenheim.

Dem Marki gefiel der Vorschlag des Grafen. Doch ehe ich weiter gehe, erlauben mir meine Leser, nur eins anzumerken.

Das Verhandeln der Pferde, der Ochsen, Schafe, Schweine und des Getreides, ja, sogar der Kriegsmunitionen, des Pulvers, Eisens und Bleys an die Franzosen, war zu der

Zeit, als ich bey Condé und den Schwaben ſtand, Mode geworden. Kaiſerliche, Condéiſche und Reichs-Armeelieferanten, ſogar Offiziere machten ſich dieſes ſchändlichen Verbrechens ſchuldig, und verkauften den Vorrath, der doch für die alliirte Armee beſtimmt war, an den Feind. Freilich galt es dem Gaul gleich, wer ihn ritt, und den Schweinen, den Ochſen und den Schafen war es einerley, wer ihr Fleiſch aß — ein Deutſcher, ein Condeer, oder ein Franzoſe. Aber der Schade, der dadurch geſtiftet wurde, war allemal beträchtlich, und die Handlung — galgenmäßig. Das war aber, oder iſt vielleicht es noch, deutſcher Patriotismus! Geh indeß einer doch einmal nach Frankreich, und ſehe zu, ob er auch nur eine Kanne Wein für den Feind als Feind bekommen wird!

Der Marki, der Graf und Picard machten nun gemeinſchaftliche Sache. Der Marki zog in allen deutſchen Provinzen herum, Pferde und Vieh aufzukaufen; der treue Picard transportirte allemal die beſten Stücke nach der ſchweizeriſchen Gränze, wo der Graf ſie in Empfang nahm und nach Baſel, theils auch nach Mühlhauſen und Neuchatel brachte, und für ſchweres Geld an die Franzoſen verhandelte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

O weh, armer Marki!

Zum Spitzbüben- und Hallunken-Handwerk gehört unter andern auch, wie zum Kriegshandwerk, daß man vorsichtig sey, und niemals zu sicher werde. Wer sich auf sein Glück im Stehlen und Betrügen zu sehr verläßt, wird bald erwischt: denn so einem sehen gar zu viele auf die Finger. Der Graf Lamelle und der treue Picard waren Pfiffikusse; aber der Herr Marki verrieth seine Karte selbst. Er brachte von da an niemals gute Pferde mehr, sondern alte oder schadhafte. Dies fiel auf, und der englische Zahlmeister sagte ihm, daß er ihm für solch Krüppelzeug kein Geld mehr geben würde. Weil aber doch Pferde geschafft werden mußten: so wurde ein deutscher Offizier, welcher auch unter Condé diente, und viel Bekanntschaft in Deutschland hatte, vom englischen Commissär ausgeschickt, Pferde einzuhandeln.

Mit diesem neuen Aufkäufer gerieth der Marki sehr oft in Collision: denn alles gute Vieh kaufte er ihm vorweg, und bezahlte es oft übermäßig, weil er schon wußte, wie er wieder zu seinem Gelde kommen sollte. Der deutsche Leutnant, Namens Vierling, ärgerte sich, und fing an zu untersuchen, ob denn auch der Marki seine Pferde in der That an die östreichische Armee lieferte, wie er vorgab. Es gelang ihm, die Schleichwege des Markis bald zu entdecken; aber da Picard die Transporte besorgte, und allemal des Nachts transportirte, mußte er behutsam zu Werke gehen, um den Marki der Schurkerey überführen zu können.

In dieser Absicht reiste er, nachdem er erfahren hatte, daß der Marki 16 Pferde auf Basel schicken würde, nach Lörrach, und zeigte die Sache bey dem kaiserlichen Obersten, der damals in Lörrach kommandirte, an. Zugleich bat er um einen vertrauten Offizier, unter dessen Beystand er in Basel gewisse Nachricht einziehen könnte. Dieser wurde ihm mitgegeben, und Vierling und der kaiserliche Offizier kamen als verkleidete Jäger nach Basel, welches damals den Deutschen

und den Franzoſen gleichmäßig offen ſtand, indem dieſe Stadt zu der Zeit eine Neutralität von ganz wunderlicher Art zu ihrem Vortheil — behauptete.

In Baſel gingen ſie gerade zu Madam Düport, und fragten: ob keine Pferde zu haben wären?

Wer ſind Sie, meine Herren? fragte Madam Düport.

Bierling: Wir ſind Deutſche, und treiben Negozen für den General Eikemeier.

Madam: So? alſo Eikemeier will Pferde haben?

Bierling: Ja. Er bekam ſonſt Pferde aus Neuchatel, aber er hat erfahren, daß Sie, Madam, mit einem gewiſſen Marki von Gebrian in Verbindung ſtehen: und der ſoll ganz excellente Thiere aus Deutſchland herſchicken.

Madam: Das müſſen Sie nicht ſo laut ſagen!

Vierling: Aber Sie dürfen's doch hören, Madam!

Madam: O ja! — Nun gestern Abend sind Pferde angekommen; sie stehen im wilden Mann, wo Sie Stück für Stück besehen können. Darnach wollen wir schon Handels einig werden.

Picard war eben im Stalle, als die fremden Herren eintraten; und weil er ihrer Aussage glaubte, daß sie vom General Eikemeier geschickt wären: so ließ er sie die Pferde betrachten, und gestand ihnen auch, daß der Marki von Gebrian sie in Schwaben gekauft, und nach Basel geschickt habe. Sie gingen nun wieder zur Madam, aber sie wurden natürlicher Weise nicht Handels einig, und begaben sich stracks wieder nach Lörrach, ohne daß es Madam oder Picard bemerkt hätte.

Der Graf Lamelle, welcher sich mit Madam Düport und ihrem Manne zu Schleichhändeln aller Art verbunden hatte, war gar nicht zugegen, sondern in Neuchatel, um den Franzosen einige Tonnen Schieß-

pulver zu verkaufen, die er von einem kaiserlichen Artillerie-Major erhandelt hatte.

Der Oberste zu Lörrach meldete die Schurkerey des Marki von Gebrian an den General nach Freyburg; und dieser traf so gute Anstalten, daß der Bube bald ergriffen und nach Freyburg abgeliefert wurde. Man hielt Kriegsrecht über ihn, und man war der gerechten Meynung, daß der Herr Marki den Strang vollkommen verdient habe.

Das Urtheil war zwar nach den Kriegsgesetzen aller Armeen in der ganzen Welt, recht und billig: denn jede thätige Unterstützung des Feindes, als Feindes, muß durchaus mit dem Tode bestraft werden, und ist auch viel tausendmal schon so bestraft worden. Allein der kaiserliche Obergeneral milderte das Urtheil, und dictirte dem Marki Staupenschlag, Ehrlosigkeit und Festungsarrest bis auf den Frieden, wo er dann des Landes verwiesen werden sollte.

Ein Mann, der noch einiges Gefühl und Urtheil hat, wird eher den Tod leiden, und sollte er auch den beschimpfenden Tod am

Diebsgalgen auszuſtehen haben, als Staupenſchlag. Aber unſer Mann hatte das Leben lieber: er war ein franzöſiſcher Philoſoph, und ſetzte ſich über das Bischen Schande hinaus. Mit beynahe ſtoiſcher Gleichgültigkeit ließ er ſich auf dem Markte zu Freyburg den Rücken vom Schinderknecht entblößen, und einige Streiche mit der Schand-Ruthe aufzählen. Dann wurde er nach Olmütz abgeführt, um daſelbſt bis zum völligen Frieden in Verhaft zu bleiben. All ſein Haab und Gut behielt man, und ſchlug es, wie billig, zur Kriegskaſſe, doch nach Abzug deſſen, was die Herren vorher für ihre Mühe davon nahmen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Der Marki rettet sich aus dem Arrest.

Manche Leute ertragen ihr unglückliches Schicksal mit vieler Gleichmüthigkeit. Einige verlassen sich auf ihre gerechte Sache, hüllen sich in ihre Tugend, trösten sich mit ihrem guten Gewissen, und sind überzeugt, ihre traurige Lage nicht verdient zu haben. Andre kennen ihre Lage nicht, und ihr Leichtsinn macht sie im Unglück, das sie nicht fühlen, getrost und froh. Noch Andre haben das Ding schon oft probirt, sind in allerhand fatalen Lagen gewesen, und haben schon manche Gefahr vor sich gehabt; aber das blinde Glück hat sie immer gerettet, und nun hoffen sie, daß auch diesmal das Glück ihre Hülfe seyn werde, und trösten sich mit dem Gedanken, es werde bald besser gehen. So auch machte es unser Herr Marki, und betrog sich nicht.

Auf der Festung zu Olmütz saß ein junger Edelmann, welchen sein Vater hatte

ſetzen laſſen, damit er Mores lernen ſollte. Der junge Herr hatte ſo unſinnig gewirthſchaftet, und ſo viele dumme Streiche geſpielt, daß der ehrliche Vater es für nöthig hielt, ein ſo hartes Mittel zu ergreifen. Das Verbrechen dieſes jungen Mannes beſtand aber blos in dummen Streichen, in Verſchwendung und in einigen unſinnigen Duellen. Er durfte alſo nicht eingekerkert werden, wenn auch gleich der Vater es verlangt hätte. Dazu kam noch, daß er ein Edelmann war, und folglich hatte er freyen Herumgang und viele Bequemlichkeit.

Die Verbrechen des Markis waren zwar von häßlicherer Art, und hätten den engſten Kerker verdient; aber auch er war ein Edelmann, und zwar ein Emigrant, für welche die Gemalin des Olmützer Kommendanten viel Vorliebe hegte. Das Freyburger Protokoll über ſein Verbrechen und ſeine Beſtrafung mit Staupenſchlag war obendrein zu ſeinem Glück durch die Nachläſſigkeit des Transportoffiziers verlohren gegangen; folglich wußte man in Olmütz von ſeiner entehrenden Strafe nichts; und nun hatte er Gelegenheit, einen Roman zu erdichten, und ihn zu

seinem Vortheil so auszuschmücken, daß die gnädige Frau Kommendantin Mitleid für ihn fühlte, und bey dem Herrn Gemal für ihn ein gutes Wort einlegte.

Der Kommendant konnte zwar seinem Weibe nicht leicht etwas versagen, aber doch machte er Schwierigkeiten, den Marki, wie den Baron zu behandeln, und äußerte die Bedenklichkeit, daß er bey freyem Herumgehen wohl gar eschappiren könnte.

„Liebes Männchen, erwiederte die gnädige Frau, und fiel ihm um den Hals, der junge Baron hat ja auch weitläuftigen Arrest, und eschappirt doch nicht.

Kommendant: Mit dem hat es eine andre Bewandtniß. Der ist ein Landeskind, und sein eigner Vater hat ihn setzen lassen. Geht der auch durch: so habe ich keine Verantwortung. Aber der Marki!

Madam: Ist ein Mann von Ehre. Laß du dir sein Ehrenwort geben, daß er nicht entwischen will; und du kannst dich auf ihn verlassen.

Kommendant: Wäre er ein Mann von Ehre, wie du sagst, er würde hier nicht sitzen sollen. Leute von Ehre setzt man nicht auf die Festung.

Madam: Hast du's denn nicht gehört, warum er sitzt?

Kommendant: Hab' ja das Protokoll nicht!

Madam: Nun, so will ich dir's sagen. Er bekommt Händel mit einem Schweizer. Beyde wollen sich schlagen, aber ein kaiserlicher Offizier erfährt die Sache, und verbietet das Schlagen. Der Marki schlägt sich aber dennoch. Der Schweizer bleibt auf der Stelle, und der gute Franzose muß nach der Festung wandern. Sieh, das ist sein Verbrechen!

Kommendant: Wenn ich nur wüßte, daß dem gewiß so wäre —

Madam: So ist es, liebes Männchen! Im Geringsten nicht anders: Frage ihn doch selbst!

Der Kommendant ließ den Marki zu sich rufen, und wurde durch dessen Betheurungen auf Ehre und Gewissen überzeugt, daß alles, was sein Weib ihm hinterbracht hatte, die reine Wahrheit sey.

Der Marki wurde von diesem Augenblick an bey Tage nicht mehr eingesperrt, aß fast täglich in Gesellschaft des jungen Barons bey dem Kommendanten, log immer kecker, spielte auch hohes Spiel mit ihnen, wozu er sich das Geld von der gnädigen Frau borgte, mit welcher er gemeinschaftliche Sache machte, gewann ansehnlich; und als er endlich merkte, daß der Baron mit Hülfe seines Dieners einen Ausgang von der Festung suchte, brachte er es dahin, daß sie ihn zum dritten Mann annahmen: und so entkam er ganz glücklich nach einer viermonatlichen weiten Gefangenschaft aus einer Festung, worin schon im jetzigen Kriege viel rechtschaffene Leute Jahre lang geschmachtet haben.

Der König von Preußen hatte indessen mit der Republik Frankreich Frieden gemacht. Nach diesem Frieden war eine Demarkationslinie gezogen worden, welche weder die Fran-

zosen noch die Oestreicher überschreiten sollten.*) Dieß wußte der Marki, und er beschloß, sich

*) Wohl die Oestreicher, wissentlich aber überschritten die Franzosen diese Linie nie; auch hielten sie fest bis jetzt noch immer an dem, was sie mit Preußen eingegangen sind, selbst trotz allen Stürmen und Veränderungen, die ihre Regierung im Innern erlitt: Und doch will Pitt wegen eben dieser Veränderung keinen dauerhaften Frieden von Frankreich erwarten können! Freylich, wenn ich heimlich und öffentlich meinen Nachbar immer störe, sein eingestürztes Gebäude ordentlich und ruhig aufzuführen: dann habe ich gut schwatzen von Veränderungen, die dabey vorfallen! Und was that das englische Unaeheuet von Mensch durch die von ihm erregten und unterstützten Factionen in Paris, in der Vendee, bey den Chouans — anders! — Auf Theorien läßt er durch seine Helfershelfer tapfer losschimpfen, und spricht immer von Erfahrung; daß er aber auch auf diese selbst nicht hält, sobald sie seiner höllischen Politik entgegen ist, lehrt auch die Erfahrung. Wie könnte er sonst, trotz der Erfahrung über die ungestörte Fortdauer des Friedens, den Frankreich mit Preußen einging und ehrlich hält, dennoch Bonapartes Friedens-Antrag unter den abgeschmacktesten Vorwänden ablehnen? — Kurz, dieser Würgengel für allen außerenglischen Handel muß, wie manch andrer Herr, das Publikum

in eine Stadt zu begeben, die innerhalb der besagten Linie liegen sollte. Alle drey, der Marki, der Baron und dessen Bedienter kamen wohlbehalten auf die Schlesische Gränze, und waren hier vor dem Nachsetzen der Kaiserlichen sicher.

In diesem Lande wohnte Herr von Lümmel, des Barons Mutterbruder, welcher große Stücke auf seinen Neffen hielt. Er war in allen Stücken das Gegentheil von dessen Vater, und hatte den jungen Herrn in Grund verdorben, während sich dieser bey ihm aufhielt, der Jägerey wegen, die Herr von Lümmel aus dem Fundament verstand und trieb. Er

für sehr dumm halten, wenn er dasselbe an Dinge diplomatisch glauben machen will, dessen Gegentheil ihm eine mehrjährige Erfahrung aufdringt. Doch, dieser Geist der diplomatischen Blindheit öffnet den Völkern immer mehr die Augen, wie dieß auch der absurde Geist der polemischen Blindheit gethan hat; und wie wir eben deswegen jezt fast gar keine Polemik mehr haben, so werden wir dereinst auch keine Diplomatik mehr haben, wenigstens eine von Pitts Art nicht mehr.

Er hatte hernach oft gehört, wie sein lieber Neffe seinen Lehren, besonders aber seinem Beyspiele treulich nachlebte, und es auch wol noch ärger machte. Das freute ihn unendlich: denn, sagte er, ein Edelmann darf keine Schlafmütze seyn. Keine Schlafmütze hieß aber bey dem Herrn von Lümmel so viel, als ein ausschweifender Wüstling, ein Flucher, Zotenreisser, Schläger, Hurenjäger und Verschwender.

Eben dieß machte auch, daß er mit dem Verfahren seines Schwagers gegen den jungen Wüstling gar nicht zufrieden war, und ihm einen recht groben Brief schrieb, als er hörte, daß er ihn zu seiner Besserung nach Olmütz habe bringen lassen. Aber der alte Baron würdigte ihn keiner Antwort.

Der junge Baron wußte das alles, und kaum hatte er mit dem Marki die Schlesische Gränze betreten, als er ausrief: Nun haben wir gewonnen, Herr Bruder! Wir reisen jetzt zu meinem Onkel, und der nimmt uns gewiß gut auf. Er ist ein Mann nach unserm Fuß!

Der Marki war es zufrieden. Um aber doch mit Anstand zu erscheinen, ließ er sich und den Baron — sie waren beyde ziemlich unreinlich und abgerissen — in der nächsten Stadt kleiden, kaufte sich ein großes Schwerd à la Emigré; und nun ging die Reise nach dem Schloß des gnädigen Herrn von Lümmel.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Herr von Lümmel. Der Marki wird mit Hunden fortgehetzt.

Der Empfang war, wie die Flüchtlinge ihn erwarten durften. Sey mir willkommen, lieber Junge, schrie Herr von Lümmel seinem Neffen entgegen. Bist du's, oder ist's dein Geist?

Baron: Seit wann glauben Sie denn an Geister, Herr Onkel? Haben Sie sich etwan bekehrt?

Lümmel: Ja, bekehrt von der Hurerey zum Ehebruch! Aber Spaß bey Seite! Dein Vater hat dich also wieder frey gelassen?

Baron: Wenn's dem nachginge, so säße ich noch in Olmütz, und backte arme Ritter in Elendsfette. Ich bin eschappirt, lieber Onkel.

Lümmel: Das ist brav; das macht dir Ehre. Bin auch mehr als einmal schappirt.

Aber wer ist denn da der Herr, dein Begleiter?

Baron: Der Herr Marki von Gebrian, welcher wegen einer Ehrensache auf dem Bau in Olmütz saß, und mit eschappirt ist.

Lümmel: Schön! Ich kann zwar die Franzosen sonst nicht leiden: es sind Windbeutel und Firlefanze durch die Bank; aber wegen der Ehrensache und wegen der Gefangenschaft, und wegen der Schappirung soll mir der Herr auch willkommen seyn. (Er reicht ihm die Hand.) Ihr könnt beyde bey mir bleiben; aber mehr dürft Ihr nicht prätendiren, als was Küche und Keller vermag: Delikatessen hab' ich nicht. Derbes Fressen und ein Gesöff, wobey man lustig seyn und einen honnetten Haarbeutel abkriegen kann; das ist so meine Sache!

Marki: Der Herr Baron zeigen viel Geschmack.

Lümmel: Freylich weiß ich Schweinebraten vom Ochsenfleisch, und Kümmelschnapps

vom Ofnerwein zu unterſcheiden: aber ſchämen würde ich mich, auch nur ein Quentchen von dem närriſchen Ding zu haben, das die Gelehrten Geſchmack nennen. Doch davon Baſta! Apropo, brauchſt du Geld, Neffe?

Baron: Ich hab' keinen Heller mehr: hab' ſchon vom Marki borgen müſſen.

Lümmel: Werde dir was geben. Du weißt, daß die Güter, die deine ſelige Mutter hatte, in unſerm Lande liegen, und daß ich dein Vormund bin. Dein Narre von Vater prätendirte, ſtelle dir des alten Eſels Dummheit vor — ich ſollte zwar vor dir nicht ſo ſprechen: er iſt immer dein lieber Vater; aber wer kann für die Wahrheit! genug, er iſt ein Eſel. Alſo der alte Schlingel prätendirte, ich ſollte ihm den Ertrag deiner Güter zuſchicken. Aber ich wußte, daß du auf dem Bau faßeſt, und war nicht ſo dumm, ihm einen Heller zuzuſchicken. Mein Schreiber mußte ihm auch einen impertinenten Brief ſchreiben, und damit war's denn gut. Ich hab' nun für dich geſammelt und nun kannſt du ludern.

Das Ludern war auch in dem Hause des Herrn von Lümmel so recht das, was vom Morgen bis zum Abend und oft ganze Nächte durch getrieben wurde. Der Herr hatte keine Frau. Mamsell Elisabeth, ehemals Marketenderin bey den braunen Husaren, verwaltete den Posten einer gnädigen Dame, und Herr von Lümmel schwur hoch und theuer, daß seine Else in aller Rücksicht ein kapitales Mensch sey. Der Mamsell war der ganze übrige Hofstaat untergeordnet; und selbst der gnädige Herr ließ es sich gefallen, sich nach ihrem Willen oder Grillen zu richten, das Ludern ausgenommen: denn in diesem Stück hatte er seinen eignen Willen.

Die Gesellschaft, welche Herr von Lümmel liebte, war auserlesen und bestand außer einigen benachbarten Adlichen seines Gleichen, aus dem Pastor Loci, welcher das Amt eines Mundschenks versah und die Gäste zum Trinken ermuntern mußte, aus dem Amtmann, welcher die Speisen vorlegte und die Karten beym Spiel besorgte, aus dem Amtsschreiber und einem theologischen Kandidaten, welche wechselsweise den Hofnarren machten.

Unſer Marki merkte bald, wo er war, und ſuchte ſich in ſeine Lage zu ſchicken. Er ſchmeichelte der Mamſell Elſe, ſoff und luderte mit dem Herrn von Lümmel, und ahmte demſelben auch darin nach, daß er den Amtsſchreiber und den theologiſchen Kandidaten zum Gegenſtand ſeines unwitzigen Emigranten-Spottes machen wollte. Durch dieſes Betragen hoffte er ſich in die volle Gunſt des Herrn und der Mamſell einzuſchleichen, und vielleicht gar das Fac totum im Hauſe zu werden. Er wußte, daß ein gewiſſer Graf in Schleſien ſeinen redlichen Haushofmeiſter fortgejagt, und ſtatt deſſen einen emigrirten Faſelhans zum Premierminiſter gemacht hatte. Du kannſt hier auch alles werden, dachte er, und arbeitete auf dieſen Zweck los.

Aber der Herr Marki handelte bey aller ſeiner franzöſiſchen Klugheit doch ſehr unklug. Er machte den theologiſchen Kandidaten bey jeder Gelegenheit herunter, weil es der gnädige Herr auch that. Aber er bedachte nicht, daß eben der Kandidat dereinſt Paſtor Loci werden und die Mamſell Elſe heirathen ſollte. Dieſe Einrichtung hatte Herr von Lümmel, als Kirchenpatron, ſo getroffen. Dar-

um, als Jungfer Elſe die Neckerey inne wurde, warf ſie einen tödtlichen Haß auf den Marki, nicht, als wenn ſie den Kandidaten geliebt hätte: bey Leibe nicht! Sie würde ihn auch lächerlich gefunden haben, wenn er nicht, als Paſtor Loci, ſie dereinſt unter die Haube hätte bringen ſollen. Aber eben weil das ſo war, ſo konnte ſie ſchlechterdings nicht leiden, daß ihr zukünftiger Eheherr von einem franzöſiſchen Schubiak, von einem emigrirten Hanswurſt, wie ſie den Marki nannte, ſollte herunter gehunzt werden.

Mamſell Elſe ging aber bey ihrem Vorſatz, den Marki zu entfernen, klug zu Werke, und verbarg ihren Groll. Sie war vielmehr gegen ihn freundlich, und machte ihm dann und wann ſo ſchalkhafte Mienen, daß der Mosjöh auf den Gedanken kam, Mamſell Elſe ſey in ihn verliebt, wie denn überhaupt ein faſelhafter Franzos dergleichen gar zu gern glaubt, und dieſen Glauben zum Grunde vieler Unverſchämtheiten macht.

Nachdem der Marki der Meynung war, die Entdeckung von Mamſell Elſens Neigung gegen ſich gemacht zu haben, verfolgte er ſie

überall, und wagte es, ihr endlich eine Erklärung zu machen. Else nahm diese Erklärung, wie fast alle Mädchen, ohne ja oder nein zu sagen, an. Er besuchte sie täglich um zwey Uhr nach Tische auf ihrer Stube, und trank Kaffee mit ihr allein: denn der gnädige Herr hielt alsdann seine Mittagsruhe, und das that auch der junge Herr und die übrigen Gesellschafter, um ihr Capuciner-Räuschchen auszulungern. Seitdem aber der Marki ein Auge auf Mamsell Else hatte, trank er sich des Mittags keinen Rausch mehr, sondern erst des Abends.

Als Else den Marki gewiß hatte, ließ sie ihre Minen gegen ihn springen. Einst daher, indem sie des Morgens beym Herrn von Lümmel auf dem Bette saß, offenbarte sie ihm, daß der Marki von Gebrian ihr nachliefe, und ihr seine Neigung entdeckt hätte. Ich habe ihm, — fügte sie hinzu, — um ihn abzuweisen, gesagt, daß ich des Herrn Kandidaten, der nach des alten Pfarrers Absterben, gleich Pastor werden würde, verlobte Braut sey; aber er hat mir geantwortet, man könne Braut und sogar Frau seyn, und doch einen Nebenliebhaber beglücken.

Lümmel: Den Kerl soll ja der Teufel holen! Will der mir ins Gehege steigen?

Else: Freylich muß er unrechte Absichten haben. Er spricht auch schlecht von Ew. Gnaden.

Lümmel: Der Kerl soll mir fort, auf der Stelle fort. Geh, Elschen, sag' ihm, er solle sich trollen.

Else (die sich eklatant rächen wollte): Nicht doch, gnädiger Herr! Gehn Sie diesen Nachmittag um zwey Uhr in das grüne Zimmer neben meiner Stube: da können Sie alles hören, was der Marki sagt. Er kömmt alle Täge und besucht mich Nachmittags um zwey Uhr.

Lümmel: Hast Recht, Elschen: will selbst untersuchen, und dann den Hallunken auch selbst zur Schwerenoth jagen. Dabey bleibt's und wenn der Kerl ein Lappländer und kein Franzose wäre.

Um halb Zwey stand schon der gnädige Herr von Tische auf, und gab vor, daß er

früh zu viel Schnapps getrunken habe, und müde sey; sich also nach Bethlehem begeben wolle. Die andern Herren tranken fort, aber der Marki schlich auf Mamsell Elsens Zimmer. Was beliebt Ihnen, Herr Marki? fragte Mamsell Else.

Marki: Ach schönste Mamsell, soll ich denn heute nicht das Glück genieſſen, ein Stündchen in ihrer reizenden Gesellschaft zuzubringen?

Else: An meiner Gesellschaft wird Ihnen wenig gelegen seyn.

Marki: O, könnten Sie in dieſes Herz sehen: Sie würden finden, daß es vor Liebe gegen Sie in vollen Flammen steht.

Else: Herr Marki, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Braut bin. Wenn nun Herr von Lümmel erführe, daß ich auch noch eine andre Mannsperson anhörte!

Marki: Herr von Lümmel? — Ha, der iſt viel zu dumm, so was zu merken!

Else: Herr von Lümmel ist ein verschlagner Herr.

Marki: Ja, wenn er vom Dache fällt! Lümmel heißt er, das will sagen auf französisch, lourdant, rustre, bouvier. Ich verstehe zwar nicht viel Deutsch, aber ich weiß doch, daß Lümmel so viel ist, als Schlingel, dummer, grober Esel —

In dem Augenblick stürzte Herr von Lümmel aus dem grünen Zimmer, und fuhr mit der Hetzpeitsche auf den Marki los. Willst du dich zum Teufel scheren, rief er brüllend, du französischer Lumpenkerl! Du willst einen deutschen Edelmann schimpfen? —

Er konnte nicht weiter reden vor Zorn, und stand da und keuchte. Der Marki ersah das Tempo, und lief, um sich den Peitschenhieben des Edelmanns zu entziehen, die Treppe hinunter, und gerade nach dem Hofthor. — Wo ist der Hund, rief Lümmel, sah zum Fenster hinaus, und erblickte den Marki, der eben zum Hofe hinauseilte. Heda, Melack, Sultan! rief er seinen Hofhunden zu, packt an, hetz, hetz!

Die Hunde rennten dem armen Marki nach, riſſen ihm den Rock vom Leibe, — denn darauf waren ſie von dem Herrn von Lümmel abgerichtet, um dann und wann ſeinen Spaß mit hetz, hetz, an einem Bauer, Juden oder Bettler zu haben, — und zerzauſten des Markis Hoſen dergeſtalt, daß das Hinterkaſtell und Vorderpatrimonium ſichtbar wurden. Als die Hunde dieß bewirkt hatten, lieſſen ſie nach; und der Marki kam in den klägſichſten Umſtänden zum Hof und Dorfe hinaus.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der Marki wird Sprachmeister zu Aushausen.

Obgleich der Marki bald im freyen Felde war, so fürchtete er doch, Herr von Kümmel und dessen Sultan und Melak mögten ihn verfolgen. Er reinte also, um sich Hiebe und Zausen zu ersparen, weiter, und lief zwey Stunden fort, bis er endlich matt und athemlos auf einem Rain am Wege niedersank.

Ein junger Herr von Dieburg kam eben des Weges, und fand unsern Helden in seinem tragisch-komischen Aufzug. Heda, Landsmann, rief er ihm zu, wer ist Er? Wie kömmt er in diese Umstände?

Marki: Ah mon Dieu, ich bin der Marki von Gebrian; aber jetzt bin ich meines Vaterlandes, meiner nobeln Existenz beraubt, und indem ich exilirt, im Auslande herumirre, muß ich noch die Insulten eines deutschen Edelmanns ertragen. Ah mon Dieu, das ist zu hart!

Dieburg: Wer hat Sie denn so mis-
handelt?

Marki: Herr von Lourdant.

Dieburg. Herr von Lourdant? In
dieſer Gegend giebt es keinen, der ſo hieße.

Marki: Auf Deutſch heißt er Herr von
Lümmel.

Dieburg: Das iſt was anders! Aber
lieber Freund, Herr von Lümmel iſt ein
Landjunker, der von jeher nichts geſehen hat,
als ſein Dorf und ſeine Jagdhunde. Sie
dürfen ſich daher nicht wundern, daß er Sie
mishandelt hat. Vergeſſen Sie, was nicht
zu ändern iſt, und nehmen Sie meine Hülfe
an.

Marki: O Monſieur, ich bin Ihnen
verbunden!

Dieburg: Bis jetzt ganz und gar nicht.
Gehen Sie hier weg, und ſetzen Sie ſich dort
drüben unter den Baum. Ich werde indeſſen
nach Hauſe reiten und Ihnen einige Kleidungs-
ſtücke holen. Sie können ſich doch nicht ſo
vor Menſchen ſehen laſſen.

Dieburg hielt Wort, und der Marki erhielt Kleider, so daß er mit Anstand wieder öffentlich erscheinen konnte.

Wissen Sie was, Herr Marki, sagte einige Wochen nachher der Baron von Dieburg: Der König hat befohlen, ohne speziellen Erlaubnißschein keinen Emigranten lange zu beherbergen, und ich sündige nicht gern gegen Befehle, deren Weisheit und Nothwendigkeit ich einsehe. Herr von Lümmel hat Ihnen, auf mein Bitten, Ihre Habseligkeiten hergeschickt; und Sie sind nicht ganz arm. Aber bald könnten Sie es werden, wenn Sie nicht auf einigen Erwerb denken wollten. Ich rathe Ihnen also, machen Sie den Sprachmeister, und gehen Sie nach Rushausen, wohin ich Ihnen Empfehlungsschreiben mitgeben werde.

Herr von Dieburg war zwar ein Schlesischer Edelmann, aber aus der gebildeten Klasse derer, die es mit Jedem gut meynen, und Jedem nach ihrem Vermögen Unterstützung angedeihen lassen. Er schrieb also an den Prorector zu Rushausen, und empfahl ihm den Marki aufs beste.

Der

Der Prorector der Universität zu Rus-hausen, ein Mann, der alles leiden konnte, was ausländisch hieß, war ein großer Historiker, nur mit der Geschichte seines Landes und mit der Erdbeschreibung desselben ganz unbekannt. Er schrieb die Geschichte der Jarlen auf den Orkadischen Inseln, füllte mit dem Leben eines Jarle 99 Bogen an; wenn er aber über die Reichsgeschichte las, absolvirte er Carl, den Großen, oder Friedrich mit dem rothen Bart in einer Viertelstunde. Bey diesem Herrn kam denn der Marki, als Ausländer, sehr willkommen, und wurde von ihm an seinen Gevatter, den Herrn Professor Natalis Comes, gewiesen.

Dieser Mann hatte den Grundsatz, daß man tolerant seyn müsse. Tolerant-seyn hieß aber bey ihm, so nach seiner Sprache, jedes ehrlichen Deutschen Fehler, wirkliche, putative oder gar eriogne, erbärmlich mitnehmen, den Mann selbst auf alle Art necken und verfolgen; aber alle Sottisen, Dummheiten, Alfanzereyen und Schurkereyen der Ausländer entschuldigen, ihre Impertinenz als Feinheit, und ihre groben Excesse als kluge Streiche ausposaunen, und sie selbst auf jede Art

unterstützen. So war die Toleranz des Ehrenmannes!

Herr Natalis Comes hatte sich in keiner Wissenschaft umgesehen, wie's recht ist: denn er war schon in seinem achtzehnten Jahre Schriftsteller, und einige Recensenten machten so viel Posaunens über seine Werklein, und belobten sein Original-Genie dermaßen, daß ihm der Kopf anfing zu schwindeln, und er sich für das ansah, was man aus ihm machte, und folglich aufhörte, zu lernen.

Menschenliebe, Litteratur und Humanität waren die Lieblingsworte des Herrn Natalis; wie angenehm mußte ihm also unser Marki kommen, der seit seinem Umgang mit Dieburg auch l'amour des hommes, humanité et litterature stets im Munde führte!

Nicht lange vor der Ankunft des Markis kam ein gelehrter Mann nach Rushausen, und meldete sich bey dem Herrn Natalis, und bat ihn um eine Lehrstelle an der Realschule, die geradezu unter der Despotie dieses Herrn stand. Aber Herr Natalis schlug sie ihm ab, weil er, ich weiß nicht, was für

ein Proselyt seyn sollte. Der Gelehrte bewies, daß er alle Eigenschaften für eine Lehrstelle an sich hatte; aber Natalis berief sich auf ein Gesetz de anno 1599, nach welchem kein Proselyt Lehrer an der Realschule seyn könnte. Der Gelehrte erwiderte, daß man die Gesetze vom Jahre 1599 und sogar die vom Jahre 1788 schon so oft durchlöchert habe, daß man wirklich nicht mehr wisse, ob noch irgend eine geschriebene Verordnung gelte. Es half alles nichts: er wurde abgewiesen. Aber der Marki wurde als Sprachmeister bey der Realschule mit Gewalt angestellt.

Er ist zwar katholisch, und unsre Anstalt lutherisch, sagte Natalis Comes, auch hat unser Fürst zwar verboten, Emigranten aufzunehmen, und will durchaus nicht, daß man sie anstelle; aber man muß tolerant seyn. Er wird zwar die Zöglinge dummes Zeug lehren, und ihre Sitten durch französischen Leichtsinn verderben, — aber man muß tolerant seyn!

Sodenn war unser Herr Marki von Gebrian hochfürstlich besoldeter Lehrer der französischen Sprache auf der Realschule zu Russhausen.

Bisher waren blos bürgerliche Sprachmeister zu Rushausen gewesen, hatten drey, vier Groschen für die Stunde genommen, und sich so so ernährt, indem sie wenig Praxis hatten, und nicht selten von den Herren Studenten geprellt wurden. Als aber der Marki von Gebrian acht Groschen für die Stunde foderte, und durchaus Pränumeration verlangte, strömte ihm alles zu, fest überzeugt, daß ein französischer Marki ein ganz andrer Sprachmeister seyn müsse, als ein Deutscher, und daß eine Stunde für acht Groschen das Hirn des Lernenden besser füllen werde, als eine für drey oder vier *). Der Marki verdiente nun täglich zwey bis drey Thaler, lebte wie ein Sybarite, und war ein allerliebster Impertinent in allen Gesellschaften zu Rushausen.

*) Herr Graf (?) von * * sagte vor drey Wochen: je dois hausser le prix de mes leçons: (le payement pour mes leçons hätte er sagen müssen, wenn er recht sprechen wollte.) les étudians croiroient que je ne sais pas grande chose, si je fais pour si peu.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Frau Markise und die schöne Nonne finden sich wieder.

Der Marki ward in kurzer Zeit so bekannt, daß beynahe keine sogenannte honnette Familie war, die ihn nicht einmal die Woche zu sich bitten ließ, und ihn gastirte. Es gab zu Rushausen mehrere Familien, welche von jenen Franzosen abstammten, die vor hundert Jahren ihr und ihrer Widersacher Aberglaube ins Ausland jagte. Diese Leute hielten sich noch für Franzosen, sprachen mitten in Deutschland noch immer französisch, ließen sich noch immer französische Inschriften über ihre Häuser und Butiken setzen, sagten die abgeschmacktesten Albernheiten auf französisch, und verdauten alle Sonntage, eine traurige französische Salbaderey, Predigt genannt, vor deren Anfang, und nach deren Ende sie in einer elenden Uebersetzung jüdische Gesänge, die man Psalmen heißt, herleierten.

Diese eigensinnig-stolzen Leute freuten sich gar sehr, daß ein französischer Edelmann in ihren Ringmauern lebte, und beredeten sich, alles anzuwenden, damit ja der Herr Marki nicht wieder abziehen und ihre Colonie in der löblichen Stadt Rushausen seiner Ehrwerthesten Gegenwart nicht berauben mögte.

Herr Calicut, ein Kaufmann, der durch drey Bankerotte binnen sechs Jahren sich ein artiges Vermögen erworben hatte, besaß eine Tochter, welche ehemals hübsch war, aber durch den zu vertrauten Umgang mit Studenten, Offizieren und Bedienten alle Hoffnung zu einer honneten Versorgung, wie man das Heirathen sehr kaufmännisch nennt, verlohren hatte, fand den Marki noch gut genug, um sich von ihm hofiren zu lassen. Madam Calicut, die Frau Mutter, war eine erzeingebildete Närrin; und eine ihrer Hauptnarrheiten bestand darin, daß ihre Tochter einen Edelmann und zwar einen französischen haben sollte. Zu Rushausen gab es freilich mehrere Franzosen, die als arme Schlucker ihre zwey Augen gern zugedrückt und die reiche Mamsell Calicut mit ihrer ganzen Renom-

mee genommen hätten; aber sie waren nicht von Adel! Nun kam der Marki, und die Lage der Dinge änderte sich.

Gogo, *) sagte Madam Calicut zu ihrer Tochter, der Herr Marki von Gebrian wird heute bey uns zum Kaffee seyn.

Gogo: Ah mon excellente méronon **), das ist ja ganz herrlich! Ich kriege heute auch mein neues Kleid!

M. Calicut: Wenn das auch nicht wäre, hätte ich den Herrn nicht invitirt.

Gogo: O mon angelique méronon, lassen Sie sich embrassiren: Sie haben ja Ihres Gleichen nicht mehr!

M. Calicut: Ma chère lilletton', ich habe meine Absichten.

*) Gogo, das Diminutiv von Margoton und dieses das Diminutiv von Marguerite.

**) Mütterchen, so sagen kleine und große Kinder in Lyon, Challons, Macon u. s. w.

Gogo (freudig): Die ich favoriſiren werde.

Mad. Calicut: Höre, filletton: Geld haben wir die Fülle, und du wirſt alt: ſechs und zwanzig Jahre ſchon, und noch keinen Mann!

Gogo (ſeufzt): Freilich! Aber warum wurde auch Herr Pilatus abgewieſen?

M. Calicut: Ich ſollte meine einzige Tochter einem Deutſchen geben, und noch dazu einem Deutſchen ohne Verdienſt, wollt' ſagen, ohne Adel? Pilatus mag bleiben, wer er iſt, ein mediziniſcher Herr Doctor: meine Tochter ſoll einen Edelmann haben, oder ſterben als Jungfer.

Gogo: Als Jungfer, ma belle méronon?

M. Calicut: Na, was ſchadet's denn, daß du ſchon zwey Kinder — doch briſons la — deſſus! Gefällt dir der Marki?

Gogo: O, ein herrlicher Mann!

M. Calicut: Gut, ma fillette! Ich weiß, der Herr Marki hat wenig Geld: wir

haben deſto mehr. Wenn Er denn will, und Du willſt: ſo hab' ich nichts dawider.

Der Bediente der Madam Calicut hatte das Geſpräch vor der Thüre behört, und machte dem Marki noch vor dem Eſſen den treuſten Bericht davon. Der Marki, welcher eben einige Thaler Pränumeration bekommen hatte, theilte mit dem Bedienten, ließ ſich das Haar ganz modiſch zurechte machen, und verfügte ſich um zwey Uhr Nachmittags ins Haus des Herrn Calicut.

Das Geſpräch und die Werberey des Herrn Marki, der Madam und der Mamſell ſind zwar Originale ihrer Art; aber ich fürchte doch, meine Leſer zu beleidigen, wenn ich ſie anführete; alſo melde ich nur kurz, daß gegen fünf Uhr des Abends es zwiſchen dem Marki und der Mamſell Gogo richtig wurde, oder daß der Marki verſprach, eine Markiſe aus der Mamſell zu machen, und daß die Mamſell nichts dawider hatte, auch Vater und Mutter nicht.

Madam Calicut bat den Herrn Marki, doch ja zum Abendeſſen da zu bleiben, wenn's

gleich blos in einem Butterbrodt bestehen würde. Ein Butterbrodt hieß aber in Rutshausen etwas ganz anders bey Honoratioren, als bey den Studenten, welche das Wort gewöhnlich nehmen, wie es lautet.

Also wurden hundert ganz frische Austern angeschleppt, zwey Pfund geräucherter Lachs geholt, und ein Truthahn vom Garkoch, funfzig Stück Lerchen, vier Rebhüner, zwey Hasen, ein westphälischer Schinken, ein Hammelsbraten, drey Melonen, ein Dutzend Appelsinen, und Obst aller Art aus dem botanischen Gärten, und wer weiß, wie viele andre rare und theure Gerichte auf den Tisch gestellt. Der Weinkeller des Herrn Calicut hatte zwar sehr hübschen Vorrath, aber es war ein Weinhändler da, der erst vorigen Tag frischen Rheinwein, Champagner und Burgunder erhalten hatte: von dem mußte man nehmen, und der Universitäts-Kuchenbecker lieferte Kuchen, Konfekt und feine Liköre.

Und diese gefährliche Schmauserey hieß doch nur noch ein Butterbrodt; aber, wie gesagt, nicht im studentischen Sinn!

Damit aber ja niemand etwas erführe, und man die frohe Begebenheit etwan nicht mit lächerlichen oder läſternden Farben ausſprengte, befahl Madam Calicut allen ihren Bedienten und Bedientinnen, die ſie ausſchickte, ja nichts zu ſagen. Alſo erfuhr auch kein Menſch etwas, als die ſchon davon wußten — der Auſternklöber, der Weinhändler, fünf bis ſechs Garköche, die Obſtgevatterin das Melonen-Mädchen, der botaniſche Gärtner, einige Hokenweiber, der Univerſitäts-Kuchenbecker und der Deſtillateur.

Das Geheimniß war demnach in ſehr guten Händen, und noch ehe die Auſtern verzehrt und das erſte Glas Rheinwein getrunken war, hieß es ſchon in der ganzen Stadt: Mamſell Calicut ſey die Braut des Herrn Marki von Gebrian.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Zwey französische Frauenzimmer waren im Hirsch angekommen, und wollten den folgenden Tag weiter reisen. Herr Ruhl, Wirth zum Hirsch, neugierig, wie die meisten seines Handwerks, aber auch sehr mittheilend, war eben der Weinhändler, bey dem Madam Calicut hatte etwan 24 Buteljen Wein holen lassen: er hatte also auch das Verlöbniß des Herrn Markt und der Mamsell erfahren, und eilte zu seinen Gästen, ihnen diese Geschichte zu hinterbringen.

Ja, meine gnädige Madamen, fing er an, hier haben wir auch Franzosen, ob's gleich unser Fürst nicht leiden will. Heute hat gar einer Verlöbniß mit dem reichsten Mädchen aus der Stadt. Er ist ein Markt, und das soll schon ein großes Thier seyn.

Die eine Dame. Wissen Sie nicht, wie er heißt?

Wirth: Hohl's der Teufel, ich hab's vergessen! Aber er steht an meiner Kreide: er ist mir noch zwey Laubthaler für Malaga schuldig. (Er sieht nach der Tafel.) Marki von Gebrian heißt er.

Die andre Dame. O Gott!

Erste Dame: Was fehlt Ihnen? Ach! ich errathe!

Zweyte Dame: Ich will nicht mehr an den Unwürdigen denken.

Wirth: Wa, was, Madam? kennen Sie den Herrn Marki?

Erste Dame: Der Marki von Gebrian ist der Gemal dieser Dame. Wir wissen, daß er hier ist.

Wirth: Puh, Puh! Pfeifst du aus dem Loche! (Er läuft zur Thür hinaus.)

In der entgegenstehenden Stube war das Billard, worauf sich die Studenten lustig machten. Diesen rapportirte Herr Ruhl

seine Neuigkeit, und wieder diese brachten sie noch vor Schlafengehen bey einigen Mädchen ihren Liebchen, an; und nun kam die Geschichte, wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt herum.

Früh beym Aufstehen erfuhren die liebe Geschichte auch Madam und Mamsell Calicut. Erstere fing an, sie zu glauben, aber ihre Mamsell bestand darauf, daß man die Sache untersuchen müsse. Sie setzten sich in einen Wagen, fuhren nach dem Hirsch und vernahmen, daß sie nicht hintergangen waren.

Ich vergebe meinem Mann, und will wünschen, daß jede Andere mit ihm glücklicher lebe: dies war das einzige, was Madam Gebrian äußerte.

Gern würde die Mamsell der Frau Markise für ihre Großmuth gedankt und deren Herrn Gemal doch noch genommen haben, wenn die Regierung zu Rushausen nicht katholisch gewesen wäre. Jetzt aber durfte der Marki, als Katholik, so lange seine erste Frau noch lebte, nicht zur Verbindung mit einer Zweyten schreiten; und so war die frohe Aussicht für Mamsell Calicut vorbey, das But-

terbrodt war umsonst verzehrt, und der Austernklöber, das Melonen-Mädchen nebst Andern hatten sich vergebens gefreut, nächstens ihre Waaren bey der Hochzeit der Mamsell Calicut wieder gut an den Mann zu bringen.

Der Marki erfuhr natürlich auch den Spaß, und beschloß, die Stadt zu verlassen, um nicht von seiner verlaßnen Ehehälfte gezwungen zu werden, sie wieder als Frau anzunehmen. Nachdem er aber hörte, daß die Frau Markise ihn nicht verfolgen wollte, ließ er es noch einige Tage gut seyn Der Wirth im Hirsch indeß kam den andern Tag früh zu ihm, und erählte, daß die Frau Markise gar sehr viel Geld bey sich habe; und nun beschloß er, sich wieder als ihr Männchen zu zeigen; denn er fand es sehr penibel und au dessous de sa dignité den Sprachmeister zu machen.

In dieser Absicht rüstete er sich mit aller nur erdenklichen französischen Frechheit, und trat seiner Gattin ganz zutraulich vor die Augen. Die Markise sah ihn ernsthaft an, und wollte sich wegbegeben; aber der Marki fiel vor ihr auf die Knie, bat, schwur, und stellte sich beynahe wie verrückt. Die Markise liebte

zwar ihren Mann nicht mehr, aber sie hatte Mitleid mit ihm; und da sie von sehr zartem Gewissen war: so kam die Versöhnung zu Stande.

Die Ursache, warum der Marki so sehr auf seine Aussöhnung mit der Dame drang, die er doch so arg beleidiget hatte, war keine andre, als durch ihr Geld bequemer leben zu können. Das Stundengeben ging ihm nicht recht von statten, und er fand es äußerst lästig.

Daß die Markise nach Rußhausen gekommen war, und nicht ohne Reichthum, hatte folgenden Zusammenhang.

Nachdem in Frankreich alles drunter und drüber ging, wurde auch jenes Kloster, wohin sie sich geflüchtet hatte, mit Gewalt aufgerissen; und die Nonnen und Pensionistinnen erfuhren eben nicht die freundlichste Behandlung. Die Nonnen waren meist adelich, und eben so auch die, welche bey ihnen wohnten, theils um etwas zu lernen, theils auch, um Ruhe zu haben, und sich von den Stürmen des Lebens in der Welt zu erholen und fernerhin davor sicher zu seyn.

Man

Man trug den Nonnen in ganz Frankreich an, Männer zu nehmen. Einige bequemten sich; andre aber, als alte Matronen, bigotte Betschwestern, stolze Klosterdamen und dergleichen verwarfen den Antrag mit Abscheu. Man zwang sie aber doch, den Kloster-Habit abzulegen, und setzte ihnen eine Pension aus. Aber auch diese wurde schlecht und unregelmäßig bezahlt und hörte im Jahr 1793 unter Robespierre gänzlich auf.

Bey diesen Umständen flüchteten viele Nonnen aus Frankreich nach Deutschland, nach Spanien oder Italien, und liessen sich in den Klöstern ihres Ordens wieder aufnehmen. Andre blieben für sich, und Einige heiratheten sogar Emigranten, und selbst Priester unter diesen.

Die Markise von Gebrian hatte zwar den Schleyer nicht genommen, aber sie fand auch für sich in Frankreich nichts mehr zu schaffen. Ihre Mutter war todt und ihr Bruder war wegen eines Duells flüchtig geworden. Als Gattin eines Emigrirten konnte sie vor Robespierres Wuth- und Blutsucht obendrein nie sicher seyn. Sie beschloß also, nach Deutschland auszuwandern.

Ihre beyden Söhne konnten sie auch nicht halten. Der Marki hatte sie als Kinder nach Paris in die Ziehe gegeben und zwar unter der Aufsicht eines Musketiers, dessen Frau eine Fischhöckerin war. Bey dem völligen Ausbruch der Revolution aber ward der Herr Erzieher einer der wüthendsten Demokraten, nahm an allen Pariser Gräueln Theil, zog endlich nach einer Revolutions-Armee, und nahm die jungen Gebriane mit dahin, um, wie er sagte, gute Bürger aus ihnen zu bilden. Damals aber hieß guter Bürger so viel als ein ausschweifender Revolutionsmensch.

Die Nonne Clairon, welche ehemals des Fürsten von Ayenosien Liebchen gewesen war, als Gebrian seine Gattin, noch als Fräulein Marlon von Terial, im Kloster zu Paris besuchte, war nach Entdeckung dieser Besuche von ihrer Abbtissin einem andern Nonnenkloster in einer entlegenen Provinz übergeben worden. Auch diese kam, bey der Umwälzung der Dinge in Frankreich, wieder ans Tageslicht, und durch einen Zufall mit der Markise zusammen, welche eben nach Deutschland eilte. Beyde, als alte Bekannte, wären herzlich froh, wieder zusammen zu kommen, und blieben von dem Augenblick an unzertrennlich.

Unter den Emigranten in Deutschland fand die Markise auch ihren Bruder, welcher, seit seiner Duellgeschichte, nach Amerika und Indien gewesen war, und nun unter den Condeern diente. Er war Hauptmann und hatte sich in Indien einiges Geld erworben, welches er durch seine Geschicklichkeit im Spielen täglich vermehrte.

Hauptmann Terial liebte seine Schwester, und ließ ihr alle Unterstützung angedeihen. Weil aber Schwester Clairon, die Nonne, die vertrauteste Freundin der Markise war, so genoß auch diese mit, was der Bruder der Markise mittheilte. Es währete aber nicht lange, so verlor der Hauptmann sein Leben in einem Scharmützel mit den Nationaltruppen; und die Markise ward Besitzerin seines Geldes, welches sich auf einige tausend Thaler belief. Sie theilte schwesterlich mit ihrer Freundin, und begab sich nach einer Stadt in Franken. Da aber die Nationaltruppen auch dahin kamen, ging sie weiter nach Deutschland ein, und kam nach einigem Aufenthalt in verschiedenen Städten nach Rushausen, wo ihr Herr Gemahl als Sprachmeister angestellt war. Wie sie wieder zusammen kamen, ist oben schon erzählt worden.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Das war ein theures Spiel!

Eine Bedingung, welche die Markise ihrem Herrn Gemahl bey ihrer Aussöhnung vorschrieb, bestand darin, daß er sie von ihrer Freundin, der Exnonne Clairon, nicht trennen sollte. Der Marki versprach dieß freudig und die drey Leutchen lebten anfänglich, wie es schien, ganz zufrieden.

Sobald der Marki selbst merkte, daß seine Frau baares Geld hatte, suchte er immer einiges davon an sich zu bringen, um zu spielen, oder sich sonst zu belustigen, in ihrer Abwesenheit nämlich: denn selten erschien er öffentlich mit ihr. Sie wohnten in einem Gasthofe, wo unten in der Billiardsstube starke Spiele täglich getrieben wurden, welche Gabrian auch immer besuchte, und nicht selten ohne ansehnlichen Gewinn: denn er verstand die Kniffe der Spieler von Profession, und die Regeln obendrein.

Die Markise fing an ein volles Vertrauen auf ihren Mann zu setzen, vergab ihm alles, was er ihr zu Leide gethan hatte, von Herzen, und ließ ihn mit ihrem Geide machen, was er wollte, zumal, da sie selbst merkte und einsah, daß er mehr gewann als verlor.

Den Sprachunterricht hatte der Marki schon lange hingeschlottert: denn er fand mehr Behagen an der Beschäftigung mit dem Spielen. Seine Besoldung zog er indessen noch immer von der Realschule, ob er gleich nur nun und dann noch hinging, den jungen Leuten Unsinn vorzuplaudern. Die Inspektoren dieses Instituts stellten zwar dem großen Mann, der den Director machte, vor: der Marki versäume seine Pflicht, und gebe obendrein ein schlimmes Beyspiel; er habe, neben seiner Frau, Umgang mit einem Hockenmädchen, welches von ihm schwanger sey; er spiele ganze Nächte hindurch, und betrüge im Spiele; alle Unarten des Landläufers wären den Schülern bekannt, und es sey daher rathsam, ihn seiner Stelle zu entsetzen. Aber der berühmte Mann wies sie mit seinem Weidspruch ab, daß man tolerant seyn müsse: und die Herren wurden tolerant und der Marki blieb, was vorher er war.

Einen Abend spielte der Herr mit mehr Glück, als sonst je. Alle Börsen der Pointen — es war das löbliche Pharao — leerten sich nach und nach in die Seinige, und seine Bank war schon triplirt. Wer bey solchen Umständen klug ist, zieht sich entweder ganz zurück, oder er bringt einen Theil seines Gewinnstes in Sicherheit. Aber die Spieler sind selten klug, rechnen auf ihr Glück, forciren das Spiel, und entfernen sich oft ganz arm. So auch ging es dem Marki. Einige Polen setzten hohe Preise auf Karten, verloren anfangs, gewannen aber endlich, und zwar immer so stark, daß der Marki blos zu tailliren und zu bezahlen hatte.

Der Aerger über seinen Verlust, und der Wein, den er vorher aus Freude über sein Glück getrunken hatte, und nun aus Verdruß hinunter stürzte, machte ihn so verwirrt, daß er alles rein verlor, was er in Banco hatte.

Ohne zu wissen, was er that, gab er seinem neuen Bedienten, gleichfalls einem Franzosen, der hinter ihm stand, den Schlüssel zu dem Koffer der Markise, um einiges Geld heran zu holen. Gebt meiner Frau den Schlüs-

sel, sagte er, und laßt Euch zwey Dutzend Louidor geben. Sagt ihr, ich hätte Malör.

Der Schurke wußte recht gut, daß die Markise mit ihrer Clairon ausgegangen war, aber der Marki wußte das nicht. Jener ging also fort, und brachte dem Marki was er verlangt hatte, nebst dem Schlüssel, kehrte aber gleich wieder um, nahm alles Geld aus dem offengelaßnen Koffer, schlüpfte zum Gasthofe hinaus, und verließ die Nacht noch Rushausen.

Der Marki hatte nicht viel Glück, verlor aber doch nicht alles, und fand also nicht nöthig, nach neuen Rekruten heimzuschicken. Erst gegen Tag hörte das Spiel auf, und unser Mann legte sich nun nach seiner Gewohnheit schlafen. Daß der Bediente nicht bey der Hand war, ihn auszukleiden, befremdete ihn nicht: denn er war, wie alle Emigranten, gegen französische Bediente nachgiebig und erlaubte dem seinen zuweilen auch, sich manche Nacht eine Güte zu thun. Als aber den folgenden Tag er beym Aufsteigen noch nicht da war, erboßte er gewaltig, und fragte die Markise, wo Laurent sey.

Ich weiß es nicht, antwortete dieſe: Geſtern Abend, als ich nach Hauſe kam, war er auch nicht da.

Marki: Sie ſind geſtern Abend ausgeweſen?

Markiſe: Ja, bey der Frau Majorin.

Marki: Hat der Bediente kein Geld bey Ihnen geholt?

Markiſe: Keinen Heller! Seit geſtern Nachmittag um Zweye habe ich ihn nicht mehr geſehen.

Marki: Seit Zweyen nicht mehr?

Markiſe: Was fragen Sie ſo erſchrocken?

Marki: Dann ſind wir beſtohlen, Madam! Ich gab dem Menſchen den Schlüſſel zu Ihrem Koffer. Er ſollte denſelben Ihnen geben und von Ihnen ſich Geld für mich geben laſſen. Er brachte Geld und ſagte, daß Sie es ſchickten.

Beyde liefen in das Kämmerchen, wo sie ihre Sachen hatten, und untersuchten den Koffer. Sie fanden ihn offen, aber das Geld und die besten Sachen waren hin.

Der Marki gebehrdete sich, wie ein Rasender. Er schimpfte, fluchte, drohte, sich bald zu erschiessen, bald zum Fenster hinaus zu stürzen, und endlich fing er gar an zu beten. Als das Gebet natürlich nichts half, um den Koffer wieder voll zu finden, sprang er ans Fenster und rief den Teufel um Hülfe an. Aber auch der Teufel ließ ihn ohne Trost.

Die sanfte Markise, längst ans Unglück gewohnt, nahm sich vernünftiger. Wir sind jetzt zwar arm, sagte sie; aber wir werden deswegen noch nicht verhungern. Sie, mein Lieber, können ja arbeiten, und ich und Clairon werden es auch thun. So lange man das noch kann, muß man nicht verzagen.

So sprach die Markise; aber der Marki war rasend, und bey einem Rasenden geht jedes vernünftige Wort verloren. Er fuhr also fort zu toben, ging hinab in die Wirthsstube, trank Wein und Schnapps durcheinan-

der, und wurde bald vom Hausknecht heraufgeführt, oder vielmehr getragen und auf's Bette gelegt.

Die Markise ließ ihn liegen, und ging zu ihren Bekannten, deren sie einige schon hatte. Diesen erzählte sie ihr Unglück, und jederman hatte Mitleid. Sie erhielt sogleich einige Unterstützung, und mehrere Frauenzimmer versprachen ihr Arbeit, die man gut bezahlen wollte. Froh kehrte sie zu ihrem Gatten zurück, der nach ausgeschlafenem Rausche noch immer wüthete.

Erst nach einigen Tagen gelang es ihr, den Unsinnigen zu beruhigen. Er fing sogar wieder an, Stunden zu geben, ließ sich im Voraus bezahlen und besuchte die Realschule fleißiger. Die Frau Markise und Clairon arbeiteten emsig, wie immer, und so lebten sie wieder ruhig, und würden noch lange eben so gelebt haben wenn nicht der Graf Lamelle gekommen wäre, oder der Marki ihm kein Gehör gegeben hätte.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Marki in Rußland.

Vier Wochen ohngefähr hatte Gebrian ganz ordentlich mit seiner Markise und der Cynonne gewirthschaftet, war fleißig gewesen, und das Unglück war beynahe vergessen.

Es ist ein Herr im Schwanen, sagte der Hausknecht zum Marki: er will Sie sprechen.

Hm, erwiederte dieser: kann er denn nicht zu mir kommen? Wie trägt er sich?

Hausknecht: Er hat die Uniform von Rohan, trägt einen Orden —

Marki: Ah, dann geschwinde meinen Hut! Es ist gewiß ein Prinz: — Adieu Mamie!

Der Marki flog in den Schwanen, und fand — Lamelle.

Willkommen Freund, rief der Graf: ich höre so eben, daß Sie hier sind, und dachte vorher, Sie säßen noch in Olmütz.

Markt: Warum nicht gar! Ein Mann von Talenten wird in einer deutschen Festung als Gefangner bleiben! Aber wie kommen Sie her?

Graf: Ich komme vom Oberrhein. Es ist nichts mehr da zu machen, und ich will nach Rußland.

Markt: Nach Rußland? Was wollen Sie da im Lande der Wölfe und Bären?

Graf: Unser ganzes Kor geht dahin. Herr, da blühet der Weizen der Franzosen; und mit den Wölfen und Bären wollen wie schon fertig werden. Was die stärker sind, ist der Fuchs schlauer *).

*) Und diese Schlauigkeit, selbst der Emigranten, wird für Rußland Folgen haben, die sowohl Knuten als Ukasen überwachsen. Wenigstens zur Erkenntniß des Bessern, auch blos des relativen, reicht Lehre durch Anblick und Beyspiel hin. Auch außer den blutigen Köpfen, vorzüglich in der Schweiz, hat die Russische Armee auf

Marki: Ich verstehe Sie nicht.

Graf: Sie sollen mich schon verstehen. Sie haben doch gehört, daß unsre Truppen nicht mehr durch englisches Geld sollen unterhalten werden?

Marki: Was Sie sagen!

Graf: Die Engländer meynen, es sey mit den Emigranten nichts: sie schafften keine Vortheile im Kriege; und wo die Engländer nicht ihren Vortheil sehen, da geben sie keinen Heller.

Marki: Aber die Oestreicher —

Graf: Die Oestreicher, Freund, die müssen so schon bleiben und der Gnade der Engländer weiter leben. Der russische Kaiser will aber uns Schutz-Geld, Ehre und alles geben, und will (ins Ohr) sogar unsern König wieder herstellen.

ihrem Hin- und Hermarsch Denk- und Handels-Formen gesammelt, die den Menschen im Russen wecken, und ihn durch das Gefühl der Vergleichungs-Resultate gewiß weiter führen werden .... Und so fliehen selbst im Winter, auch vor der schrägscheinenden Sonne, die — Nebel! —

Marki: Ah, das ist herrlich! Er soll gewaltig mächtig seyn.

Graf: O ja, sehr! Rußland im Ganzen ist beynahe so groß, als Frankreich! Der Kaiser residirt zu Petersburg, einige Meilen von der Festung Moskau, wo der Muskatwein wächst.

Marki: Ha, das muß ein gutes Land seyn!

Graf: Das sollt' ich meynen! Sie machen doch die Reise mit?

Marki (zuckt die Achseln): Schwerlich!

Graf: Wie so? Ludwig der Achtzehnte ist in einem Jahre König: denn künftiges Jahr marschieren auch die Russen. Und wollten Sie nicht an den Siegen mit Theil nehmen, die wir, verbunden mit den Unüberwindlichen über die Rebellen, davon tragen werden? Sie können sich bey unserm Könige ja insinuiren; und wer weiß, was dann aus uns noch wird!

Marki: Das ist wahr; aber —

Graf: Keine Bedenklichkeiten, Freund! Sie versprechen mir, mitzugehen!

Marki: Aber das Reisegeld —

Graf: Wird vom Kaiser ersetzt; und wenn Sie dreyßig Luidor haben, kommen Sie recht gut durch. Zehen strecke ich Ihnen vor, und die übrigen finden sich wohl auch. Aber nach zwey Tagen gehts fort.

Der Marki versprach mitzureisen, und ging nach Hause, fest entschlossen, seiner Gattin von seiner Abreise nichts zu sagen. Die Markise forschte zwar nach dem Fremden; aber vergebens.

Um die noch übrigen Luidor zu erhalten, verkaufte er einige Kostbarkeiten seiner Frau, ging in alle Häuser, worin er oder die Markise einige Bekanntschaft hatte, und nahm einige Thaler hier, einige dort: und die Summe kam zusammen. Als er alles in Ordnung hatte, gab er vor, daß er den Fremden eine Strecke begleiten wolle, fuhr ab, ohne seiner Gattin Lebewohl zu sagen, die er doch nie wieder erblickt hat.

Die wahre Ursache, warum Graf Lamelle sich bemüht hatte, den Aufenthalt des Markis auszuspähen, und ihn zum Mitreisen nach Rußland zu bewegen, war keinesweges Freundschaft oder gar Vorliebe. Der Graf kannte alle schwache Seiten des traurigen Wichtes, und verachtete ihn. Aber Lamelle war ein leidenschaftlicher Spieler, der aber auch immer gern gewann. Er kannte des Markis Stärke im Betrügen, oder vielmehr im Glück-korrigiren, wie es die Franzosen nennen: und darum, nur suchte er ihn mitzunehmen. Denn so schlecht er die Sitten der Russen, die Lage ihres Landes u. s. w auch kannte, so hatte er doch aus sichern Quellen, daß fast alle Russen, und die reichern ganz besonders, große Säufer und Spieler wären. Er wußte ferner, daß er auf dem Wege nach Petersburg noch durch manche deutsche und liefländische Stadt zu reisen hatte, wo ein honnettes Pharao oder ein Once et demi zum guten Ton gehörten. Da also sollte der Marki ihm erndten helfen.

Ueber diesen Plan vollkommen einverstanden, reiseten Beyde nach Petersburg. Als sie Rushausen verließen, erstreckte sich ihre

ihre Baarſchaft auf hundert Luidor, bey ihrer Ankunft aber in St. Petersburg zählten ſie deren zweytauſend; und doch hatten ſie in keinem Stück ſich auch nur das Geringſte an Speis und Trank mangeln laſſen.

Einigemal fiel es dem Marki ein, ſeiner Gattin, der Markiſe, etwas zuzuſchicken, um ſie gegen den drückenden Mangel zu ſichern, zumal da er ſie ſelbſt um das Ihrige gebracht und dem Mangel preis gegeben hatte. Aber der Graf widerrieth alles Geldſchicken. Ihre Frau Gemalin, ſagte er, wird ſich ſchon zu helfen wiſſen, lieber Freund! Vom Spielgeld darf man nichts wegſchenken: das bringt Malör! —

Der Verfaſſer kennt auch Einige, oder vielmehr einige Schock Herren, die gewiß lieber zehn Thaler auf eine Karte ſetzen und verlieren, als ihre Schulden bezahlen, oder einem Nothleidenden nur mit einem Groſchen helfen mögten. Es iſt einmal nicht anders!

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Die Frau Markise und ihre Freundin Clairon werden sehr glücklich.

Mit Schrecken wurde einige Tage nach des Markis Abschied die Markise inne, daß er fort war; und da sie ihre besten Sachen vermißte: so folgerte sie, er müsse nicht willens seyn, wieder zu kommen. Dies auch bestätigte der Wirth im Schwanen, welcher, wie alle Wirthe, sehr neugierig war, und die Herren belauscht hatte.

Es ging der biedern Markise, die ihrem Manne alle vorherigen Streiche von Grund des Herzens vergeben hatte, sehr nahe, daß er sie so wenig achtete und sitzen ließ. Der Verlust, den sie durch seine Untreue leiden mußte, schmerzte sie auch, aber sie hoffte ihn durch Fleiß zu ersetzen, und tröstete sich ziemlich.

Doch die gute Dame irrte sich: denn kaum war die heimliche Entweichung des Mar-

kis bekannt geworden: so sprach die ganze Stadt von dem Gelde, das er bey seinen Bekannten aufgenommen hatte, und vergrößerte die Summe, nach Frau-Basen-Art, gar sehr. Sogar wollten ihm Leute geborgt haben, die selbst gern geborgt hätten. Endlich setzte man hinzu: die Frau Markise würde ihrem Eheherrn nächstens nachfolgen: das wisse man aus sichern Quellen. Es sey daher zu vermuthen, daß sie, um sich Reisegeld zu verschaffen, die anvertraute Arbeit verkaufen und also ihre Kunden betrügen würde.

Die Markise hatte blos für Frauenzimmer gearbeitet; und wer das schöne Geschlecht kennt, der weiß auch, wie mißtrauisch sie gleich werden, wenn sie nur entfernten Stoff dazu wittern. Die Madamen und Mamsellen befürchteten also, ihre Spitzen, ihre Perlen, ihre Mousseline, ihre seidnen Tücher, ihre Bänder, kurz, alles, was die Verlassene von ihnen haben mögte, würde wegkommen und an Juden verhandelt werden, wenn dies oder jenes der Markise ferner in die Hände kommen sollte.

Die Folge dieser superklugen Furcht, welche von andern Putzmacherinnen sehr un-

terhalten wurde, war nun sehr natürlich. Die Frau Markise erhielt keine Arbeit mehr, und die, welche sie in Händen hatte, wurde sehr ängstlich abgeholt. Die Verkannte schickte ihr Hausmädchen, ging selbst in die vornehmsten Häuser, und ließ ihre Freundin Clairon auch nach Arbeit gehen. Wo sie aber hinkamen, empfing man sie mit verlegener, kalter Höflichkeit. Fingen sie an, von Arbeit zu sprechen: so hieß es, man sey versehen, man habe jetzt nichts zu machen, man würde schon schicken, man bäte, die Frau Markise mögte sich nicht inkommodiren, u. s. w.

Die Markise war daher nebst ihrer Freundin ohne Arbeit, folglich auch ohne Verdienst. Sie hatte gar kein Geld, und war gezwungen, die geringen Habseligkeiten, die der Herr Gemal ihr gelassen hatte, zu versetzen oder zu verkaufen. Aber auch diese Quelle versiegte bald, und die beyden Freundinnen sahen sich am Rande des größten Elends. Dazu kam noch, daß die Markise ihrem Kummer erlag, und endlich nicht mehr vom Lager aufkommt.

Der Wirth — ganz gegen die Natur und das Wesen der gewöhnlichen Wirthe, nahm

ich ihrer musterhaft an, und beredete seine Frau, ein Gleiches zu thun. Die Leute bestellten einen geschickten Arzt, und pflegten der Kranken, wie dieser es vorschrieb. Auch darbte Clairon nicht bey diesen guten Leuten. Die Gesundheit der Markise besserte sich von Tag zu Tag, und bald konnte sie wieder aus dem Bette seyn.

Nächstens werden Sie recht gesund seyn, gnädige Frau, sagte eines Morgens der Wirth: dann geht auch alles wieder gut.

Markise: Ach, wenn ich dann nur auch Arbeit habe!

Wirth: Hören Sie, ich will Ihnen was sagen! Man traut Ihnen nicht: die Leute hier denken, Sie würden auch so heimlich fortgehen, wie der Herr Marki. Aber geben sie nur Acht, ich will selbst in die vornehmen Häuser gehen, und für Sie gutsagen. Sie sollen sehen, die Arbeit soll Klumpen- und Ballenweise kommen.

Markise: Edler Mann, wie viel bin ich Ihnen nicht schuldig!

Wirth: Mir im geringsten nichts: ich that, was ich mußte.

Markise: O, wie wenig gleichen Ihnen!

Wirth: Ich glaube immer, daß es viele gute Menschen in der Welt giebt. Sollt' ich mich aber irren: je nun, so soll es mich doch nicht hindern, nach meinem Gefühl und nach meinem Gewissen zu handeln.

Der Wirth hielt Wort, und die Damen bekamen so viel Arbeit, und wurden so gut belohnt, daß sie am Ende der ersten vier Wochen schon im Stande waren, ihm einen Theil ihrer Schuld abzutragen. Aber der brave Mann nahm nichts. Sie sind jetzt gesund sagte er, und verdienen Geld; also ist es billig daß Sie mich forthin bezahlen. Aber Sie waren vorher krank, und verdienten nichts also wäre es unbillig, wenn ich etwas für Ihren Unterhalt während Ihrer Krankheit nehmen wollte.

Um diese Zeit kam ein Herr nach Ruhausen, der sich für einen Grafen von Prunk ausgab, und in eben den Gasth

einkehrte, worin die Markise wohnte. Der Wirth schloß aus dem Aufwand, den der Graf machte, aus der tiefen Unterthänigkeit seiner Dienerschaft gegen ihn, aus den Briefen an die größten Herren, die er auf die Post schickte, daß der Herr wohl mehr als ein Graf von Prunk sey, dessen Genealogie er im Varrentropp nicht finden konnte. Er bekümmerte sich aber auch nicht viel darum.

Er hat viel Zimmer in seinem Hause, Herr Wirth, sagte der Graf zu ihm. Sind sie alle besetzt?

Wirth: Ja, wenn alle meine Zimmer besetzt wären!

Graf: Wer logirt denn alles bey ihm? Ich frage gern nach den Leuten, die mit in meinem Quartier wohnen: man trifft oft einen Bekannten an.

Wirth: Bey mir logirt jetzt niemand, als Ihre Excellenz, dann ein Herr von Sparr, dann ein Herr Pastor, dann ein Student von Jena, dann ein Zahnarzt, und endlich noch zwey sehr arme französische Damen.

Graf: Die jage er nur fort! Die Franzosen taugen durch die Bank nicht.

Wirth: Halten's zu Gnaden, Ihre Excellenz! Die meisten Franzosen taugen freilich nicht viel; aber die Damen in meinem Hause sind gute Kinder, wenn gleich blut-arm. Wenn Ihre Excellenz —

Graf: Ich verstehe Ihn: hier, (Er giebt ihm Geld.) Das geb Er ihnen. Weiß Er nicht, wie sie heißen?

Wirth: Den Namen der einen weiß ich wahrlich nicht: die andre nennt sich Markise von Gebrian.

Graf (hastig): Wa, was? Markise — (gelassen) doch ich irre mich wohl. Ist sie schon alt?

Wirth: Ohngefähr in den dreyßigen.

Graf (für sich): Gewiß die Terial; die muß ich sehen. (laut): Hert Wirth, hier hat Er noch für die Damen. Aber sag' Er ja nicht, von wem!

Wirth: Schwer' Angst, gnädiger Herr, sechs Luidor? Die werden springen! Danke schön, Ihre Excellenz! (ab.)

Graf: Ja, ja, ganz gewiß die Terial, die der Bösewicht von Gebrian unglücklich gemacht hat. Ich will sie sehen. Die Terial war immer ein gutes Mädchen!

Der Graf verließ sein Zimmer, und befahl dem Hausknecht, ihn auf das Zimmer der französischen Damen zu führen.

Er trat ein. Madame, sagte er zu der Markise, die allein da war, die ihn aber nicht erkannte, ich habe gehört, daß Sie sich mit Nadel-Arbeit beschäftigen, und bitte, meine Freyheit nicht übel zu nehmen, wenn ich Ihnen eine solche anbiete.

Markise: Ganz und gar nicht, mein Herr! Wenn wir im Stande sind, Ihnen eine Arbeit nach Ihrem Geschmack zu liefern: so geschieht es mit Vergnügen.

Graf: Ich mögte gern eine weiße Weste mit jetztmodigen Blumen gestickt haben.

Markise: Ich werde meiner Freundin rufen: die ist Meisterin in dieser Art Arbeit. (Nach dem Seitenzimmer): Kommen Sie doch heraus, liebe Clairon!

Clairon erschien; aber kaum erblickte sie den Grafen, so sank sie mit dem Ausruf: Ah, Monseigneur! auf einen Lehnstuhl.

Meine Leser merken schon, daß der Graf von Prunk der inkognito reisende Fürst von Avenosien war; und daß er in Clairon seine ehemalige Geliebte aus dem Pariser Kloster antraf, wissen sie aus dem ersten Bändchen.

Dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Die Markise eilte ihrer Freundin zu Hülfe; und als diese die Augen aufschlug, wendete jene sich an den Fürsten.

Gnädigster Herr, sagte sie, nun weiß auch ich, wer Sie sind. Aber wenn Sie auch wußten, daß die arme Clairon bey mir war: so hatten Sie Unrecht, sich so zu zeigen. Die Ruhe des armen Mädchens ist jetzt auf lange Zeit dahin.

Fürst: Ich bin nicht gekommen, weder Ihre noch der Clairon Ruhe zu stören: vielmehr will ich sie herstellen, und gewiß alles thun, was dazu beyträgt.

Markise: Dann muß ich bitten, Monseigneur, daß Sie sich entfernen. Clairon bedarf der Einsamkeit.

Clairon: Ich mögte zu Bette. (Sie steht auf.) Adieu, mein Fürst, wir sehen uns nicht wieder! (Sie will gehen.)

Der Fürst ergriff ihre Hand, und wollte sie, so sehr auch die Markise bat, nicht fahren lassen. Clairon fiel in Ohnmacht und der Fürst mußte zugeben, daß die Markise ihre Freundin ins Nebenzimmer führte, und die Thür hinter sich zuschloß. Seine Durchlaucht stand nun, wie aus den Wolken gefallen, wartete lange, klopfte an, aber ein sanftes: „verlassen Sie uns ums Himmelswillen!„ belehrte ihn, was er zu thun hatte. Er ging verdrüßlich und mürrisch auf sein Zimmer, jagte jeden Bedienten, der nach Befehlen fragte, fort; und als der Sekretär kam, zu fragen, wann es dem gnädigsten Herrn gefällig wäre, einen Rechtsspruch, den ihm die Regierung nachgeschickt hatte, zu bestätigen, antwortete er: „wenn der Krieg zu Ende seyn wird, ist es dazu noch immer Zeit.“ Der Sekretär glaubte, der Fürst sey berauscht, und entfernte sich.

Mit Ungestüm klingelte der Fürst: ein Bedienter erschien. Geh', sagte er zu diesem, und frage oben die Frau Markise von Gebrian: ob ich ihr aufwarten könnte? Ich muß sie durchaus sprechen.

Der Bediente kam zurück und meldete: die Markiſe würde in einer halben Stunde die Ehre haben, dem gnädigen Herrn auf ſeinem Zimmer aufzuwarten.

Die halbe Stunde ſchien dem Fürſten eine ganze Woche. Endlich erſchien die Markiſe. „Was wollen Sie, gnädigſter Herr? Was iſt Ihr Begehren? Kann ich's erfüllen: ſo können Sie ſicher auf meine Bereitwilligkeit rechnen.“

Fürſt: Meine Clairon muß ich ſehen, ihr meine Liebe verſichern, und ſie um die Fortdauer der ihrigen bitten.

Markiſe: Monſeigneur, was ſoll ich von Ihnen denken! Bedenken Sie, daß Sie vermählt ſind!

Fürſt: Geweſen, aber nicht mehr. Meine Gemahlin ſtarb vor ſechs Monaten.

Markiſe: Was wollen Sie denn von meiner Freundin?

Fürſt: Ihre Liebe, ihr Herz —

Markise: Wenn Ihnen dieß genügt: so können Sie zufrieden seyn: Clairon hat nie aufgehört, Sie zu lieben.

Fürst: O, Markise, Sie beglücken mich! Die schöne Clairon liebt mich noch?

Markise: Wie ich Ihnen sage. Sie hat mir selbst gestanden, daß Sie ihre erste Liebe waren, daß sie sich Ihnen blos aus Neigung, ohne alle Rücksicht auf Ihren Stand, ergeben habe. Ihr Umgang kam vor das Ohr der Abbtissin, und Clairon wurde [illegible] ander Kloster geschickt. Die Liebe zu Ihnen erfüllte dennoch ihr Herz; und da sie vernahm, daß Sie sich vermählt hatten, starb sie beynahe vor Schmerz, ohnerachtet sie von Ihrer Nichtvermählung auch nicht den geringsten Vortheil haben konnte. Bey der Revolution emigrirte meine Freundin, und kam mit nach Deutschland. Ihr Fehltritt im Kloster war ein jugendlicher Fehler, aber sie begeht gewiß keinen zweyten von der Art. Clairon ist tugendhaft; und wenn Monseigneur sie sprechen wollen, so darf kein Wort gesprochen werden,

worüber ein tugendhaftes Frauenzimmer erröthen muß.

Der Fürst versprach sich zu fügen, und die Markise bat ihn, etwan nach einer halben Stunde zu ihr auf ihr Zimmer zu kommen: denn sie wolle ihre Freundin auf seine Ankunft vorbereiten.

Der Fürst fand Clairon einfach aber geschmackvoll gekleidet. Ihr schmachtender Blick, ihr blasses aber interessantes Gesicht, das von vielen ausgestandnen Leiden zeugte, ihre melodische Sprache, kurz, alles, was er an ihr fand, weckte seine Achtung dergestalt gegen sie, daß er ihr zu Füßen fiel, und ihr auf's feyerlichste gestand, daß er ohne sie nicht leben könne, und nichts mehr wünsche, als ihre Gegenliebe.

„Mein Fürst, sagte Clairon, ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich Sie geliebt habe und noch liebe. Aber zwischen uns ist die Scheidewand groß: Sie sind ein regierender Fürst, und ich eine arme Emigrantin. Ihre Gemahlin kann ich nicht werden; und auf jede andre Art mit Ihnen als Geliebte zu leben,

verbietet mir die Tugend, von der ich jetzt, so wahr ich bin, nie wieder weichen werde, auch nicht aus Liebe zu Ihnen. Mein offenherziges Geständniß kömmt aus meinem Innersten; aber seyen Sie auch damit zufrieden, und fodern Sie nichts weiter.

„Göttliche Clairon, rief der Fürst, und schloß sie in seine Arme: ich muß dich besitzen! Laß mir Zeit, mich zu fassen; noch heute sollst du wissen, wie ich dich zu besitzen wünsche.

Clairon schwieg und seufzte. Gegen Abend überreichte man ihr einen Brief vom Fürsten, worin er der Baronesse von Ardilly — dies war der Geschlechts-Name der Clairon — seine Hand feierlich antrug, und sich auf den folgenden Tag Antwort ausbat.

Früh erhielt er Antwort, wie er sie wünschte. Nun führte er seine Geliebte in eine nahe Handelsstadt, kleidete sie fürstlich, nahm sie mit nach seiner Residenz, und verband sich öffentlich mit ihr.

Freylich rümpften viele, besonders die Vornehmen, die Nasen. Aber es vergingen kaum drey Monate, so war die neue Fürstin

der Liebling des Volks, und geschätzt von allen Klugen. Sie rieth ihrem Gemal immer zum Besten, hielt ihn von jeder Ausschweifung und Verschwendung zurück, verlangte keine Superiorität, und beleidigte auch nicht den Geringsten. Kurz, man liebte und ehrte sie wie Mutter.

Daß die Markise von Gebrian ihre Freundin begleiten mußte, und von dieser beständig, als Freundin behandelt wurde, bedarf weiter keines Erwähnens.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Wieder was schönes!

Wir haben den Marki in Petersburg verlassen, wo er und sein Freund Lamelle, von dem gewonnenen oder erschwindelten Spiel-Gelde, große Figuren spielten, und bald von den vornehmen Russen bemerkt wurden. Man bat sie zu Gaste, man verschwendete Höflichkeiten an sie; und die Herren betrugen sich, wie immer, grob, impertinent und unverschämt.

Petersburg wimmelte damals von Emigranten. Man versprach ihnen goldne Berge, und gab ihnen Kupferdreyer: Demohnerachtet waren unendlich viele dieses Gelichters in Rußland, weil sie fast an keinem andern Ort mehr leben konnten.

Der Marki und sein Freund waren anfänglich etwas schüchtern, sich vor ihren Mitkollegen, besonders vor den Großen, sehen zu lassen: sie hatten beyde ein entehrendes Handwerk mit dem Pferdehandel

getrieben, und ersterer war mit einer entehrenden Strafe belegt worden. Aber bald wurden sie dreister, mischten sich unter die Emigranten-Cirkel, traten selbst solchen unter die Augen, die von ihren Streichen unterrichtet waren; und doch machte man ihnen nirgends Vorwürfe. Indeß sie hatten Geld, und da sie damit nicht knauserten, auch Freunde.

Eines Tages ging der Marki auf ein Kaffeehaus, und fand seinen Ex-Schwager Ronsard. Sie umarmten sich, und Ronsard sagte ihm, daß die Markise von Gebrian, die alte nämlich, nebst ihrer Tochter, der Ronsardischen Ex-Frau, auch in Petersburg wären. Die letztere war als die Mätresse des Prinzen von Rohan da. Ronsard hatte eine Kaufmannstochter aus Lübeck entführt, und lebte von ihrem Gelde. Gebrians Mutter war Guvernante bey einem der dortigen Fürsten.

Der Marki eilte zu beyden, wurde von beyden gut aufgenommen, und ließ sich von ihnen ihre Geschichte erzählen.

Beyde Damen waren, wie wir wissen, nach Páris gereiset, hatten da einen Roman erdichtet, hatten Glauben gefunden, und passirten für ächte Republikanerinnen. Sie hatten viel Geld mitgebracht, und lebten anfangs vom Assignaten-Handel. Endlich entdeckten sie einen englischen Emissär in Páris, welcher falsche Assignaten aus Englands Fabriken verhandeln ging. Die Markise nahm für einige tausend Thaler Assignate von ihm, versprach ihm das Geld dafür auf den folgenden Tag; und der Falschhändler war damit zufrieden. Als er aber den folgenden Tag sein Geld holen wollte, lachte sie ihm ins Angesicht und sagte: Herr, alle Ihre Assignate sind falsch: ich werde Sie augenblicklich angeben, und Ihr Kopf ist verloren, wenn Sie mir nicht gegen hundert Thaler noch heute Assignate zu hundert tausend Laubthalen ins Haus bringen.

Der englische Emissär wollte replicíren, aber die Markise war ihrer Sache schon gewiß. Der Gehülfe dieses Mannes hatte sich in ihre Tochter, die gewesene Frau von Ronsard, verliebt, Gehör gefunden, und war mehrere Nächte bey ihr da geblieben. Ein

stens raubte diese ihm seine Schreibtafel, blos in der Absicht, Assignate heraus zu nehmen, weil er ihre Gunst ihrer Meynung nach nicht hoch genug honorirte. Der unvorsichtige schlief vom Wein berauscht lange. Lanison schlich von ihm weg, öffnete die Schreibtafel, und fand statt der Assignate, Briefe von Pitt und einigen englischen Kaufleuten: und siehe da, das ganze Geheimniß war entziffert.

Du bist ein allerliebstes Kind, Lanison, sagte die Markise: dein Fund soll uns Vortheil bringen. — Sie gewann auch wirklich 100,000 Laubthler mit 100 in Silber. Außer diesen 600,000 Livers in ächten Assignaten mußte ihr der Falschhändler noch für 60000 Liv. falsche geben, und froh seyn, daß sie ihn nicht verrieth.

Mit diesen Schätzen gingen sie nach Dijon, wo man damals die schönen Güter der Prinzen Condé und Conty verkaufte. Sie kaufte für 150,000 Thaler schöne Güter und Häuser, und war in Dijon eine der reichsten Personen.

Indessen war das Maximum aufgehoben, die Assignate fielen, und das baare Geld kam wieder zum Vorschein. Als dies geschehen war, äußerte die Markise, als damalige Citoyenne, in der Dijoner Zeitung, den Wunsch, ihre Güter zu verkaufen, weil sie doch die Oekonomie nicht verstände. Sie versprach, alles um einen billigen Preis hinzugeben, aber blos für baar Geld, da sie in der Schweiz Waaren kaufen und nach Frankreich schaffen wollte.

Die Dijoner sind, wie alle Burgunder, eben nicht gar hell, sondern gutmüthig, und glauben leicht. Niemand hatte also Arges an der Aeußerung der Citoyenne, und es gelang ihr, ihre Güter nach und nach alle zu verkaufen, und zwar für baares Geld. Sie reisete während dieser Zeit einigemal nach Basel, Zürich und Bern, kaufte Blech, Kupfer, Papier und besonders Medikamente ein, woran damals in Frankreich in allen Provinzen ein großer Mangel war.

Das gefiel den Leuten zu Dijon: sie priesen den Patriotismus der Citoyenne Gebrian, und bemerkten nicht, daß sie immer nach und nach ihr Geld auf Basel schaffte. Endlich reiste sie und ihre Tochter wieder nach Basel,

und anstatt zurückzukommen, zogen sie eiligst nach Deutschland, legten den Namen Citoyenne ab, und ließen sich wie ehedem, wieder Markisen nennen. Sie geriethen zu den Emigranten. Der Prinz Rohan merkte, daß sie Geld hatten; er borgte also bey ihnen, und nahm die Frau von Ronsard zur Dankbärkeit als Mätresse zu sich. Mit diesem kamen sie nach Rußland, und die alte Markise, ans Herrschen längst gewöhnt, ward Guvernante bey einem russischen Fürsten, und dominirte dessen Gemalin, Hof- und Hausgesinde und alle andre Pertinenzien des Hauses recht auf sich Rothwälsch.

Frau von Ronsard, und ihr gewesener Gemal kamen sehr oft in Gesellschaften zusammen, und behandelten einander so artig, daß man hätte glauben sollen, sie wären von jeher die besten Freunde gewesen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Lascivienti ferula puero.

Der Graf Lamelle und unser Markt schwätzten, wenn sie nicht beym Pharao-Tisch saßen, ohne Unterlaß um den Großen unter den Emigranten herum, und nachdem diese vom Russischen Kaiser die Versicherung erhalten hatten, daß er sie und ihren sogenannten König Ludwig XVIII. mit Heeresmacht unterstützen wolle, fingen sie an, gar mächtig sich zu organisiren, und nannten ihre Bande oder ihr Häufein — französische Armee. Sie wurden recht im Ernst böse, wenn die groben Russen es belachten, daß man so einen Haufen ohne Kopf und Schwanz eine Armee nannte, und schwuren, daß sie auf dem Marsch nach Frankreich täglich zunehmen und endlich eine fürchterliche Armee bilden würden. Ganz Unrecht hatten sie freylich nicht: denn auf ihrem Marsch kam ihnen alle Tage Lumpengesindel von aller Art zugelaufen; aber die Emigranten, verbunden mit allem Lumpengesindel von ganz Europa, würden doch keine furcht-

bare Armee ausmachen: es fehlt ihnen am Besten, an Disciplin, an Munition, und an Geld.

Unter dieser quasi-französischen Armee erhielt unser Marki eine Kapitänsstelle, aber es versteht sich, ohne Kompagnie. Es wurde Order zum Aufbruch gegeben, und das Heldenkor zog ab. Die Herren meldeten sich vor ihrem Ausgang bey dem russischen Finanzminister, und foderten den Rückstand der Pension, welche ihnen der Kaiser versprochen hatte; sie erhielten aber wenig Geld, jedoch viel Versprechungen. Sie beschwerten sich darüber; man belehrte sie aber, daß ihre ehemaligen Könige in Frankreich oft viel Pensionen versprochen, aber selten ausgezahlt hätten, vorzüglich an Ausländer: sie sollten bedenken, daß große Herren auch Lebensart verständen, und daß daher auch sie Lebensart verstehen und nicht ferner betteln sollten.

Der Ausdruck Betteln machte, daß die Herren verstummten. Sie zogen ärgerlich ab, und trösteten sich mit der großen Hoffnung, bald siegreich in ihr Vaterland einzuziehen, und sich an ihren Feinden pro rata zu rächen.

Die Emigranten bewiesen sich auf ihrem Heldenzug nach Italien, wie auf allen ihren Heldenzügen, als Gesindel ohne Gesetz, Zucht und Ordnung. Ihre Offiziere schweiften aus, so lange sie Geld hatten, und die Gemeinen, welchen es immer an Geld fehlte, raubten und stahlen, wo sie nur hinkamen.

Die Helden trafen endlich an den deutschen Gränzen ein, und waren auf die vorher angeführte Art stark angewachsen. Sogar der Marki hatte eine Compagnie, und war also nicht mehr Titulär-Hauptmann. Sie mußten einst einige Zeit kantoniren; und da Gebrian seiner Kasse bald auf den Grund sah, so klagte er es seinem Kumpan, dem Grafen Lamelle.

Lamelle fühlte eben dies Bedürfniß, verwünschte sein Schicksal, und das aller andern Emigrirten: denn sonst, setzte er hinzu, könnten wir eine Feder in die Luft blasen: sie müßten mit uns spielen, und da verstehen Sie mich schon, Marki. Sie berathschlagten lange, was zu thun sey: denn von dem wenigen Sold, den sie, und noch dazu so unordentlich bekamen, konnten Leute, wie unser Marki und der Graf, nicht leben;

allein alle ihre Berathungen gingen auf nichts hinaus.

Indem sie so überlegten, trat Picard herein, der eben aus der Schweiz kam, wo er nach dem Ende des oben beschriebenen Pferdehandels eine Zeitlang den Straßenräuber gemacht, und sich einiges erworben hatte. Nachdem er aber hörte, daß man die Emigranten zusammenriefe, um unter dem Schutz des heiligen Nicolaus und des heiligen Andreas nach Frankreich zu gehen, begab er sich zu Condé, und ward Canonier.

Der Marki war froh, seinen alten treuen Bedienten, der ihm bey ehrlichen Dingen und Schurkenstreichen so redlich geholfen hatte, zu sehen, drückte ihm die Hand; und als er von ihm hörte, daß die kaiserlichen Offiziere zum Zeitvertreib hohe Spiele vornähmen, bat er und Lamelle bey Rohan um Urlaub, das kaiserliche Lager besuchen zu dürfen.

Rohan war so höflich, ihnen diese Gunst nicht zu versagen, und erlaubte ihnen zugleich, den Canonir Picard als Wegweiser mitzunehmen.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Der Markt macht Rehraus.

Beyde Herren kamen glücklich zu den Oestreichern, und wurden von den Offiziren so nach östreichischer Art, gut genug aufgenommen.

Abends gingen beyde in ein Weinhaus, wo viele Offiziere versammlet waren, und Onze et demi machten. Wollen Sie nicht mitspielen, meine Herren? sagte ein Major zu unsern Helden. Sie weigerten sich Anfangs, weil sie das Spiel nicht recht verstehen wollten; setzten sich aber doch endlich und verlohren, wenn sie pointirten, mehr, als sie gewannen; wenn sie aber die Bank hatten, so gewannen sie so stark, daß jeder sich wunderte.

Man hörte endlich auf zu spielen, und es wurde Punsch gemacht. Man trank. Aber um Vergebung, fragte ein Offizier den Grafen Lamelle, mit welchen Herren haben wir denn die Ehre gehabt, zu spielen?

Ich

Ich, erwiederte der Graf, bin der Graf von Lamelle, und dieser Herr da ist der Marki von Gebrian, beyde Kapitäns von Rohan.

Lamelle! — Gebrian! — ertönte es gleich aus allen Kehlen. — Gebrian? doch wohl nicht der Gebrian, der zu Freyburg den Staupbesen bekommen hat?

Unsre Männer thaten, als verständen sie das alle nicht, und wollten sich entfernen; aber ein alter Oberster vertrat ihnen den Weg. — Ja, ja, sagte dieser, den Buben da erkenne ich jetzt wieder: das ist eben der Gebrian, der in Freyburg halter ist gestäupt worden. Das muß man anzeigen. Die Kerls sind Arrestanten!

Alles Protestiren, Bitten und Flehen des Grafen und des Markis war vergebens: die Sache wurde dem General gemeldet, noch selbigen Abend untersucht, und beyde Inquisiten hielt man in festem Verhaft.

Der General, ein vernünftiger Mann, wollte sich mit den Buben nicht befassen,

und schickte sie den folgenden Tag unter einer starken Bedeckung an den Prinzen von Rohan. Dieser erschrack, als er zwey Offiziere seines illüstern Kors so vor sich gebracht sah; er bildete sich aber ein, es mögte nur eine Ehrensache zum Grunde liegen. Aber er wurde bald anders belehrt, als er folgenden Brief las, den ihm der Offizier der Bedeckung überreichte.

Monseigneur,

Ich schicke Ihnen hier zwey Menschen zu, die sich der gröbsten Verbrechen, die ein Soldat begehen kann, schuldig gemacht haben. Gebrian und Lamelle — der eine will Graf, der andre Marki seyn — haben vor einigen Jahren ein schändliches Gewerbe betrieben, das heißt, sie haben Pferde, Ochsen und andres Vieh, auch sogar Kriegsmunition an unsern Feind, die Franzosen, verkauft. Bedenken Sie, Monseigneur, welches Verbrechen! Gebrian ist auch deshalb zu Freyburg öffentlich gestäupt und nach Olmütz auf die Festung verdammt worden, wovon er aber entsprungen ist. Ich hatte zwar das Recht, beyde aufhängen zu lassen; allein ich mag mich mit Buben dieser Art nicht befangen. Thuen Sie mit Ihnen, was Sie wollen, Monseigneur,

nur bitte ich recht sehr, sie nicht bey Ihrem Kor zu lassen. Wie würden die Franzosen nicht lachen, wenn solche Bursche gegen sie angeführt würden! Mein Rath wäre, sie fortzujagen, aber mit dem ausdrücklichen Befehl, sich ja, weder bey unsern noch bey andern Truppen sehen zu lassen. Doch machen Sie's, wie Sie wollen, nur daß die Kerls keine Soldaten bleiben. Ich bin mit aller Achtung

Monseigneur u. s. w.

Rohan machte große Augen, und ließ beyde Inquisiten vor sich kommen. Sie mußten in seiner Gegenwart ihre Uniform ausziehen und bürgerliche Kleider anlegen, welche ihre Kameraden erst vor kurzem auf einer Mühle geraubt hatten. Dann mußten sie ihr Ehrenwort geben — man denke sich das Ehrenwort eines Schurken! — daß sie sich nicht eher wieder zu Franzosen gesellen wollten, bis die Herren in ihr Vaterland eingezogen seyn würden.

Sehen Sie, meine Herren, sagte Rohan, wie glimpflich ich Sie behandle. Trösten Sie sich, Herr Marki, und Sie auch Herr Graf! Uebers Jahr um diese Zeit haben wir uns schon längst in Paris gesprochen.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Letzte Rolle des Marki von Gebrian.

Lange Zeit gingen beyde Herren neben einander, ohne ein Wort zu sprechen: endlich kamen sie an ein Wirthshaus, das an der Straße stand. Die Hitze nöthigte sie, Schatten, der Durst aber, einen Trunk zu suchen. Gleichsam als hätten sie es verabredet, traten beyde in den Gasthof, und foderten zwey Flaschen Wein, welche sie gierig leerten.

Nun, Marki, fing Lamelle an, was geben wir nun an?

Marki: Rasend möcht' ich werden! So ein Mann wie ich!

Lamelle: Lassen Sie das Rasendwerden: dazu ist noch immer Zeit; lassen Sie uns überlegen!

Marki: Nun, so überlegen Sie!

Lamelle: Ich habe schon überlegt: wir wollen in eine Reichsstadt gehn, und uns da etabliren. In den Reichsstädten geht alles.

Der Marki hatte nichts dawider, weil er selbst nicht wußte, was er ergreifen sollte.

Sie gingen also tief in Deutschland, lebten an allen Orten emigrantisch, so daß sie zuletzt auch keinen Heller mehr übrig hatten. Hungrig und durstig kamen sie endlich in der berühmten Stadt Gurkenheim an. Es regnete fürchterlich, und sie mußten in ein Wirthshaus einkehren, um sich vor Durchnässung zu sichern. Der Hausknecht fragte sie, was sie zu befehlen hätten. Wir sind zwar hungrig und durstig, war die Antwort, aber auch arm.

Wollen die Herren einmal mittrinken? fragte der Hausknecht, und reichte dem Marki ein Glas Wein: es kostet nichts. Der Marki zog das Glas gierig aus, und der Hausknecht lachte. Wollen Sie auch eins auf diese Art? sagte er zu Lamellen, und Lamelle machte es wie der Marki. — Hören Sie, meine Herren, fuhr der Hausknecht fort, ich merke an ihrem Deutsch, daß Sie verloffene Franzosen sind, nehmen's nur nicht übel! Ich wüßte was für Sie zu verdienen.

Marki: Sagen Sie an, liebster Freund! Wir verstehen uns zu allem.

Hausknecht: Hier im Hause logiren jetzt, weil es Messe ist, viel Fremde: die haben immer zu schicken, und uns fehlt es an Leu-

ten. Einer von Ihnen könnte hier bleiben, und der andre ginge in den Hirsch, wo mein Bruder Hausknecht ist. Ich will den dort empfehlen.

Die sonst so stolzen Franzosen nahmen den Vorschlag des gutmüthigen Hausknechts an. Der Marki blieb im Löwen, und der Graf ging in den Hirsch, wo er auf die versprochene Empfehlung gute Aufnahme fand. Sie verrichteten ihr Amt sehr emsig, liefen von früh bis an den Abend so fleißig in den Straßen und Häusern herum, daß sie allgemein bekannt würden, aber auch alle Abend sich so müde niederlegten, als hätten sie den ganzen Tag dreschen müssen.

Der Marki hatte sehr oft im Hause des Herrn Burgemeisters zu Gurkenheim zu thun. Die Dame dieses Herrn sprach etwas Französisch, und war daher allemal fluchs da, wenn der Marki, oder wie er damals hieß, der Löwen-Laufer, einen Brief, Anmelde-Zettel, Nachtzettel und dergleichen an den Herrn Burgemeister zu bringen hatte. Sie that das blos, um mit ihm einige Worte zu pappeln, und dadurch ihrem Manne und ihrem Gesinde, auch wol andern Leuten zu zeigen, daß sie franzö-

ſiſch ſpräche: ein lächerlicher Fehler, woran ihr ſehr viele Deutſche ähnlich ſind.

In Gurkenheim hält der löbliche Stadtmagiſtrat einen Lakayen, welcher allein und ausſchließlich das Recht hat, ſolchen, die ſelbſt keine Lakayen haben, aber doch einen braven, aufzuwarten: Ein Dienſt, der, wie man leicht denken kann, einträglich iſt, und ſeinen Mann nährt. Damals ſtarb nun gerade der Lakay des Löblichen Magiſtrats; und kaum war die Nachricht von deſſen Ableben erſchollen, ſo meldete ſich ein ganzer Haufen Candidaten. Die Frau Burgemeiſterin hatte aber einmal beſchloſſen, den Löwen-Laufer Gebrian in Schutz zu nehmen, und da ſich nun Gelegenheit dazu ergab: ſo ward Gebrian, der Löwen-Laufer, — Magiſtrats Lakay.

Unſer Held war alſo verſorgt; und um ſich in der Gunſt des Herrn Burgemeiſters und der Frau Burgemeiſterin recht feſt zu ſetzen heirathete er ihr Kammermädchen, als den Liebling des Herrn Burgemeiſters wegen ihres gewölbten Buſens, und als die Unentbehrliche für die Frau Burgemeiſterin wegen des Mitwiſſens um alle ihre Geheimniſſe.

Der Marki stand sich als Lakay vortrefflich, und war nun wieder, was sein Vater gewesen war, und wozu ihn die Natur schien bestimmt zu haben, — Lakay.

In seinem Glücke bedachte er seinen treuen Kumpan, den Grafen Lamelle, und streckte ihm von seinem Gelde 100 Thaler vor, wozu Madam Gebrian noch 50 hinzulegte. Mit dieser Summe legte der Graf, damals Hirschlaufer, eine Branntweinsschenke an, und diese wurde so stark besucht, daß Bruder Lamelle bald den Vorzug vor allen Collegen in ganz Gurkenheim hatte.

Gebrian besucht — denn beyde leben noch — seinen Freund sehr oft. So lange sie nüchtern sind, sind sie ziemlich vernünftig, aber sobald ihre Köpfe heroisch werden, fällt ihnen ein, daß Lamelle einst Graf, und Gebrian Marki war, und dann sind sie wieder, was sie so lange gewesen sind — eingebildete, großsprechende, impertinente — Emigranten.

Ende des zweyten und letzten Theils.

20738.

Der

Räuber

seiner eignen Braut.

Eine Erzählung.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1 8 0 2.

I.

Der Räuber seiner eignen Braut.

Eine Erzählung.

Erster Abschnitt.

Lord Ramsey und Ritter Digby waren von ihrer Jugend auf die besten Freunde. Ihre Gesinnungen stimmten durchaus überein; sogar ihre Launen: und so geschah es, daß sie selten disputirten und noch seltner sich entzweyten.

Sie waren beyde aus angesehenen Familien und dabey sehr reich. Weil sie aber keinen Gefallen am Stadtleben fanden und noch dazu die Kabalen der Minister, nebst den Winkelzügen der sogenannten Volksfreunde und der Vertheidiger der englischen Freyheit haßten: so kamen sie fast nie nach

London, und lebten sich und der Freundschaft, beseragten ihre ökonomischen Geschäfte, und kümmerten sich um das, was ausser ihrem Zirkel vorging, beynahe gar nicht.

Lord Ramsey heirathete Ritter Digbys Schwester, und Digby — Ramseys. Diese Verbindung machte zwar ihre Freundschaft nicht inniger, aber zur Vermehrung der Vertraulichkeit ihrer Familien half sie nicht wenig.

Lady Ramsey gebahr einen Sohn, und Mistreß Digby eine Tochter. Gleich beschlossen die Väter, — und die Mütter waren es herzlich gern zufrieden — beyde sollten dereinst ein Paar werden und die Freundschaft ihrer Familie weiter führen.

Beyde Herren hatten sehr strenge, aber auch sehr seltsame Grundsätze, zumal in Absicht der Erziehung. Sie wußten und gestanden sichs, daß an einer guten Erziehung alles gelegen sey, und daß von ihr das Hauptglück der Kinder abhänge. Aber über die Art, wie eine gute Erziehung einzurichten sey, konnten sie sich nicht vereinigen. Alles, was sie beschlossen, war: sich an jenen

Mann zu wenden, welcher sie selbst ehemals erzogen, und — wie sie wohlgefälligst meynten, rechtschaffne Leute aus ihnen gebildet hätte. Dieser Mann sollte entscheiden, wie ihre Kinder, welche damals noch in der Wiege lagen, erzogen werden sollten: seinem Ausspruch wollten sie sich blindlings unterwerfen, denn, wie Er, sollte weiter keiner die Erziehungskunst inne haben.

Herr Hallifax, so hieß der berühmte Mentor, war damals Pfarrer in Wales, und lebte im ledigen Stande, weil er nie eine Frau hatte finden können, die seinen Anfoderungen völlig entsprochen hätte. Er war sonst ein ganz guter, redlicher Mann, hing aber mit starrem Sinn an allen Grillen, die er sich einmal zu eigen gemacht hatte, und würde sich eher, wie jener Dichter in Sicilien, in die Steingruben haben verdammen lassen, als daß er auch nur ein Wort wider seine Ueberzeugung einem Andern zu Gefallen gesagt hätte. Fast in allen Stücken folgte er Grillen, weil er fast alle Dinge durchs Vergrößerungsglas betrachtete, und beym Guten das beygemisch-

te Böse, beym Schlechten aber das daneben stehende Gute gar nicht erblickte. Einen Menschen, von dem er nur eine einzige gute Handlung erfahren hatte, hielt er schon dieser einzigen Handlung wegen für vollkommen; hatte aber jemand das Unglück, ihm mit einer Sünde vors Gesicht zu kommen: gleich erklärte er ihn ohne Barmherzigkeit für verdorben.

Diese Denkungsart hatte jedoch keinen Einfluß auf seine Handlungen. Wenn Herr Hallifax einsah, daß der schlechteste Mensch, oder welches bey ihm eins war, der, den er für den schlechtesten hielt, seiner Hülfe bedurfte: so versagte er ihm diese nie und kam vielmehr mit Leistung derselben den Bitten des Bedürftigen zuvor.

Noch sonderbarer urtheilte er über Bücher, über Meynungen und Vorschläge. Gefielen ihm die Gedanken Andrer: so posaunte er ihre Vortreflichkeit weit und breit aus, und warf sich — aufgefodert oder nicht aufgefodert — zum heftigsten Vertheidiger derselben gegen jeden auf, der es wagte, auch nur das geringste daran zu tadeln,

Misfielen ihm aber die Meynungen Andrer: so zog er sie fürchterlich durch, und prophezeihte allemal den größten Schaden für die Menschheit, wenn solche Dinge ungehinderten Lauf bekommen würden.

Die Ursache, warum Herr Hallifax ein solcher Erzsonderling war, lag in seiner eignen Erziehung. Er hatte einen sehr armen Vater gehabt, der aber doch gern einen Gelehrten aus ihm gezogen hätte. Der Vater verstand äußerst wenig, brachte aber seinem Sohn dieß Wenige doch bey, und machte durch diesen Unterricht eine unbegränzte Begierde nach Wissenschaften in der stolzen Seele rege. Geld war aber nicht darum den Sohn auf eine Schule oder Universität zu schicken, ja, nicht einmal, um die nothwendigen Bücher anzuschaffen. Also wendete sich der Vater an einen adelichen Herrn in der Nachbarschaft, der einen kostbaren Bücherschatz besaß, sonst aber der unwissendste Mensch von der Welt war.

Herr von Lowel, so nannte sich der Edelmann, hatte bloß seine Bücher zur Parade und um die Leute glauben zu ma-

chen, er bediene sich derselben und verstehe sie. Er nahm daher die Bitte des alten Hallifax gnädig auf, und erlaubte demselben, Bücher für seinen Sohn auszusuchen, aber ihm ja den schönen Band nicht zu verderben! Der Alte suchte die besten Werke der alten Schriftsteller aus; der Sohn verschlang sie, und durch einen fast übermenschlichen Fleiß lernte er in wenig Jahren die alten Sprachen, die Geschichte, die Erdbeschreibung und andre Wissenschaften, worin er es zu einer großen Fertigkeit brachte.

Ganz entwöhnt dem Umgang mit Menschen, lebte der Jüngling nur seinem Studiren. Aber so arm er auch war, fand er doch für nöthig, die Universität zu besuchen. Indeß woher nun Geld nehmen? — Kurz, er nahm auf den Rath seines Vaters seine Zuflucht zu seinem Mäcen, dem Herrn von Lowel, und bat diesen feinreichen Edelmann um eine kleine Unterstützung.

Aber Herr von Lowel war nur zur Parade wohlthätig. Er schenkte dem jungen Hallifax, den er nebst seinem Vater und noch dreißig Andern, zu einem Gastmal hatte

bitten lassen, zwanzig Pfund Sterling, versprach ihm Unterstützung für die Zukunft weiter, und examinirte ihn durch Fragen, die er mit deren Antworten auswendig gelernt hatte.

Hallifax ging nach Oxford, steckte sein Geld bald in Bücher, und rechnete auf die versprochne fernere Unterstützung des Herrn Lowel. Er schrieb auch an seinen Vater darum; aber der war eben gestorben. Er schrieb also an den Herrn von Lowel selbst; indeß keine Antwort! Er schrieb von neuem; und wieder keine Antwort.

Dieß schlug den jungen Mann äußerst nieder. Sein Geld war alle, und er fing an, das Unangenehme der Bedürfnisse auf Universitäten zu fühlen, zumal da ihm sein Hauswirth auch nicht weiterhin borgen wollte. Er nahm also, um wenigstens etwas Geld zum lieben Brode zu bekommen, seinen schönen Tacitus untern Arm, und ging zu einem Antiquarius. Dieser Mensch, der gerade dachte und handelte, wie die meisten Antiquarien auf den deutschen Universitäten, bot ihm für das Werk, das zwey

Pfund Sterling im Laden kostete, vier Schillinge. Hallifax erschrack, und zeigte dem habsüchtigen Menschen den grosen Abstand vom Ladenpreise zu seinem Gebote.

Das geht mich nichts an, versetzte der Büchertrödler: ich gebe nicht mehr dafür! So einen Wisch verkaufe ich wieder für fünf Schillinge: wollen Sie einen? — der Gauner merkte wohl, daß der arme Hallifax ihn nicht beym Wort halten würde.

Was wollte Hallifax machen! Es war drey Uhr Nachmittags, und noch hatte er nichts gegessen. Er gab also seinen Tacitus hin, und erhielt die armseligen vier Schillinge. Indem trat ein Student in den Laden und besah gleich den Tacitus.

Was soll das Werk kosten? fragte er.

Antiquar. Dreißig Schillinge. (Hallifax stutzt.)

Student. Das ist ein wenig zu viel. Ich gebe Ihnen mit einem Worte vier und zwanzig.

Antiquar. Kann, Gott straf mich, nicht! Es kostet mich beynahe selbst so viel.

Hallifax. Wie, mein Herr? Sie haben mir es ja eben für vier Schillinge abgekauft!

Antiquar. Herr, in fremden Handel sich mischen, heißt nicht handeln, wie's die Gesetze haben wollen *): verstehen Sie mich? — (zum Studenten). Sie geben mir acht und zwanzig Schillinge, und das Buch ist Ihre.

Student. Sechs und zwanzig, und nicht einen Heller mehr.

Antiquar. Nun, so nehmen Sie's hin!

Der Student zahlte sein Geld, und trat mit Hallifax aus der Bude. Dieser seufzte tief.

Was fehlt Ihnen, mein Herr? fragte der Student.

Hallifax. Lieber Gott: diesen Tacitus, meinen Lieblingsschriftsteller, habe ich

*) In England ist es scharf verboten, ohne aufgefordert zu seyn, in fremden Handel einzureden.

vor einer Minute um vier Schillinge an den Antiquar verkauft.

Student. Wer sind Sie?

Hallifax. Ein Student, und heiße Hallifax.

Student. Hallifax? und wohl der Vertraute des Doctors Peney?

Hallifax. Eben der.

Student. Aber, darf ich fragen, warum verkauften Sie Ihren Liebling?

Hallifax (stotternd.) Aus Noth! — der Hunger —

Student (hastig.) Hier mein Bester, ist Ihr Tacitus, und nun kommen Sie mit.

Hallifax folgte, und der edle Ramsey, eben der Vater dessen, der jetzt Orakel bey ihm zu holen im Begriff war, führte ihn auf seine Stube. Ich werde noch ein halbes Jahr hier bleiben, sprach er zu ihm: Diese Zeit über sollen Sie mein Lehrer seyn. Ich weiß schon aus dem Munde des Doctors Peney, daß Sie viel Kenntnisse haben. Es soll Ihnen an nichts mehr fehlen. — Hallifax nahm diesen Antrag an, und befand sich recht wohl dabey.

Nach Ramseys Abschied hatte er bey den jungen reichen Engländern, die in Oxford studierten, vollauf zu thun, bis ihm endlich nach vielen Jahren Ramsey schrieb: er habe einen Sohn, und wünschte, daß Herr Hallifax dessen Hofmeister werden mögte. Hallifax eilte auf die Güter des Lords, und fand daselbst, ausser seines Vaters Sohn, noch den jungen Digby, dessen Vater vor kurzem gestorben war und den Lord Ramsey zum Vormund seines Kindes bestellt hatte.

Lord Ramsey überließ seinen Sohn ganz der Leitung des Herrn Hallifax, indem er selbst mit politischen Dingen zu sehr beschäftiget war, und starb noch ehe der Knabe das achte Jahr erreicht hatte.

Hallifax hudelte die jungen Herren ganz nach seiner Art, das heißt, er machte Sonderlinge aus ihnen, wie auch er einer, bey der Lebensart, die er geführt hatte, geworden war. Die Jünglinge schlugen vortrefflich zu, und wurden bey allen Eigenheiten, die sie von ihrem Hofmeister annahmen, geschickte Leute und rechtschaffne, tu-

gendhafte Männer. Nun hielt sich Hallifax für den größten Pädagogen; und weil er stäts fortstudierte, und in seinem Cirkel keinen antraf, der ihm an Kenntnissen gleich kam, auch für den gelehrtesten Mann auf der ganzen Erde.

Die Herren gingen hernach auf Reisen, und Hallifax erhielt im Ländchen Wales eine Pfarre, blieb aber nach wie vor ein Sonderling und Grillenfänger, wie es jeder vorzüglicher Kopf werden muß, der so, wie er, große Kenntniß sammelt, und seine Moral bloß aus Büchern lernt.

Zweyter Abschnitt.

Lord Ramsey und sein Freund, der Ritter Digby, machten sich auf den Weg nach dem Ländchen Wales, um den Herrn Hallifax über die Erziehung ihrer Kinder zu befragen. Der Greis empfing beyde mit sichtbarer, warmer Freude, und weinte

vor Wonne, seine Eleven, die unter seiner Führung, wie er entzückt ausrief, vollkommene Muster geworden wären, noch einmal vor seinem Tode zu umarmen. Seine alte Haushälterin mußte das beste Zimmer für die Herren zu rechte machen und alles auftischen, was nur gutes im Hause war. Dieser Abend wurde unter lauter freundschaftlichen Gesprächen zugebracht, und erst den folgenden Morgen rückte Lord Ramsey mit seinem Anliegen näher.

Sie wissen gewiß nicht, ja, Sie errathens nicht einmal, lieber Alter, warum wir eigentlich hieher zu Ihnen gekommen sind!

Hallifax. Doch wohl, um mich zu besuchen? Der Besuch bey einem alten ehrlichen Mann ist doch wohl auch ein Zweck einer Reise!

Ramsey. Freylich wohl! Auch war dieß eine mit von den Absichten unsrer Reise; indeß nicht die einzige. Wir kommen, Sie in einer sehr wichtigen Angelegenheit um Ihren Rath zu bitten.

Hallifax. Sprechen Sie, Mylord: was reife Ueberlegung und Erfahrung ra-

then kann, soll Ihnen aus meinem Munde werden.

Ramsey. Ich und mein Freund hier, Herr Digby, sind so glücklich, Vater geworden zu seyn. —

Hallifax (einfallend.) Gratuliere von Herzen! Aber Vater zu seyn, ist an und für sich noch lange kein Glück: Edukation muß erst das Kind formen: denn erst der Besitz guter Kinder ist ein Glück. Wie unglücklich sind die Väter, deren Kinder misrathen!

Ramsey. Recht, lieber Alter! Eben so denken auch wir; und eben deswegen sind wir zu Ihnen gekommen. Sie verstehen das Erziehungswesen.

Hallifax. Daß ich's, ohne mich zu rühmen — verstanden habe, beweißt Ihr Beyspiel, meine Herren: ich habe Sie ja erzogen! Aber seit jener Zeit habe ich über diesen wichtigen Gegenstand weit ernstlicher nachgedacht, habe alles gelesen, was darüber geschrieben ist, und habe Alles geprüft; folglich muß ich auch jetzt mehr von der Erziehungskunst wissen, als damals.

Ramsey. Wir kennen Ihre Geschicklichkeit; also ertheilen Sie uns Ihren Rath!

Hallifax. Erstlich, muß weder Ihr Sohn, Mylord, noch Ihre Tochter, Herr Esquire, in Ihrem Hause erzogen werden.

Ramsey (stutzt.) Nicht unter den Augen der Aeltern? Ich erstaune.

Hallifax. Nichts ist leichter zu begreifen! Kinder, welche von ihren Aeltern selbst erzogen werden, können noch dann und wann gut gerathen: denn Aeltern sind nicht immer so närrisch, daß sie den Fehlern ihrer Lieblinge in allem nachsehen. Aber ihre Kinder, meine Herren, bekommen Hofmeister und Erzieherinnen; und diese Miethlinge verderben gewöhnlich die Kinder in den Grund. Denn um Ihnen oder Ihren Gemahlinnen zu gefallen, werden die Fehler, ja, selbst die Laster der Kinder verheimlichet, beschönigt, gerechtfertigt, wenigstens entschuldigt; der liebe junge Herr, das liebe Fräulein wird zum ernstlichen Lernen nicht angehalten; lernt also lauter überflüßige, unnütze Dinge, oder doch nichts gründliches.

Und was wird's am Ende? Taugenichtse, Puppen, ja, gar Böſewichter und Buhlſchweſtern werden die Zöglinge! Bedenken ſie doch nur die Beyſpiele ſo vieler Herren, Damen und Mädchen!

Digby. Bey Gott, Sie haben Recht! Mein Mädchen ſoll nicht in meinem Hauſe aufwachſen.

Ramſey. Mein Eduard auch nicht.

Hallifax. Aber das iſt noch nicht alles. Wenn es ſeyn kann, ſo laſſen Sie Ihre Kinder über ihr Herkommen in Ungewißheit; machen Sie Anſtalt, daß ſich beyde ohne Vermögen glauben, und daß ſie ſich für Waiſen halten, die bloß von dem Wohlwollen guter Leute leben. Dieß wird ſie anſpornen, ſich eignes Verdienſt zu erwerben; und wie glücklich werden Sie, meine Herren, dereinſt ſeyn, wenn Sie Ihren Kindern Ihren Namen und die Anwartſchaft auf Ihren Reichthum geben können!

Ramſey. Bey Gott, Alter, Sie haben recht! Ihr Vorſchlag hat zwar viel Sonderbares; aber er entzückt mich: er ſoll ausgeführt werden!

Ritter Digby ſtimmte auch ein, und nun war nur noch die Frage: wohin man die Kinder bringen ſollte. Für den jungen Eduard fand man das Haus des Herrn Hallifax gut. Hallifax war zwar ſchon ſehr alt; aber er hatte einen Kaplan, der noch jung und dabey ein geſchickter Mann war. Dieſer ſollte den jungen Menſchen, wenn es Zeit ſeyn würde, unter Hallifaxens Anleitung unterrichten.

Für die Tochter des Ritters wurde eine adeliche, aber arme Dame von des Ritters Bekanntſchaft zur Erzieherin beſtimmt. Dieſe Dame wohnte in Schottland, und ſtand im beſten Rufe.

Nun war die Sache ganz aufs Reine. Beyde Väter nahmen von dem ehrlichen Alten Abſchied und eilten zu den Ihrigen.

Lady Ramſey und Miſtreß Digby machten zwar einige Einwendungen gegen den Erziehungsplan ihrer Männer; aber da es in England einmal ſtark Mode iſt, daß vornehme Herren ihre Kinder, wenigſtens in der erſten Jugend, voneandern leu-

ten, ja, sogar von Bauerweibern auf Dörfern ziehen lassen: so gaben sie bald nach. Beyde Damen waren noch jung, und junge, besonders vornehme Damen, sehen es nicht ungern, wenn man sie von der Sorge für ihre Kinder befreyt. Kurz, der junge Eduard kam zum Pfarrer Hallifax im Ländchen Wales, und Emilie, des Esquires Tochter, kam nach Schottland zur Frau von Jerso.

Die Kinder wuchsen, daß es eine Freude war; und da sie den besten Unterricht genossen, und lauter gute Beyspiele um sich sahen: so bildeten sie sich schon frühe zur Tugend und zu einem sehr gesetzten Wesen. Beyde hingen so sehr an ihren Pflegeältern, daß es ihnen nicht einmal einfiel, nach ihrem Herkommen sich zu erkundigen. Eduard glaubte, Herr Hallifax sey sein Vater, und Emilie hielt die Frau von Jersy für ihre Mutter. Es fiel ihnen gar nicht ein, nach dem andern Theil ihrer Abstammung zu fragen. Eduard hatte genug an seinem Vater, und Emilie — an ihrer Mutter: Doch kam endlich zuerst Eduard

auf den Gedanken, daß er wohl auch, wie andere Kinder, eine Mutter haben könnte. Er fragte also seinen Vater Hallifax ganz treuherzig: Lieber Vater, hab' ich denn keine Mutter?

Hallifax. Warum frägst du das, lieber Eduard?

Eduard. Andre Kinder haben ja eine Mutter!

Hallifax. Nicht alle Kinder: da ist Oberförsters Carl: der hat keine Mutter.

Eduard. Aber Oberförsters Carl sagt, seine Mutter sey gestorben!

Hallifax. Lieber Eduard, ich kann dir von deiner Mutter keine Nachricht geben; das kann nur der Mylord: und der kommt Morgen.

Eduard. Ach der liebe gute Lord! Das ist brav! — Und Mylord kann mir von meiner Mutter sagen?

Hallifax. Ja wohl: sey du nur ruhig! Wenn er Morgen kommt, so frage ihn selbst.

Eduard beruhigte sich, aber Hallifax fand, daß es hohe Zeit sey, den Knaben mit einem Mährchen hinzuhalten, das ihm auch noch als erwachsenem Jüngling wahrscheinlich scheinen müßte. Um also den Lord Ramsey und Myladi — er wußte, daß sie den andern Tag noch vor Tische bey ihm eintreffen wollten — vorzubereiten, und den Knaben nicht auf unangenehme Muthmaßungen fallen zu lassen, ließ er sich den andern Morgen seinen Gästen entgegen fahren, und traf sie nicht weit von seinem Dorfe.

Sie wunderten sich, daß der alte Mann sich bemühet hatte, ihnen entgegen zu kommen. Er erklärte ihnen aber die Ursache davon, und gab an, was sie dem Neugierigen sagen sollten. Dann setzten sie ihren Weg fort nach der Pfarre.

Bisher hatte Lord Ramsey seinen Sohn alle Monate einmal, Myladi aber nur alle Vierteljahre besucht, und beyde hatten ihn immer mit wahrer älterlicher Zärtlichkeit behandelt. Eduard war ihnen auch mehr als allen Andern seiner Be-

kanntschaft zugethan. Zwar hatte er für seinen Pflegevater mehr Ehrfurcht; aber doch zeigte er mehr Anhänglichkeit und Liebe für Mylord und Myladi. Der alte Halifax war damit auch zufrieden. Es ist doch, dacht' er, sein Vater und seine Mutter, und so wird er sie einst kennen lernen, und dann ist es seine Pflicht, sie mehr als andere Menschen zu lieben und zu ehren. Gut also, daß er sie schon so ehrt und liebt, ehe er noch weiß, wer sie eigentlich sind.

Eduard stand allemal, wenn er wußte, daß Mylord kommen würde, den ganzen Tag am Thor oder am Fenster, bis er wirklich ankam. Dießmal war das der Fall auch. Kaum also erblickte er den Wagen, so rennte er entgegen, mit einem freudigen: Willkommen Myladi!

Man stieg im Pfarrhofe aus. Mylord und dessen Gemalin umarmten ihren Eduard; aber kaum waren die ersten Ergießungen der Zärtlichkeit vorüber, so fragte er den Lord: wer denn seine Mutter sey? Ob er sie niemals sehen würde, wie andere Kinder ihre Mutter sähen?

Myladi wurde hoch gerührt, und mußte seitwärts gehen, um ihre Thränen zu verbergen. Eduard bemerkte das nicht, und fuhr fort, den Lord mit Fragen hinzuhalten.

Lieber Eduard, sagte dieser, ich wünschte, daß du deine Frage noch einige Jahre aufgeschoben hättest; aber weil es doch einmal nicht anders ist, so will ich dir sagen, wo dein Vater und deine Mutter sind.

Eduard. Ist denn Vater Hallifax nicht mein Vater?

Ramsey. Nein, mein Sohn: dein Vater ist weit von hier. Aber darüber gieb dich nur zufrieden, und laß dich belehren. Dein Vater war mein Freund. Er hatte eine recht brave Frau, und du bist dieser guten Leute einziges Kind. Dein Vater verdarb es mit dem Minister, indem er zu viel gegen ihn sprach und sogar auf die Regierung und den König räsonnirte. Man klagte ihn deshalb eines Majestätsverbrechens an, und er ward mit deiner Mutter flüchtig, dich aber ließ er in England zurück, und übertrug mir die Sorge für deine Erziehung. Ich selbst habe keine Kinder, und so über-

nahm ich diese Mühe mit Freuden. Dein Vater war mein bester Freund, aber auch arm; ich indeß habe Vermögen, und kann etwas für dich thun. Ich habe dich zu Herrn Halifax gebracht, und der Gute handelt an dir gewiß wie Vater.

Eduard. O gewiß, gewiß! — Aber wo ist denn mein Vater und meine Mutter jezt?

Ramsey. Sie sind nach Indien gegangen, mein Lieber. Ich erhalte dann und wann Nachricht von ihnen, und nach deines Vaters leztem Briefe ist er noch recht gesund, wie auch deine Mutter.

Eduard. Kommen sie denn nicht mehr nach England zurück?

Ramsey. Ich glaube nicht: dein Vater ist zu stolz, als daß er um Vergebung eines Verbrechens bitten sollte, das er nie beging; und unser Minister wird sich in Acht nehmen, einen Mann, den er beleidigte, von selbst zurück zu rufen. Zudem hat sich dein Vater in Batavia angekauft und ein schönes Vermögen erworben. Mit der Zeit gehst du auch dahin.

Eduard. Ach Mylord, lassen Sie mich gleich abreisen!

Ramsey. Wie? nach Batavia wolltest du, und bist erst zehn Jahre alt? Nein Eduard, du mußt erst erzogen werden, und ein geschickter, rechtschaffner Mann seyn, ehe du deinem Vater unter die Augen treten darfst: das habe ich ihm versprechen müssen, als er England verließ: und ich halte Wort. Geht dirs denn bey uns zu Lande so übel?

Eduard. Ach, Mylord, ich bin recht gern, wo sie sind, wo Myladi und Herr Hallifax ist. Aber ich habe doch hier keine Aeltern!

Ramsey (mit hoher Rührung.) Komm her mein Kind in meine Arme: ich will dein Vater seyn, bis du deinen wahren Vater wieder hast! (er umarmt ihn zärtlich; beyde weinen.) Du sollst gewiß nichts verlieren: sey nur gut und gelehrig: und meine ganze Liebe gehört dir.

Myladi war indessen wieder herbeygekommen. Als Lord Ramsey sie erblickte, sagte er: hier meine Liebe, ist Eduard,

den ich einstweilen, bis er seinen rechten Vater wieder findet, zum Sohn angenommen habe: wollen Sie auch bis dahin seine Mutter seyn?

O mit Freuden meines Herzens, rief Lady Ramsey: komm mein Kind, umarme deine Mutter, und werde deines rechtschaffnen Vaters würdig!

Eduard war bey dem väterlichen Betragen des Lords und der Lady so froh und munter, daß er beynahe vergaß, er habe seine Aeltern in Indien.

Mylord und dessen Gemalin blieben damals acht Tage bey dem ehrlichen Hallifax und ihrem Liebling, Eduard Siflet — so hatte man seinen Geschlechtsnamen angegeben — rissen sich endlich mit Thränen von dem vor Schmerz fast Sprach- und Sinnlosen Knaben los, und reiseten zurück auf ihre Güter.

Dritter Abschnitt.

Eduard ward, unter der Leitung seines Pflegevaters Hallifax und dessen Kaplans, des geschickten John Benson, ein Muster eines wohlgezognen, geschickten und sehr gesetzten Jünglings. Sein Umgang war sehr eingeschränkt. Den Winter über beschäftigte er sich mit seinen Büchern, nahm den Unterricht seiner Lehrer begierig an, und übte sich in der Musik, im Schießen nach der Scheibe, und in andern Dingen, die man der Jugend nie untersagen muß, wenn man sie nicht verleiten will, Gelegenheit zu Lumpenstreichen aufzuspähen und zu nützen.

Des Sommers kam ein Edelmann dahin, der Besitzer eines schönen Gutes in der Nähe. Dieser Herr hatte einen Sohn von Eduards Alter und von gleicher Erziehung. Beyde Knaben unterhielten schon als Knaben viele Neigung zu einander, die hernach in dauerhafte, innige Freundschaft überging. Aber eben dieser Umgang wäre bey-

nahe der Grund von Eduards Verderben geworden. Doch dieß erzählt die Folge.

Herr von Neckery, so hieß der Gutsbesitzer, war ein Mann von vieler Weltkenntniß und von den feinsten Sitten. Oft schon hatte er seinem Vaterlande als Gesandter gedient, oft auch war er im Parlement Sprecher gewesen. Aber bey den Bedrükkungen der Amerikaner, wodurch damals die Engländer oder vielmehr die Königlichen Minister das Völkerrecht freventlich übertraten, und ihres Königs Ehre so wie die der Nation brandmarkten, fand der ehrliche Mann Grund genug, sich von den öffentlichen Geschäften zurück zu ziehen, und für sich und die Erziehung seines Sohns zu leben. Den Winter brachte er zu London in der Gesellschaft seiner Freunde zu, und den Sommer verlebte er im Ländchen Wales, wohin er allemal einige solide Männer mitbrachte, welche sich auch gern auf einige Monate von der verpesteten Hofluft und dem noch giftigern Ministerialdunst entfernen wollten. Frauenzimmer kamen gar nicht in den Cirkel, den Herr von Neckery um sich

versammelte, und noch weniger Hermaphroditen, oder — Laffen von Männerchen. Im Neckeryschen Hause war daher alles solid: Gespräch und Umgang, Denken und Handeln.

Herr von Neckery kannte den Pastor Hallifax sehr genau, und ehrte ihn als einen einsichtigen, geraden und braven Mann. Er liebte ihn sogar, trotz seiner Eigenheit, und ließ es gern geschehen, daß der junge Eduard fleißig mit seinem Richard umging. Er hielt dafür, daß der Zögling eines solchen Mannes seinen Sohn nicht verführen oder zu jugendlichen Teufeleien verleiten würde.

Hallifax war auch froh, daß Eduard in dem Hause des Herrn von Neckery freyen Zutritt hatte: denn hier, dachte er, findet er Gelegenheit, mit Leuten aus der großen Welt bekannt zu werden, und ihre feinern Sitten anzulernen ohne jedoch in die Unarten zu verfallen, welche man in der wirklichen großen Welt, als junger Mensch, nur zu leicht annimt.

Eduard ward auch nach und nach ein wirklich vollkommner junger Mensch, wie

man es nur kann in einem Alter von sieb-
zehn Jahren. Sein Vater, den er aber
noch immer nicht kannte, besuchte ihn flei-
ßig, und freute sich unendlich über seine
Fortschritte. Mylady Ramsey machte
ganz ihren Abgott aus ihm; aber Herr Hal-
lifax bat immer aufs inständigste, sie mög-
te ihrer Zärtlichkeit Einhalt thun, um, wie
er sich ausdrückte, ja keine Fratzenbilder in
das zarte Wachs einzudrücken.

Einigemal bat Eduard seinen Pflege-
vater, den Mylord, um die Erlaubniß, den
jungen Reckery nach London begleiten
zu dürfen; auch stimmte der alte Herr von
Reckery selbst in diese Bitte. Aber My-
lord Ramsey blieb dabey, daß der junge
Mensch erst völlig gebildet seyn müsse, ehe
er ihm erlauben könnte, in dieser äußerst
verderbten, schlüpfrigen, luxuriösen und mit
Gesindel aller Art angefüllten Stadt aufzu-
treten. Allemal schützte er vor, daß er
Eduards Vater, dem alten Sifflet, ver-
sprochen habe, ihn vor den zwanzigsten Jah-
re nicht nach London zu lassen: und Edu-
ard beruhigte sich.

Indessen hatte die ganze Nachbarschaft weit und breit allerhand Muthmaßungen über Eduards Abkunft. Herr von Reckey bekümmerte sich wenig darum, so wenig, als die, welche mit ihm umgingen. Aber die andern Herren und Damen, von und nicht von Qualität, räsonnirten gar artig darüber. Alle kamen darüber ein, daß Eduard dem Lord Ramsey mehr seyn müsse, als bloßes Pflegekind: denn er und die Lady, meynten sie, behandelten den Jüngling gar zu zärtlich. Die Meisten hielten ihn für einen natürlichen Sohn des Lords: denn ein eheliches Kind von ihm würde doch auch seinen Namen führen, und nicht auf einem Dorfe so lange aufgehalten werden. Noch Andere gaben ihn für einen Bastard der Lady aus; aber dagegen schien wieder Andern die Anhänglichkeit zu streiten, welche der Lord und die Lady einander bewiesen. Nach Einigen sollte Eduard eines sehr großen Herrn Nebensprößling seyn, über welchen der Lord die Aufsicht habe. So räsonnirten die Leute, und keiner traf, was sie zu treffen meynten.

Der junge Neckern sollte endlich nach der Gewohnheit Englischer Edelleute die Universität beziehen. Zwar hatte er nicht nöthig, dereinst als Gelehrter dem Staate zu dienen; aber sein Vater verlangte doch, daß er ein Kenner der Wissenschaften werden mögte. Ein Junker in Deutschland, der zu seiner Zeit nicht gerade in einem Dikasterium angestellt seyn will, denkt freilich anders und lernt lieber gar nichts, oder seine ganze Wissenschaft begränzt sich auf etwas Genealogie oder Stammkunde und auf ein Bischen Französisch, das er so, wie seine Muttersprache, erbärmlich radebrächt. Aber in England ist der Stand des Adels durch die Bank in den Wissenschaften geübt, und es giebt dort mehr adliche Frauenzimmer von großen Kenntnissen, als in Deutschland adeliche Männer von mittelmäßigen.

Oxford war die Universität, wohin Herr von Neckern seinen Sohn schicken wollte. Dieß sollte auf Ostern geschehen; und da Herr von Neckern sich den Winter über in London aufhielt: so hatte der jun-

ge Richard keine Hoffnung, seinen Freund Eduard noch vor seiner Abreise zu sehen. Er schrieb also an ihn kurz vor seiner Abreise, und nahm von ihm auf einige Jahre Abschied. Eduard antwortete hierauf nicht, und dieß machte ihn verlegen. Aber um desto angenehmer wurde er überrascht, als er bey seiner Ankunft in Oxford seinen Eduard ganz unvermuthet antraf. Lord Ramsey war nämlich mit seinem Orakel, dem Pastor Hallifax, zu Rathe gegangen, was mit Eduarden ferner anzufangen sey; und der Herr Pastor behauptete, daß er durchaus eine Universität beziehen müsse, um sich an die Welt zu gewöhnen, die er bisher meist blos nach der Theorie habe kennen lernen. Ich will aber nicht gerade, versetzte der Lord, daß Eduard ein Gelehrter werden soll.

Wenn er sonst die Wissenschaften nicht weiter treiben will, erwiderte Hallifax, so wird ihn die Universität nicht gelehrt machen. Universitäten scheinen zu unsrer Zeit nicht mehr dazu da zu seyn, daß sie junge Leute gelehrt machen. Aber den Nutzen ha-

ben sie doch, wenn gleich nur nebenher, daß sie junge Leute einander näher bringen, und oft Freundschaften veranlassen, die dem Vaterlande einst nützlich werden können, und besonders denen, welche sie schließen. Ausserdem legt der unscheurte, sich selbst überlaßne Universitäter das blöde Wesen ab, das zwar den Jüngling ziert, dem Mann aber schlecht stehen würde. Freylich geht Mancher zu Grunde durch die auf den Universitäten gewöhnliche Ausschweifungen; aber ich bin sicher, daß Eduard gegen Verführungen, besonders der Wüstlinge und der feilen Dirnen verwahrt genug seyn wird. Also ist mein Rath, daß Sie ihn nach Oxford schicken: Sie sind ja auch da gewesen!

Es soll geschehen, antwortete der Lord; aber ich werde ihm einen Hofmeister zugesellen.

Warum nicht gar einen Hofmeister! rief der Pastor. Mylord, setzte er hinzu, fast alle jungen Leute, die unter Hofmeistern die Universität beziehen, werden Taugenichtse. Ich mag mich nicht aufs Beweisen einlassen;

aber die Erfahrung beweißt es faſt alle Tage. Geben Sie Ihrem Sohn einen treuen Bedienten mit, und erkundigen Sie ſich von Zeit zu Zeit nach dem Verhalten Ihres Sohnes bey einem rechtſchaffnen, einſichtigen Mann, und laſſen Sie immer das unnütze Möbel, Hofmeiſter genannt, weg.

Der Rath des alten Hallifax wurde befolgt, und Eduard war ſchon auf der Univerſität zu Oxford, als Freund Richard dahin kam. Beyde wohnten in einem Hauſe, waren ſich beſtändig nahe und fanden in ihrem traulichen Umgang mehr Vergnügen, als die übrigen Wüſtlinge in ihrem Saus und Braus.

Vierter Abſchnitt.

Meine Leſer werden ſich erinnern, daß Lord Ramſey und Ritter Digby ſchon bey der Wiege ihrer Kinder darauf bedacht waren,

sie dereinst zu verbinden, und daß Emilie, die Tochter des Ritters, zu einer adelichen Dame, der Frau von Jersy, nach Schottland zur Erziehung geschickt wurde und man ihr, wie Eduarden, ihren Ursprung verborgen hielt.

Herr von Drayton und seine Gemahlin besuchten ihre Tochter einigemal in Schottland, und fanden die Erziehung der Frau von Jersy vortrefflich. Diese Dame hatte selbst eine Tochter von Emiliens Alter. An beyde Mädchen wendete sie ihre äußerste Sorgfalt; und die zarten Geschöpfe belohnten durch ihre Folgsamkeit und durch ihr sanftmüthiges Betragen die Bemühungen der Frau von Jersy ganz nach ihrem Wunsche.

Indeß auch Emilie fand es sonderbar, daß sie keinen Vater haben sollte, so wie es Eduard sonderbar gefunden hatte, daß er keine Mutter sah. Frau von Jersy, welche die strenaste Weisung hatte, ihr den Namen ihrer wahren Aeltern zu verbergen, sagte ihr, sie sey die Tochter des Sir Cates-by, welcher als Oberster bey der Marine gestanden, aber in Indien sein Grab gefun-

den habe, und ihre Mutter sey nach ihrer Geburt sofort gestorben. —

Eduards Aeltern hatten für die Ruhe ihres Kindes immer besser gesorgt, als Herr von Digby und dessen Gattin für die des ihrigen. Emilie weinte sehr, als sie jene traurige Nachricht erfuhr; aber ihre Thränen versiegten bald — wie denn überhaupt die Herzen der Frauenzimmer einen ziemlich festen Bau haben, und so leicht nicht brechen. Es giebt mehr unglückliche Weiber in der Welt als unglückliche Männer; aber jene vermögen den Schmerz eher zu ertragen: dieß beweisen die Selbstmörder. Gegen funfzig Männer, ja, gegen hundert, die aus Gefühl des Schmerzens oder der Schande das Leben wegwerfen, findet man kaum eine Selbstmörderin.

Emilie tröstete sich bald. Es mangelte ihr an nichts, um sich nach Herzenslust an und auszuputzen. Niemand machte ihr Verdruß; selbst ihre Lehrstunden waren Erholungsstunden. Dann war sie der Liebling ihrer Pflegemutter, bey der sie fast noch mehr galt, als deren eigne Tochter; und eben die

Tochter ihrer Pflegemutter war von den ersten Jahren an ihre vertrauteste Freundin: was konnte sie mehr wünschen?

Dazu kam noch, daß Ritter Digby und dessen Gemalin von Zeit zu Zeit den Wohnort der Frau von Jersy besuchten. Mistreß Digby machte Emilien glauben, ihre verstorbene Mutter sey eine Anverwandte von ihr gewesen; und Herr von Digby versicherte, daß ihr Vater, der brave Catesby, sein vertrautester Freund gewesen sey. Aus dieser Ursache würden sie sich ihrer immer annehmen und sie dereinst, da sie keine Kinder selbst hätten, bey ihrer Verheirathung ausstatten. Emilie hatte von der Nothwendigkeit, Vermögen zu besitzen, von Verheirathung und Ausstattung noch gar keinen Begriff, und begnügte sich mit der Zärtlichkeit, welche ihr Herr und Frau von Digby so reichlich erwiesen, und mit den kleinen Geschenken an Kleidern und Putz und Musikalien, die sie ihr von Zeit zu Zeit übermachten.

Emilie war vierzehnjährig, da ihr Vater als Hauptmann bey einem Feldregi-

ment, das nach Amerika bestimmt war, auch dahin abging. Vor seiner Abreise besuchte er seine Tochter noch einmal, und empfahl sie der guten Frau von Jersy aufs Beste. Emilie weinte beym Abschiede die bittersten Thränen, und beynahe hätte der Ritter das Geheimniß verrathen. Aber er ermannte sich, riß sich los, und eilte mit schwerem Herzen zu seiner Bestimmung.

Frau von Diabn war um jene Zeit krank, und hatte ihren Mann nicht begleiten können. Nachdem sie aber wieder hergestellt war, besuchte sie Emilien noch einmal in Schottland, und begab sich zur Befestigung ihrer Gesundheit nach dem mittäglichen Frankreich, wohin ihr die Aerzte gerathen hatten eine Reise anzustellen.

Emilie und die junge Jersy lebten in der allerbesten Harmonie, und waren sich bisher alles gewesen. Allein nun fingen beyde an, eine gewisse Leere zu fühlen, welche sie einander nicht ausfüllen konnten. Sie hatten sehr oft Langeweile, und mitten unter Scherz und Lachen wurden sie öfters auf einmal ernsthaft, und nichts war im Stan-

de, sie, wie vorher, zu ermuntern. Musik und Tanz und Gesang gefielen ihnen nicht immer, und sehr oft waren sie ihnen herzlich zuwider.

Frau von Jersy bemerkte bald die Veränderung, welche mit ihren Kindern — so nannte sie die beyden Mädchen — vorgegangen war, und fand bald die wahre Ursache. — Sie wußte, daß gewisse Triebe, welche im Kinde schlummern, sich in der Brust des heranwachsenden Jünglings und des reifenden Mädchens allmälig regen, und daß alsdann die Jugend der strengsten Aufsicht bedarf, zumal, wenn sich Gelegenheit zur Verführung zeigt.

Aber auf dem Landgut der Frau von Jersy fehlte diese Gelegenheit gänzlich. Auf dem Hofe selbst war nicht eine Mannsperson, die den jungen Fräulein hätte gefährlich werden können. Aeußerst selten erhielten sie Besuch von Männern, und nie kam ein wohlgebildeter Jüngling in ihr Haus, welcher Eindruck auf die jungen, lüsternen Gemüther hätte machen können. An eine Anzettelung irgend eines verliebten Romans

war vollends gar nicht zu denken. Die jungen Schönen waren gewiß so gut gesichert, als irgend ein französisches Mädchen ehemals im Kloster, wo man sie gewöhnlich erziehen ließ, um ihnen hernach bey ihrem Rücktritt in die Welt alle Arten von Vergnügungen und Lustigkeiten, ja sogar Ausschweifungen, zu erlauben.

Von dieser Seite also konnte Frau von Jersy sicher seyn. Aber die Mädchen daurten sie: es waren so gute Kinder, und jezt schlichen sie so traurig, so niedergeschlagen herum! Ihre gewöhnlichen Vergnügungen gefielen ihnen nicht mehr, und doch hatte die mitleidige Frau alle Ursache, ihnen keine auswärtige Vergnügungen zu gestatten. Herr von Digby hatte ihr aufgetragen, seine Tochter ja nicht in Gesellschaften zu führen, die sie ohnehin seit langer Zeit nicht mehr besuchte. Frau von Jersy sann also auf Mittel, ihren lieben Kindern Unterhaltung und Zerstreuung zu verschaffen, wählte aber gerade ein Mittel, das nach dem Urtheil der Pädagogen für

Jünglinge und Mädchen nicht das Beste ist.

Bisher hatte der Unterricht der beyden Fräulein in lauter ernsthaften Dingen bestanden, und ihre Lektüre war bis dahin nur ernsthaft gewesen. Der Zuschauer, die englische Uebersetzung von Rollins und Creviers historischen Schriften, Pope's Werke, Miltons verlohrnes Paradies, Swifts Briefe, Locke's Versuch über den menschlichen Verstand, Shakespears Schauspiele und Thomsons Jahrszeiten waren alles, was die Zöglinge gelesen hatten. Zwar sind die genannten Schriften vollkommen hinreichend, den Geschmack eines jungen Frauenzimmers zu bilden, zumal wenn sie so erklärt werden, wie Frau von Jersy sie erklärte. Aber sie befriedigen bey weitem die Neugierde nicht, welche in der weiblichen Brust ihren Sitz hat.

Frau von Jersy hielt ihre Lieblinge für hinlänglich unterrichtet, und hatte in sofern Recht, da sie für ihr Alter recht viel gelernt hatten. Sie wollte ihnen also eine andre

Art Lektüre verschaffen, von welcher sie gar viel Unterhaltung und Zerstreuung für die jungen Seelen erwartete.

Fünfter Abschnitt.

Wenn Frau von Jersy die Vorrede des Bürgers von Genf zu seiner neuen Heloise gelesen hätte, so würde sie dem großen, erfahrnen Mann vielleicht geglaubt haben, daß die Romane keine Lektüre für ledige Frauenzimmer sind. Rousseau spricht: Niemals hat ein keusches Mädchen — Romane gelesen! — Das heißt wahrhaftig viel gesagt, und unsre jungen Mädchen, die schon im zehnten Jahre Romane zu verschlingen anfangen, werden gewaltig die Nase rümpfen, wenn sie die kategorische Behauptung des Philosophen lesen und — verstehen sollten.

Und doch hat Rousseau Recht!

Recht? wird hier manches Mädchen ausrufen. Das Lesen der Romane wäre mit der Keuschheit unvereinbar? — Nun so sind fast alle Mädchen in Deutschland, die Bauermädchen etwan ausgenommen, ohne Keuschheit! Das gnädige Fräulein, die Mamsell, die Junafer, die Aufwärterin, kurz, das ganze Quantum von Frauenzimmern, die irgend Erziehung haben, lesen Romane: und Rousseau behauptet, kein keusches Mädchen habe je Romane gelesen? Das ist gelogen! Rousseau ist ein Pasquillant!

Nicht doch, meine Schöne! Sie müssen den Mann nur recht verstehen! Rousseau spricht keineswegs von der äußern Unschuld, sondern von reiner Gesinnung, von den reinen Neigungen des Herzens, und von der Unbekanntschaft mit der Ausschweifung.

„Ich kenne die Ausschweifung nicht: denn ich habe nie ausgeschweift.

Das folgt nicht: man kann das Laster allerdings kennen, ja, sich sogar danach sehnen, ohne es begangen zu haben.

„Woher schließen Sie denn, daß ich es kenne?“

Wurden Sie vorher nicht über und über roth, als Herr von Marran ein Stück aus dem Schleifermädchen vorlas?

„Das war eine erzgarstige Stelle!“

Garstig war jene Stelle unläugbar; aber wer sagt' es Ihnen, daß die Stelle das sey? Nicht wahr: Sie fühlen's, daß gewisse Handlungen darin geschildert werden, die die ehrbare Welt verdammt? Sie kennen also doch das Laster; und von der Kenntniß der Wollust zur wirklichen Uebung derselben ist der Uebergang nur zu schnell und leicht. Wenigstens entstehen wollüstige Begierden; und diese sind mit dem hohen Begriff von Keuschheit, den sich der Genfer Bürger machte, völlig unvereinbar. Die wirkliche Verletzung der Keuschheit, ist nur eine Kleinigkeit noch, wenn schon das Herz voll unreiner Begierden ist, eben so, wie der aufhört, ein ehrlicher Mann zu seyn, der zwar keinen betrogen hat, aber doch damit umgeht, und nichts sehnlicher wünscht, als eine Gelegenheit, Andere zu hintergehen. —

So wahr dieß ist, so wenig begriff es Frau von Jersy. Sie hielt zwar nicht viel

auf Romane; aber bloß, weil sie glaubte, es seyen Bücher, durch deren Lesen man die Zeit verschwende. Und dieß ist auch der einzige Schade, welchen Bücher dieser Art bey ihren meisten Lesern anrichten. Ein Student z. B. liest den allerunsinnigsten Roman, worin Schlüpfrigkeit und Zoten im reichlichsten Maaße aufgetischt sind, und wird weiter nicht sittlich verdorben: denn das ist er — eben seiner schlüpfrigen Wahl wegen — schon in hohem Grade Aber dieses Lesereyhält ihn auch noch ab, seine Dogmatik, seine Pandekten u. dergl. zu studieren, und macht, daß er als ein armer Sünder ohne Kenntnisse nach Hause kommt.

Indeß bey einem jungen unerfahrnen Frauenzimmer äußern die Romane weit schlimmere Wirkungen, die oft nur zu sichtbar werden.

Dieses überlegte die gute Frau von Jersy nicht, und um ihren Mädchen Zeitvertreib zu verschaffen, schrieb sie nach Edimbura an einen Buchhändler, und bat sich die neusten und besten Romane aus, da sie

in diesem Fach der Literatur selbst nicht zu Hause war.

Bey den Buchhändlern heißen aber die besten Romane die, welche am meisten gekauft und gelesen werden. Er schickte daher drey Dutzend ganz neue Geburten dieser Art, worunter einige gute, einige mittelmäßige, und sehr viel ganz schofele waren. Sie wurden behende ausgepackt, und nun gings ans Lesen fast Tag und Nacht.

Selbst Frau von Jersy ließ sich täglich eine Stunde daraus vorlesen, und fand die Sächelchen ganz artig, weil sie ihr zur Unterhaltung dienten. Aber die jungen Frauenzimmer wurden nicht allein unterhalten, sondern auch auf eine angenehme Weise in Dingen unterrichtet, die ihnen bisher unbekannt geblieben waren, oder wovon sie sich bloß eine dunkle Vorstellung gemacht hatten. Sie waren also im Lesen unermüdet, und nach Verlauf von zwey Monaten waren alle 36 Romane glücklich durchstudiert.

Frau von Jersy wunderte sich ungemein, als die Mädchen ihr sagten, die herrlichen Bücher seyen ausgelesen, und sie bäten

um mehrere. Sie konnte nicht begreifen, wie junge Mädchen im Stande wären, 36 dicke Bücher in 60 Tagen durchzustudieren, und wollte es Anfangs gar nicht glauben. Aber die Fräulein wußten jede Historie auf den Fingern herzuerzählen, ohne auch den geringsten Umstand auszulassen. Dabey berühmten sie sich, ganze Nächte schlaflos bey dieser allerliebsten Leserey zugebracht zu haben.

Die alte Dame errieth zwar den wahren Schaden noch immer nicht, welchen dieß Romanlesen anrichten konnte; aber sie wollte sich doch nicht bewegen lassen, abermals einen ähnlichen Stoß zu verschreiben, aus Furcht, ihre lieben Töchter mögten sich zu sehr dabey anstrengen, und dadurch ihrer Gesundheit schaden. Sie lehnte also deren Bitte ganz höflich ab.

Aber dieß hieß nichts gethan. Emilie hatte Geld, welches ihr Herr von Diaby reichlich gegeben hatte; und da hielt es nicht schwer, den Dorfschulmeister, einen alten Saufaus, der aber doch ein guter Musiker

war, und das Clavierspiel der Fräuleins dann und wann mit der Violine begleitete, zu bewegen, ihnen Romane kommen zu lassen, wovon denn er, der Herr Bakelar Saufaus, jedesmal den Rabat für sich behielt, um Schnapps dafür anzuschaffen.

In kurzer Zeit hatten die jungen Damen eine vollständige Romanen-Bibliothek, worin alles untereinander stand, was seit zwanzig Jahren in England, Frankreich und Deutschland — denn damals hatte man schon angefangen, die Geistesprodukte der Ausländer und sogar der Deutschen ins Englische zu übersetzen — gutes und schlechtes in diesem Fach war fabricirt worden.

Frau von Jersy merkte von dem Unwesen nichts, und war nur froh, daß die Mädchen so vergnügt mit ihrer Lage waren.

Aber das schien nur so: denn die neugierigen, unerfahrnen Kinder hatten sich aus den Romanen ein System für ihr künftiges Leben gebildet, bey welchem sie nichts weniger, als mit ihrer Lage zufrieden seyn konnten. Ich werde dieses System nicht anführen: denn man findet es fast in allen Ro-

manen und nicht selten in der wirklichen Welt. Aber ein Grundsatz war in diesem System, welchen vorzüglich Fräulein Emilie zu ihrem Fundamentalprincip gemacht hatte, nämlich: bey der Wahl eines künftigen Gatten — darauf bezog sich natürlich das ganze System — bloß ihr Herz um Rath zu fragen, und ja nicht auf den Rath oder den Befehl Andrer zu achten.

Frau von Digby hatte ihrer Tochter bey ihrem letzten Besuch zu verstehn gegeben, daß man einen Bräutigam für sie schon erlesen habe, der aber noch außerhalb des Königreichs sey, und erst nach einigen Jahren zurück kommen würde. Sie hatte hinzugesetzt, daß Herr von Digby und sie auf Seiten des Fräuleins keine Widersetzlichkeit befürchteten; und Emilie hatte auch in ihrer Unerfahrenheit versprochen, sich gänzlich nach dem Willen ihr so theurer Personen zu richten. Aber seitdem die Unerfahrne den Wust Romane gelesen hatte, war sie in dieser Hinsicht andres Sinnes geworden. Sie sah einen Gemahl, von fremder Hand ge-

geben, als einen aufgedrungenen Tyrannen an, den man unmöglich lieben, und mit dem man noch weniger glücklich leben könne. Liebe machte nach ihrer Denkungsart nur allein glücklich, und sonst nichts. Eigne Wahl also sollte und mußte den bestimmen, der dereinst ihr Gatte, der Gefährte ihres Lebens, die Quelle ihrer Freuden, und der Vater ihrer Kinder werden sollte.

Dieses Princip mußte der Verfasser dieser Erzählung aus seiner wahren Quelle herleiten, weil es auf die künftigen Schicksale unsers Eduards und des Fräuleins Emilie so vielen Einfluß gehabt hat.

Sechster Abschnitt.

Auf der Universität zu Oxford, wohin wir unsern Eduard und dessen Freund Richard gebracht haben, herrschte damals ein wilder Studententon, ohngefähr wie vor

zwanzig Jahren auch auf den Universitäten in Deutschland. Die Oxforder Studenten waren aber eher im Stande, ihre Ausschweifungen meistermäßig auszuführen: denn sie hatten Geld, woran es den meisten deutschen Wüstlingen mangelt.

Ein Ton dieser Art konnte natürlich unsern wohlgezogenen Jünglingen nicht gefallen. Sie machten gar selten mit, wenn irgend ein Stück von Burschenpossen vorfiel, und blieben endlich ganz und gar davon. Dieß zog ihnen Neckereyen und Händel zu. Aber statt sich über dergleichen hinwegzusetzen, oder die Hülfe der Obrigkeit gegen Beleidigungen anzurufen, machten sie es wie ächte Engländer, und schlugen sich, so oft man es an sie brachte. Sie hatten zwar zu viel Pflicht- und Ehrgefühl, als daß sie Andre hätten beleidigen oder Händel anfangen sollen; allein niemals ließen sie, wie man zu sagen pflegt, etwas auf sich sitzen, und machten ihre Sache immer mit Ehren aus, wie der rohe und soldatisirende Student zu denken pflegt. Sie hatten beyde den verkehrten Grundsatz, der noch manches Studen-

ten-Gehirn anfüllt, daß ein Akademiker, ein Edelmann, und ein Soldat sich selbst beschimpfe, wenn er gegen Beleidigungen, die ihm ein Kamerad anthut, die Obrigkeit behelliget.

Beyde Jünglinge waren indeß gute Fechter, und so setzten sie sich in kurzer Zeit in ein Ansehn, daß niemand so leicht ihnen zu nahe kam: und eben dieß ist der einzige Vortheil, den die edle Fechtkunst noch auf Universitäten verleihen kann. Allein für unsre Freunde hatte diese noble Kunst noch einen andern sehr wesentlichen Nutzen.

Richard Neckery war von seinem Vater zum Soldaten bestimmt, und Eduard hoffte, seinen Freund begleiten zu dürfen. Er schrieb auch wirklich an seinen vermeinten Pflegevater, den Lord Ramsey, und an seinen Lehrer Hallifax, und bat um die Erlaubniß, Dienste bey der Englischen Marine nehmen zu dürfen: denn bey dieser würde auch der junge Neckery dienen. Der Lord antwortete, daß er gar nicht gesonnen sey, ihn dem Soldatenleben zu widmen. „Ich habe, schrieb er unter Andern, mir vorgenommen, dir eins von mei-

nen Gütern abzutreten. Du mußt nur wissen, daß dein guter Vater deiner braven Mutter im Tode gefolgt ist. Dein Vater aber hat noch einmal, kurz vor seinem Ende, mich zu deinem Vormund ernannt; und da ich selbst keine Kinder habe, so werde ich dich an Sohnes Statt annehmen, und dir eins von meinen bessern Gütern abtreten. Du siehst also, daß du dich dem Kriegsdienste nicht auf beständig widmen darfst. Doch willst du eine oder einige Campagnen mitmachen, so lange nämlich der jetzige Krieg noch anhält, so habe ich nichts dagegen."

Wer war jetzt froher, als Eduard! Die Einwilligung seines Pflegevaters war ganz nach seinem Willen. Zum Soldatenleben auf Zeitlebens hatte er selbst nicht Lust, und nur die Freundschaft zu seinem Richard bestimmte ihn, als Volontär den Dienst bey der Marine anzutreten.

Der junge Reckern freute sich nicht weniger. Nun wenigstens konnte er seinen Eduard noch lange um sich haben, oder wenigstens ihm nahe seyn; und beyde machten sich Vorstellungen von Krieg und Schlach-

ten, wie Leute sie gewöhnlich machen, die Dinge dieser Art noch nie gesehen haben, und folglich aus der Erfahrung nichts davon wissen.

Ich habe noch, fing einst Richard an, einige Verwandte in Schottland zu besuchen, welches mir mein Vater in seinem lezten Briefe befohlen hat: willst du, mein Lieber, die Reise mitmachen?

Eduard besann sich, machte einige Einwendungen, vorzüglich die, daß Lord Ramsey ihm verboten habe, weite Turen von der Universität vorzunehmen. Neckery indeß wußte ihm alle Bedenklichkeiten auszureden, und rieth ihm, unter einem angenommenen Namen in Schottland sich zu produciren. Dieß gefiel unserm Helden, und die Reise wurde angetreten.

Ihr Weg ging erst nach Edinburg, der ersten Stadt von einigem Belang, die Eduard, der sich jezt Pallo nannte, zu sehen kriegte. Hier fand er allerley, was er noch nie gefunden hatte, und wunderte sich anfangs über alles, was ihm als neu

aufstieß. Aber bald ward ihm die Edinburger sogenannte große Welt zum Ekel.

Du bist nicht recht aufgeräumt hier, sagte Reckery, der das merkte: fehlt dir was?

Eduard. Ich weiß nicht, die Zeit wird mir hier unerträglich lang.

Reckery. Wie mag dir die Zeit in einer großen volkreichen Stadt lang werden, wo du jedes Vergnügen genießen kannst?

Eduard. Kannst mir's glauben: ich finde an den hiesigen Vergnügungen kein Behagen: es ist mir alles so steif, so gezwungen!

Reckery. Weißt du was: reise Morgen mit mir aufs Land! Ich habe eine Base einige Meilen von hier, die ich gern sehen möchte. Es ist eine kreuzbrave Frau, welcher nichts fehlt, als Vermögen. Ihr verstorbner Mann war meines Vaters bester Freund, aber er hinterließ seiner Wittwe nichts, als ein elendes Gütchen, weil er zu ehrlich war, sich auf Unkosten des Staats zu bereichern. Wir wollen Morgen hinreiten; die Dame soll eine hübsche Tochter haben.

Eduard. Was gehen mich die hübschen Töchter in Schottland an!

Reckery. Solltest du gegen das Frauenzimmer gleichgültig seyn?

Eduard. Ich fühle, daß ich es vielleicht nicht immer ganz seyn werde, aber noch bin ich es. Inzwischen ist für mich schon gesorgt.

Reckery. Wie so?

Eduard. Du weißt, welche Verbindlichkeit ich dem Lord Ramsey habe. Als ich ihm nun neulich meinen Wunsch anzeigte, dich auf einer Expedition in den Amerikanischen Krieg zu begleiten, gab er seine Einwilligung, aber mit dem Beding, nach vollendetem Krieg nach England zurück zu kommen, und die Tochter seines besten Freundes, die er für mich erlesen und schon erbeten hat, zu heirathen.

Reckery. Und du hast eingewilliget?

Eduard. Warum sollt ich nicht! Der Lord sorgt gewiß gut für mich. Wie er schreibt, soll das Mädchen hübsch seyn, und brav Geld haben. Was will ich weiter?

Neckern. Gratuliere! Aber du reiſeſt doch Morgen mit?

Eduard. Ohne Bedenken: ich muß einmal wieder auf einige Tage Landluft genießen.

Eduard und ſein Freund ritten den folgenden Morgen nach Dobly — ſo hieß der Wohnort der Madam Jerſy — denn dieſe Dame war eben die Verwandte von Sir Neckern. — Weil ſie aber, wegen der drückenden Hitze oft einkehrten, ſo kamen ſie erſt ſpät an und nahmen ihr Nachtquartier im Gaſthofe. Eduard nämlich hielt es für unanſtändig, die Baſe noch ſo ſpät zu beunruhigen. Ueberhaupt, ſo launigt er jezt einmal war, war er nicht davon abzubringen, ſo lange Neckern in Dobly ſeyn würde, im Gaſthofe zu verbleiben.

Den folgenden Morgen früh beſuchte Richard ſeine Baſe, die Frau von Jerſy; Eduard aber borgte ſich eine Flinte, und ging auf die Jagd, welche in Schottland ſo frey iſt, daß man, für einige Schillinge an den Förſter, die Erlaubniß erhält, den gan-

gen Tag, ja, mehrere Tage hinter einander zu jagen, oder vielmehr Hasen aufzusuchen, die jedoch auch in diesem Lande so rar sind, als vielleicht jezt nimmermehr in Frankreich.

Eduard schweifte weit und breit herum, und als er nach der Uhr sah und seinen Magen um Rath fragte, fand er, daß er zum Mittagessen unmöglich zurück nach Dobly kommen könnte. Er ging also weiter und bald auf ein hübsches großes Dorf zu, das er endlich erblickte, um sein Mittagsmahl dort im Gasthof einzunehmen. Vor dem Dorfe stieß ihm indeß ein Hase auf; und ohnerachtet er leicht hätte denken können, daß des Försters von Dobly Erlaubniß bis dahin nicht reichte, so war er doch dreist genug, den Hasen zu erlegen.

Kaum war der Schuß gefallen, als auf einmal ein Jäger vor ihn trat, und ihn sogar hinderte, seine Beute aufzunehmen.

Herr, sagte der Jäger, wer erlaubt Ihnen, hier Hasen zu schießen?

Eduard verstummte, denn er war dergleichen Anreden nicht gewohnt.

Herr, fuhr der Jäger fort, das wird Ihnen theuer zu ſtehn kommen. Meine gnädige Frau verſteht in ſolchen Fällen keinen Spaß.

Eduard fuhr, ohne eine Wort zu erwidern, nach der Börſe, und bot dem Jäger ein Stück Geld. Dieſer aber, ich weiß nicht, aus welcher Urſache, war, wider die Natur der Jäger, unempfindlich gegen das Goldſtück, und taub gegen Eduards Bitten.

Ich muß Sie, ſagte er, zur gnädigen Frau von Ahar führen: denn Jagdſachen entſcheidet ſie allemal ſelbſt, und ich würde mich unglücklich machen, wenn ſie erführe, daß ich jemanden hätte gehen laſſen, der in der Jagd gefrevelt hat.

Eduard. Gut, mein Freund! Aber ehe er mich zu ſeiner Gnädigen führt, erlaube er mir, im Gaſthof erſt zu eſſen: denn mich hungert.

Jäger. Das kann ich wohl; aber ich muß auf Sie Acht haben: die Gnädige ſpeiſet ohnehin jezt. Doch ſagen Sie mir, lie-

der Herr: wer ſind Sie, damit ich Sie melden kann!

Eduard. Ich bin ein Student von Oxford, und nenne mich Esquire Pally.

Jäger. (erſtaunt) Pally? — von Dublin?

Eduard. (entſchloſſen) Ja, von Dublin.

Jäger. Der Sohn des Herrn John Pally?

Eduard. Nein.

Jäger. Auch nicht des Herrn James Pally?

Eduard. Auch nicht.

Jäger. Nun weiß ich doch gewiß, wie Ihr Herr Vater hies: er hieß William Pally: nicht wahr?

Eduard. Er hats getroffen.

Jäger. Ja, ſehen Sie: da hätt' ich einen ſchönen Bock ſchießen können. Meine gnädige Frau iſt Ihre Baſe, lieber Herr!

Eduard. Wenn ſie Frau von Ahar heißt, ſo kann es wohl ſeyn.

Unter dieſem Geſpräch waren beyde in dem Gaſthof angekommen. Eduard, dem das Eventheuer behagte, und der es weiter

bestehen wollte, ließ eine Butelle Ale nach der andern geben, und der Jäger wurde so redselig, daß Eduard ohne Mühe alles von der Familie der Frau von Ahar herausbrachte, was nöthig war, sich für ihren Vetter auszugeben. Uebrigens beschrieb der Jäger die Gnädige als eine außerordentlich geschwätzige Dame, bey welcher man selten zum Wort kommen könnte. Dieß war Eduarden gerade recht: denn nun hoffte er, nicht in Verlegenheit zu kommen, oder sich zu kompromittiren.

Nachdem der Jäger zur Genüge getrunken hatte, ging er hin, der Gnädigen zu melden, wen er angetroffen habe, und erhielt Befehl, den Herrn Vetter aufs Schloß zu bringen. Die Gnädige empfing unsern Helden sehr freundlich, umarmte ihn aufs zärtlichste, nannte ihn den einzigen Uebriggebliebenen ihrer berühmten Familie, that tausend Fragen an ihn, ließ ihn aber nicht zur Antwort kommen, und dankte ihm aufs verbindlichste, daß er nach Schottland gekommen sey, sie zu besuchen.

Aber, setzte sie hinzu, wo haben sie denn erfahren, daß ich mich jezt hier aufhalte? Ich habe sonst im nördlichen Theil des Königreichs gewohnt, und bin erst seit kurzer Zeit hieher gezogen. Wer hat Ihnen denn schon gesagt, daß ich hier bin, lieber Vetter!

Eduard sagte ganz kurz, er sey erst seit einigen Tagen in Edinburg, wohin ihn ein Freund von Oxford aus begleitet habe. Ich wußte, fuhr er fort, daß Ihre Güter in Nordschottland lagen, und wäre auch gleich dahin geeilt, wenn ich nicht meinem Freund den Gefallen, den er mir schon erwiesen hatte, auch hätte erzeigen und ihn nach Dobly begleiten müssen. Glücklicher Weise entdeckte ich dort Ihren Aufenthalt, liebste Base!

Fr. von Ahar. Was machten sie denn in Dobly?

Eduard. Mein Freund hat da eine Verwandte, die Frau von Jerfy.

Fr. v. Ahar. Ey, mein Gott, das ist ja meine beste Freundin! Noch vor einigen Tagen war sie bey mir, und Uebermorgen will ich zu ihr. Sie müssen mit fahren,

Herr Vetter! Es ſchickt ſich nicht, daß ein Vetter von mir in der Gegend mit der Flinte zu Fuße herumläuft!

Eduard. Wenn Sie mir's erlauben, liebe Baſe, ſo kehre ich noch heute nach Dobly zurück: mein Freund erwartet mich gewiß, und dieß auf mein Wort.

Fr. v. Ahar. Da ſeht doch, die Baſe ſoll dem Freunde nachſtehen! Nein, nein, Vetterchen, daraus wird nichts!

Hierauf ließ die Gnädige ihrer Zunge erſt rechten Lauf, erzählte ihrem Vetter ſo viel aus der alten, mittlern und neuern Geſchichte ihrer Familie, nannten ihm den Namen ſeines Vaters, Großvaters und Urgroßvaters ſo oft, daß er beynahe in die Verſuchung gerieth, ſich für ein Mitglied der vornehmen Familie der Frau von Ahar anzuſehen. Auch von Zeit zu Zeit ließ ſie einfließen, daß es ihn nicht gereuen würde, geblieben zu ſeyn, indem ſie noch einen gewiſſen Jemand erwarte, bey deſſen Anblick ihm die Gedanken an Freund und Dobly gewiß ſchwinden würden.

Dieser Jemand kam endlich, und es war niemand anders, als Fräulein Mathilde, der Frau von Ahar einzige Tochter, welche in der Nähe auf Besuch gewesen war. Sie wurde dem Vetter auf die ceremoniöseste Art gleich vorgestellt.

Ein Vetter? rief das Fräulein: und mit diesem Ausruf hing Sie Eduarden am Halse.

Meine Tochter ist in Paris und in London gewesen, Vetterchen, sagte Frau von Ahar: sie versteht Lebensart, und liebt das Unschenirte.

Mathilde. Ich muß noch in den Park spazieren gehen, Mama, und der Vetter begleitet mich.

Fr. v. Ahar. Ich mögte aber mit dem Vetter gern noch weiter sprechen; doch wie du willst, Mathildchen! Beym Abendessen und hernach ists ja noch immer Zeit dazu! Kommen Sie, Vetter, sagte das Fräulein, nahm Eduarden beym Arm, und zog — wie ein unschenirtes Universitäts-Mamselchen — ihn fort, ehe er ihr noch ein Wort hatte sagen können.

Fräulein Mathilde fand an dem jungen, schönen Mann viel Geschmack, oder er gefiel ihr, wie man einer Kokette kann gefallen, und sie beschloß, ihn in ihr Netz zu ziehen und hernach, wie schon eine Menge Anderer, auszulachen. Eduard aber fand alle ihre Netzkünste unerträglich. Er schwieg also, und Fräulein Mathilde nahm sein Stillschweigen für ein Zeichen des Eindrucks, den ihre Schönheit auf sein Herz gemacht hätte.

Sie wurde in diesem Glauben noch täuschender gestärkt, [illegible] er auch während des Abendessens, welches doch artig genug eingerichtet war, wenig aß, und auf die unendlich-vielen Fragen, die an ihn gethan wurden, nur einsylbig antwortete, und bald bat, daß man ihm erlauben mögte, schlafen zu gehen, weil er sehr müde sey.

Haben Sie nichts bemerkt? sagte Mathilde zu ihrer Mutter, als Eduard herauf war.

Fr. v. Ahar. Was denn mein Töchterchen?

Mathilde. Je nun, (sich zierend) daß der Herr Vetter nicht gleichgültig gegen mich geblieben ist!

Fr. v. Ahar. Meynst du, Mathildchen?

Mathilde. Ich versichre Sie, Mamachen: er ist unsterblich verliebt.

Fr. v. Ahar. Hat er dirs etwan eingestanden?

Mathilde. Nein; aber ich verstehe mich auf die Liebe.

Fr. v. Ahar. Höre mein Töchterchen: das sollte mir nicht unrecht seyn. Der Vetter ist aus unsrer vornehmen Familie und reich: denn reich war sein Vater, und er ist dessen einziger Erbe. Auch fängst du an, in die Jahre zu kommen. Ueberleg's mein Kind; und wenn du den Vetter leiden kannst: so nimm ihn: ich will's herzlich gern zugeben!

Siebenter Abschnitt.

Obgleich Fräulein Mathilde eine Kokette war, so hatte Eduard wirklich starken Eindruck auf sie gemacht, und das Wort ihrer Mutter: „du kömmst in die Jahre“, die sie zwar schon oft gehört hatte, überzeugten sie mehr, als jemals, daß es Zeit sey, an eine eheliche Einrichtung zu denken.

Sie ging mit diesen Gedanken zu Bette; aber lange kam kein Schlaf in ihre Augen. Sie überlegte hin und her, wie das Vorhaben, Eduard sicher anzukirren, ausgeführt werden könnte. Sie war zwar in Intriguen erfahren; aber bisher hatte sie bloß Liebeshistörchen zur Lust, zum Zeitvertreib betrieben, und hatte an eine ernsthafte Verbindung noch gar nicht gedacht. Solche Histörchen anzufangen, sie nach Gutbefinden fortzuspielen, und ihnen ein Ende nach Belieben zu geben, war ihr bisher nur Spaß, nur eine große Kleinigkeit gewesen! Aber nun wurde es ihr doch etwas bange, und sie

beſchloß, alle Macht ihrer Reize aufzubieten, um ihren Vetter unfehlbar zu feſſeln.

Den folgenden Tag ſchlug Frau von Ahr vor, daß man den Nachmittag die Frau von Jerſy beſuchen wolle. Eduard wünſchte, daß man dieß früher thun mögte, weil er ſich im Stillen zu ſeinem Freund zurück ſehnte, um deſſen Angſt um ihn deſto eher zu heben. Aber er mußte ſich fügen: die Frau Baſe belehrte ihn, daß ein Mann von Lebensart einem Frauenzimmer nichts abſchlagen dürfe.

Fräulein Mathilde erſchien den Tag nicht eher, als nach Tiſche, aber aufs geſchmackvollſte gekleidet. Da ſie wirklich ein ganz hübſches Mädchen war: ſo hatte ſie jezt alles, einen jungen Mann den Kopf verwirrt zu machen. Aber der hätte auch weniger delikat ſeyn müſſen, als unſer Eduard, an welchem eben darum alle ihre Künſte verlohren gingen. Er verachtete den freyen, oder, wenn man will, frechen Ton und die laſciven Gebehrden der Kokette durchaus, und war daher gegen alle ihre Ankirrungeu unempfindlich. Er ſaß, nach-

dem sie in den Wagen gestiegen waren, um zur Frau von Jersy zu fahren, ganz stille da, und ließ die gnädige Base ihre Zunge nach Herzenslust in Bewegung setzen.

Mathilde sah ihn recht oft erzzärtlich an, und fragte zu verschiedenen Malen, was ihm fehle? Um dieser lästigen Fragen endlich los zu werden, gab er heftige Kopfschmerzen vor. Die Lüsterne nahm dieses Vorgeben für ein Symptom entstehender Liebe: denn sie hatte in einigen Romanen gelesen, daß angehende Liebhaber allemal Kopfweh bekommen sollten.

Endlich kamen sie in einen kleinen Park der Frau von Jersy. Eduard sah schon aus der Ferne seinen Freund Neckery in tiefem Nachdenken unter den Bäumen einherschlendern. Schnell sprang er aus dem Wagen, lief auf ihn zu, erzählte ihm in wenig Worten sein Abentheuer, und eilte nach dem Wagen zurück, weil Frau von Ahar unaufhörlich schrie: „Ey, Herr Vetter, wo wollen Sie hin? Kutscher halt! Herr Vetter, kommen Sie doch! Hören Sie denn nicht Herr Vetter?“

Eduard ſtieg geſchwind wieder ein, entſchuldigte ſich bey den Damen, gab vor, daß der Herr da, den er ſo unvermuthet antreffe, ſein Freund, Herr von Reckery ſey, und daß er nicht habe unterlaſſen wollen, ihn einen Augenblick zu ſprechen. Die alte Dame ſchüttelte den Kopf, verwieß ihm ſeine undiskrete Eilfertigkeit, und fuhr fort, von tauſend Dingen durcheinander zu plaudern, bis ſie endlich den Hof der Frau von Jerſy erreichten.

Frau von Jerſy erblickte nicht ſo bald aus ihrem Fenſter den Wagen der Frau von Ahar, als ſie pfeilſchnell mit ihrer Tochter und Emilie herbey eilte, ihre Gäſte zu empfangen. Die Damen umarmten ſich, und Frau von Ahar ſtellte Eduarden mit den Worten vor: „Hier, meine Damen, iſt mein Vetter Eduard Pally, Esquire, der lezte Mannsſtamm meiner vornehmen Familie!“

Frau von Jerſy verſicherte, daß Sir Reckery ihr ſchon viel Gutes von dem jungen Mann geſagt habe.

Das ist auch wahr, erwiederte Frau von Ahar: alle Patty's waren brave Männer und mein Vetter Eduard schlägt nicht aus der Art. Er ist mir zwar nahe anverwandt, doch hoffe ich, er soll es noch näher werden.

O, plaudern Sie doch nicht so viel, Mamachen, sagte Fräulein Mathilde, und trippelte bald hiehin bald dahin.

Während dieses Gespräches, das noch lange fortgesezt wurde, ehe man daran dachte, ins Wohnhaus heraufzusteigen, warf Eduard seine Augen auf die beyden jungen Damen, welche mit der Frau von Jerfy herab gekommen waren, und ließ sie mit dem innigsten Wohlbehagen auf Fräulein Emilie ruhen. Die Reize dieses liebenswürdigen Mädchens machten auf den ersten Augenblick einen Eindruck auf ihn, der nie wieder verlosch, und der ihn in der Folge zu den gefährlichsten Unternehmungen verleitete. Beym Kaffee und bey der Promenade in dem Garten, siegte Emilie völlig über den armen, unerfahrnen Eduard. Aber der Eindruck, den sein Wuchs und An-

stand auf das Herz des Fräuleins gegenseitig machte, war nicht geringer. Kurz, sie liebten sich, ohne sich nur ein Wort gesagt, ja, ohne sich der Augensprache bedient zu haben. – Meine Leser werden übrigens verzeihen, daß ich keine Genealogie dieser Liebschaft hersetze: sie finden dergleichen in Romanen genug, und eine der schönsten steht beym Virgilius im vierten Buch der Aneide.

Gegen Abend wollten die fremden Damen wieder fort, und Eduard mußte, so sehr auch Sir Neckery bat, daß man ihn da lassen mögte, mit zurück fahren. Neckery versprach indeß auf den speziellen Befehl der Frau von Ahar, den andern Tag früh Eduard zu besuchen.

Dieser saß jzt noch trübsinniger im Wagen, als vorher, und seufzte mehrmals sehr vernehmlich. Mathilde hielt dieß für ein gutes Zeichen, und schwieg, während ihre Mutter die Zunge nie ruhen ließ.

Den andern Morgen war Eduard nach Art der Verliebten, früh aufgestanden, um im Park seinen Gedanken freyen Lauf zu las-

sen. Er mogte wohl eine Stunde herumgeschlichen seyn — denn das Herumgehen der Verliebten kann man unmöglich Spazieren nennen — als Fräulein Mathilde im allerschönsten Hausgewande vor ihm stand, mit einem Buche in der Hand.

Guten Morgen, Vetterchen, sagte Sie. Sie sind auch recht unartig, daß Sie das Haus verlassen, ohne jemanden etwas zu sagen. Wir glaubten schon, Sie wären davon geschlichen.

Eduard stotterte eine Entschuldigung. Mathilde lächelte, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn zu einer Rasenbank. Hier, sagte sie, wollen wir uns nieder setzen, und Sie, liebes Vetterchen, müssen mir etwas vorlesen! Eduard nahm das Buch — es war Shakespears Romeo und Julie — und las mit einem Feuer, das sich für seine Lage und für das vortreffliche Trauerspiel schickte.

Mathilde war über die Vorlesung ganz entzückt. Sie ergriff Eduards Hand, und drückte sie mit Enthusiasmus. Endlich schlug sie ihren Arm um seinen Hals, und

gab ihm einen recht feurigen Kuß auf seine Wangen. In dem Augenblick vergaß Eduard, daß nicht Emilie, sondern Mathilde ihm zur Seite saß. Er erwiderte den Kuß, wie er ihn empfangen hatte; und als eben Emiliens Bild vor seiner Seele vorüberging, seufzte er bedeutend. Mathilde umarmte ihn von neuem, küßte ihn noch feuriger, seufzte gleichfalls, und wer weiß, was weiter geschehen wäre, wenn nicht Reckery herangekommen und das So-allein-seyn gestöhrt hätte. Dieser hatte sein Pferd dem Bedienten gegeben, um den nähern und angenehmern Weg durch den Park nach der Wohnung der Frau von Ahar zu Fuße zu gehen.

Mathilde ärgerte sich natürlich über diese Dazwischenkunft, und erhob sich von ihrem Sitz: kommen sie meine Herren, sagte sie: Mama wartet gewiß mit dem Frühstück. Nach diesen Worten nahm sie beyde an der Hand und führte sie ins Morgenzimmer zur Mutter.

Nach dem Frühstück ging Eduard und Reckery in den Garten. „Liebes Brüder-

chen, sagte Letzterer, ich muß dir was Neues sagen."

Eduard. Nun? —

Reckery. Ich bin Bräutigam.

Eduard. Wo denn da?

Reckery. Du kennst meine Braut: Gestern Abend ist alles richtig geworden.

Eduard. (ängstlich) Wer ist denn deine Braut?

Reckery. Fräulein Molly, die Tochter der Frau von Jerfy.

Eduard (der wieder frey athmet.) Wünsche viel Glück, liebster Bruder! Aber das ist ja geschwind zugegangen!

Reckery. So geschwinde eben nicht. Die Sache war aber schon so halb und halb unter unsern Aeltern abgethan.

Eduard. (seufzet) Du bist glücklich, Bruder!

Reckery. Was fehlt denn dir? Beynahe sollt' ich glauben, du seyest auch verliebt. Vielleicht hat Fräulein Mathilde —

Eduard. O, nichts weniger, als das!

Reckery. Nun, nur heraus mit der Sprache: Du kennst deinen Freund!

Eduard. Ja, ich will, ich muß heraus mit der Sprache: Emilie Catesby ist die Besitzerin meines Herzens.

Neckery. Freund, das ist mir gar nicht lieb: Emilie ist versprochen.

Eduard. O weh! — Und wer ist der Glückliche?

Neckery. Sie kennt ihn selbst noch nicht; aber ihre Pflegeältern haben sie an einen unbekannten Junker versagt, und sie hat ihr Wort gegeben.

Eduard. O Gott, nun bleibt mir nichts übrig, als zu verzweifeln!

Neckery. Tröste dich, Freund! Wir wollen sehen, wie wir noch helfen. Gestern Abend ging ich mit meiner Geliebten und Emilie im Park. Ich fragte Emilie, ob sie nicht auch bald dem Beyspiel ihrer Freundin folgen, und einen braven Mann mit ihrer Hand beglücken wolle? Mit der liebenswürdigsten Naivetät gestand sie mir, daß sie zwar versprochen sey, daß sie aber ihren Zukünftigen nicht kenne. Sollte ich aber, fuhr sie fort, den Mann meines Herzens finden: so schwöre ich, die Seinige zu wer-

den, oder Hand und Herz nie zu vergeben. Nichts in der Welt soll mich zwingen, einen Mann zu nehmen, den mir die Liebe nicht zuführt. — So also stehen die Sachen, Freund, und Molly kann dir viel helfen: ich werde sie in dem Interesse ziehen. Schreib an diese, und lege einen Brief an Emilie ein: ich will alles besorgen. Hoffe nur das Beste: denn ich merke schon, du bist dem Mädchen nicht gleichgültig. Damit aber die Frau von Jersy nichts entdecke: so spiele hier ein bischen den Liebhaber bey Fräulein Mathilde: dieß sichert dich hier und dort. Jene hat ohnehin schon gestern Abend gesagt, du und Fräulein Mathilde würdet wohl ein Stück von Paar werden. Kurz, Frau von Jersy darf durchaus nicht wissen, daß du Emilien liebst, sonst ist alles verlohren.

Achter Abschnitt.

Unter allen Narren, sagt Voltaire in seinem unsterblichen Heldengedicht, „die reine Jungfer von Orleans," giebt es keine wunderlichere, als die verliebten Narren. Alles wird bey ihnen Gewißheit: der winzigste Strahl von Hoffnung, und der geringste Anschein von Gefahr hebt sie in das Paradies oder stürzt sie in die Hölle.

So gings auch Eduarden: trostlos war er, als ihm Neckery sagte, Emilie sey Braut; als er ihm aber einige Hoffnung machte, schwamm er wieder in Seligkeit: Und doch war er noch so weit vom Ziele!

Man rief zum Mittagstisch. Eduard war außerordentlich aufgeräumt, so daß Frau von Ahar und deren Tochter sich über sein Frohseyn wunderten.

Ich habe ihn bekehrt, sagte Neckery: bey einer so schönen Kusine, wie die seinige ist, darf man den Kopfhänger nicht machen.

Mathilde nickte Beyfall, und die Mutter versicherte, daß sie es im geringsten nicht

übel nehmen würde, wenn ihr Herr Vetter sich in ihrem Hause aller nur möglichen Freyheit bediente.

Endlich sah Sir Neckery nach seiner Uhr: Freund, sagte er, noch eine Stunde habe ich Zeit: schreib deine Briefe nach Oxford: Morgen gehen sie ab.

Mathilde bat ihren Herrn Vetter, in ihrem Zimmer zu schreiben, wo er alles Nothwendige finden würde. Er brachte fast eine Stunde zu, den Brief an Emilie zu vollenden. Es ist auch wirklich nichts Leichtes, den ersten Liebesbrief aufzusetzen, so entsetzlich fade er sonst auch zu seyn pflegt. Endlich kam er zurück. Sir Neckery steckte die Briefe ein, und empfahl sich. Eduard sollte ihn Uebermorgen besuchen.

Mathilde suchte diesen auf alle Weise zu unterhalten, und ihn zu einem Geständniß zu bringen. Allein ob er gleich immer — oftmals nicht ohne sich selbst Zwang anzuthun — artig war: so wich er doch einer nähern Erklärung aus, und suchte alles, was auch von Seiten des Fräuleins mit sicht-

barer Zärtlichkeit angefangen war, auf eine Galanterie hinaus zu spielen.

Kaum graute der Uebermorgen nach Neckerys Abreise, so flog Eduard auf dem schnellsten Pferde, das er im Dorfe haben konnte — denn von Frau von Ahar wollte er keins nehmen — nach Dobly. Er stieg im Gasthofe ab, und schickte an Neckery. Neckery kam. Victoria, rief er ihm entgegen: es geht alles gut, mein Freund! Hierauf nahm er Eduard bey der Hand, und führte ihn ins Offne. Ich habe meine Braut in dein Interesse gezogen, sagte er zu ihm, sie hat deinen Brief übergeben, und Emilie hat gestanden, sogar mir gestanden, daß sie dich liebt. Sie wird es dir heute selbst gestehen. Eduard fiel Sir Neckery um den Hals, nannte ihn sein Alles, seinen Retter — wie Verliebte pflegen, denen ein Gefallen in ihrer Liebe erzeigt wird.

Beyde gingen zur Frau von Jersy. Eduard war willkommen. Emilie ward über und über roth, Molly lächelte, und

Richards Freund antwortete einsylbig und verlegen.

Herr von Pally scheint nicht sehr aufgeräumt zu seyn, sagte Miß Molly beym Frühstück. Fehlt Ihnen Etwas?

Eduard. Nein, gnädiges Fräulein!

Neckery. Ist das Wunder? Mein guter Eduard ist ja nicht bey Fräulein Mathilde!

Fr. von Jersy. Aber gewiß, Sir Eduard: wie konnten Sie es auch übers Herz bringen, Fräulein Mathilde allein zu lassen? Warum haben Sie sie nicht mitgebracht?

Eduard. Mylady, ich habe kein Recht, solche Gefälligkeiten von Miß Mathilde zu erwarten.

Neckery. Er kommt ja heute wieder zu ihr!

Fr. von Jersy. Je nun, die Zeit wird schon kommen, wo Sir Eduard ohne Kummer Tage und Wochen von Miß Mathilde sich wird trennen können.

Molly. Wie meynen Sie das, Mama!

Fr. von Jersy. Wenn Miß Mathilde einige Jahre wird Lady Pally geheißen haben.

Eduard saß bey diesem Gespräch nicht sehr behaglich, noch unbehaglicher Emilie, die aufstehen und sich entfernen mußte, um ihre Unruhe zu verbergen.

Indessen begünstigte der Zufall die Verliebten: es kam ein Bote, und brachte der Frau von Jersy die Nachricht, daß ihre Freundin Grisset auf den Tod liege, und vor ihrem Ende sie zu sprechen wünsche. Frau von Jersy befahl, den Augenblick anzuspannen, und eilte, ohne sich einmal umzukleiden, der lieben Freundin die Augen zuzudrücken. Kaum nahm sie noch Abschied von der Gesellschaft, und sagte weiter nichts, als daß sie den Tag wieder kommen würde, wann aber, wisse sie nicht.

Wie froh waren unsre jungen Leute über die Entfernung der Frau von Jersy! Noch ehe man sich zu Tische setzte, bekannte Eduard Emilien seine Liebe, und Emilie schwur hoch und theuer, daß auch sie keinem Andern je angehören wolle, als ihm, Herr

Digby und dessen Gemalin mögten thun, was sie wollten. Doch, setzte sie hinzu, werde ich niemals auch Ihnen, mein Geliebter, meine Hand geben gegen den Willen dieser rechtschaffnen Menschen, denen ich so überaus vielen Dank schuldig bin. Indeß ich hoffe, sie werden sich meiner erbarmen, und mich durch meine Liebe glücklich machen wollen.

Emilie erschrack aber nicht wenig, als sie bald darauf erfuhr, daß Eduard nächstens zu Wasser gegen die Franzosen gehen würde. Jedoch sie fand sich endlich darin, als Molly sie darüber tröstete und wie im Scherz sagte: „Muß ich doch auch warten, bis mein Richard aus dem Kriege zurück kommt! Ich denke, Wir bleiben bis dahin zusammen, und unterhalten uns von unsrer Liebe und unsern Geliebten.“

Frau von Jersy kam eher zurück, als man vermuthete. Sie war sehr traurig: denn sie hatte ihre Freundin nicht mehr am Leben angetroffen. Eduard nahm Tags darauf Abschied, und ritt zurück auf das Schloß der Frau von Ahar. Er mußte hier

einen ſtarken, aber doch liebevollen Verweis aushalten, daß er früh weggeritten war, ohne Abſchied zu nehmen, und dann, daß er ein Bauernpferd genommen und ſich nicht eines von der gnädigen Frau ihren bedient hatte.

Um der Frau von Jerſy keinen Anlaß zu Verdacht zu geben, beſuchte er ſeinen Freund nur ſelten; dieſer aber war täglich bey der Frau von Ahar, und brachte ihm immer Briefchen von Emilien, welche er auch nie ohne Antwort ließ. Erſt in einer von dieſen entdeckte er ihr, wer er im Grunde ſey, und daß er nicht Pally, ſondern Sifflet heiße. Zugleich zeigte er die komiſche Art an, wie er zu dem fremden Namen und zu der Vetterſchaft der Lady Ahar gekommen ſey. Das liebevolle Mädchen gab ihm zwar einen Verweis wegen dieſer kleinen Mummerey, doch, weil ſie dergleichen ſchon in ihren Romanen gefunden hatte, ſo zog ſie daraus eine günſtige Vorbedeutung für ihre beyderſeitige Liebe.

Miß Mathilde bemühte ſich indeß von Tag zu Tage, dem Herrn Vetter eine Erklä-

rung abzulocken; aber sie bemühte sich vergebens. Er wich ihr immer aus, und sie hatte den Verdruß, zu sehen, daß er auch kein Wort, das einem verliebten Worte ähnlich gesehen hätte, gegen sie fallen ließ. Auch Lady Ahar klopfte, wie man im Sprichtwort sagt, mehr als einmal auf den Busch; aber, wie man ebenfalls im Sprichwort sagt, es wollten niemals Vögel herausfliegen.

Neunter Abschnitt.

So vergingen vier Wochen. Endlich kam früh Sir Reckery gesprengt. Eduard, rief er, mache dich fertig: Morgen gehts fort! Wir müssen innerhalb eines Monats zum Einschiffen bereit seyn. Er zeigte die Ordre, und Eduard stand wie versteinert. Eben so stand Lady Ahar und eben so Miß Mathilde.

„Morgen früh erwarte ich dich, fuhr Sir Reckery fort; sey nur um zehn Uhr in Dobly: denn Morgen Nachmittag treten wir unsre Zurückreise nach Oxford an.

Dieß nur sagte Sir Reckery, machte den Damen eine Verbeugung, und setzte sich wieder zu Pferde.

Eduard war wirklich über die vorgewiesene Ordre sehr bestürzt. Gern hätte er längst seinen Entschluß zu dienen zurückgenommen; aber er schätzte seine Ehre über alles; und dann durfte er seinem Pflegevater, dem Lord Ramsey, nicht vor den Kopf stoßen. Nach langer Ueberlegung ging endlich sein Plan dahin, sich erst im Kriege hervorzuthun, sich dann dem Lord zu Füßen zu werfen, und um dessen Erlaubniß, Emilie zu heirathen, zu bitten, auf jeden Fall aber seine Geliebte nimmermehr zu lassen, selbst auf Kosten seines Lebens nicht.

„Sie wollen uns also verlassen, liebster Herr Vetter, sagte Miß Mathilde, hielt ihr Taschentuch vor die Augen und ging mit einem Seufzer zur Thür hinaus.

„Ja, liebster Vetter, nahm nun Mylady das Wort: es thut mir herzlich leyd, daß Sie fort müssen!

Eduard. Ich gehorche der Nothwendigkeit.

Fr. von Ahar. Aber ehe Sie gehen, Herr Vetter, muß ich ein Wort im Ernst mit Ihnen reden.

Eduard. Alles, was Sie mir sagen werden, Mylady, werde ich mit Vergnügen anhören.

Fr. von Ahar. Was denken Sie von meiner Mathilde?

Eduard. (bestürzt) Ich halte Miß Mathilde für ein sehr hübsches, braves Frauenzimmer.

Fr. von Ahar. Ich habe schon lange bemerkt, daß Miß Ihnen nicht gleichgültig ist.

Eduard. O Mylady!

Fr. von Ahar. Ich bin nicht böse darüber: denn ich bemerke auch, daß Sie meiner Miß gefallen. Was meynen Sie?

Eduard. So stolz und so kühn werde ich nie denken. — Miß Mathilde und ich!

Fr. von Ahar. Nun, und Sie? Sie sind aus meiner vornehmen Familie, sind ein Mann, wie er seyn muß. — Doch kurz von der Sache gesprochen: Lieben Sie Miß?

Eduard. (verlegen) Freylich, würde ein Frauenzimmer, wie Miß Mathilde, das Glück meines Lebens machen können; aber daran darf ich jezt nicht denken.

Fr: von Ahar. Warum nicht?

Eduard. Ich muß in den Krieg!

Fr. von Ahar. Muß nicht Sir Reckery auch in den Krieg? Läßt er aber dennoch nicht seine Braut zurück?

Eduard. Sir Reckery und ich haben in diesem Punkt ganz verschiedne Grundsätze. Ich werde nie einem Mädchen meine Liebe eingestehen, dessen Erwartungen ich nicht auf der Stelle befriedigen kann.

Lady Ahar suchte Eduarden begreiflich zu machen, daß bis zu seiner Zurückkunft aus dem Kriege Miß Mathilde für ihn bleiben sollte, er aber blieb bey dem Grundsatz, nie um die Hand eines Mädchens anzuhalten, bis er sie gleich zum Al-

tar würde führen können. Endlich gab Lady Ahar nach, und rief ihrer Tochter.

Liebes Kind, sagte sie, dein Liebhaber — denn das ist unser Herr Vetter gewiß — hat seltsame Grillen. Seine Geliebte bleibst du, bis wir ihn wieder sehen; aber seine Braut sollst du nicht eher heißen, bis er dich auch bald seine Frau nennen kann.

Lady Ahar hatte mehr gesagt, als Eduard auch nur von weitem zu verstehn gegeben hatte, und doch legte Miß Mathilde noch allen Sinn in die Worte ihrer Mutter. Lieber Eduard, sagte sie mit unbeschreiblicher Grazie, es sey denn so: Ihr Wille ist mein Wille.

Miß Mathilde bestürmte nun unsern armen Eduard mit Liebkosereyen, welche er höflich genug war größtentheils zu erwiedern. Abends ließ Lady Ahar noch einen herrlichen Abschiedsschmaus anrichten, und früh nahm Eduard unter Thränen und Umarmungen von Myladi und Miß Mathilde den zärtlichsten Abschied, mit der abgedrungenen Versicherung, daß er sein oft schreiben und dafür sorgen wolle, bald

zurück zu kommen. Er versprach alles, und flog nach Dobly, wo sein Freund ihn schon vor dem Gasthof erwartete.

Noch den nämlichen Tag verschaffte Miß Molly dem Angekommenen eine geheime Zusammenkunft mit seiner Emilie. Beyde unterhielten sich lange, und nachdem sie, wie Molly und Richard, sich alle Treue und Liebe tausendmal geschworen hatten, ritten sie den folgenden Tag in der frühe nach Edinburg, und kamen von da, nachdem sie ihre Sachen zu Oxford in Ordnung gebracht hatten, zur bestimmten Zeit in Portsmuth an.

Da sie einige Zeit hier verweilen mußten, schrieb Eduard an seinen Pflegevater, und meldete ihm seine Ankunft in Portsmouth. Lord Ramsey eilte gleich dahin, umarmte den Ueberraschten und freute sich über den schöngebildeten und gutgezogenen jungen Mann, der in dem wenigen Umgang mit der Welt schon so fein- abgeschliffene Sitten angenommen hatte.

Lady Ramsey war mitgekommen, und weinte Freudenthränen über ihren Sohn,

den sie aber noch nicht so nennen durfte, weil Mylord es durchaus noch untersagte. Er soll sich erst zeigen, als Mann, sagte er, und dann will ich ihm kundthun, daß Ich sein Vater bin. Macht er mir aber niedrige, unwürdige Streiche: so habe ich keinen Sohn, so soll er niemals erfahren, daß ich sein Vater bin. So sprach der strenge Lord Ramsey, und Mylady weinte und schwieg.

Mein Sohn — sagte er einst zu ihm, du wirst, wie ich hoffe, ja, wie ich fest darauf rechne, als ein braver Mann handeln, und dann sollst du sehen, was ich an dir thun werde. Eins meiner Güter habe ich dir schon zugeschrieben, und ich nehme es nicht zurück, gesetzt auch, du betrögst meine Hoffnung. Aber du wirst sie nicht betrügen, und dann, wie meynst du: wenn ich dir nach deiner Zurückkunft das niedlichste Mädchen von ganz England in die Arme führe? Du wirst dich doch nach meiner Wahl richten?

Bester Lord, antwortete Eduard, in allen Stücken werde ich Ihren Willen thun; aber — das Herz läßt sich nicht zwingen!

Was, fiel Ramsey ein: erinnerst du dich nicht mehr an dein Versprechen? Doch wir werden ja sehen! Genug, wenn dir die Braut, die ich dir bestimmt habe, dereinst nicht gefällt: so gebe ich dir mein Wort, ich werde dich nicht zwingen: darauf verlasse dich! Aber ohne meinen Willen darfst du auch nicht heirathen: nur das versprich mir!

Eduard versprach dieß, erhielt hierauf noch reichliche Geschenke, und schiffte sich mit einem Druck von Empfindungen, wie sie ein armer Sünder auf der Fahrt zum Rabenstein hat.

Wir lassen unsere Helden jezt zur See, bis wir ihn zu Lande wieder treffen, und sehen, was in Schottland weiter vorging.

Zehnter Abschnitt.

Unglücklicher Weise hatte Eduard einen von Emiliens Briefen verwahrloßt; unglücklicher Weise hatte Miß Mathilde ihn gefunden, und nun dem verrathenen Liebes-Paar alle Rache geschworen, deren ein verlebtes Frauenzimmer in seiner getäuschten Erwartung fähig ist. Lady Ahar war mit ihrer Tochter einverstanden, daß empfindliche Rache genommen werden müsse.

An eben dem Tage jagte Mylady Jersy ein Mädchen aus dem Dienste, weil es gestohlen hatte. Das Mädchen war die Vertraute der Köchin, die Köchin hing dem Koch an, der Koch dem Garderobe-Mädchen, das Garderobe-Mädchen dem Kammerdiener, und der Kammerdiener war der heimliche Anbeter von Emiliens Kammermädchen: Und so war Emiliens Geheimniß auch zu der fortgejagten Diebin gekommen.

Es war natürlich, daß auch dieß Mädchen sich zu rächen suchte. Sie wußte, wie Eduard die Frau von Ahar und deren

Tochter hingehalten hatte. Sie lief also gerade zur Mylady, sagte alles, was sie wußte und nicht wußte, erzählte, wie Emilie und der Herr Vetter Liebschaft hätten, wie aber der Herr Vetter nicht der Herr Vetter Pally sey, sondern Herr Sifflet, ein geborner Engländer und kein Irländer. Sie entdeckte ferner, wie Miß Emilie von ihrer Pflegemutter, der Mistreß Digby, schon lange an einen jungen Herrn versprochen sey, und wie sie diesem selbst ihr Wort gegeben habe, nun aber es breche, u. s. w.

Man kann denken, welches Wasser diese Nachrichten auf die Mühlen der Lady Ahar und deren Tochter gewesen sey. Sie jauchzten laut auf vor Freude; und hätten sie sich nicht geschämt, sie wären beyde dem Mädchen um den Hals gefallen, wie ehemals Margarethe von Valois, Gemalin König Heinrich, des Großen, die einen alten, achtzigjährigen Feldscheer herzte und küßte, da er ihr berichtete, daß ihr Galan, Graville, von einer venerischen Krankheit ganz hergestellt sey, und das Hospital gleich verlassen könnte, sobald sie nur die

Gnade haben würde, die Kurkosten zu bezahlen *).

Die Damen, so belehret, schlugen in aller Eile folgenden Weg zur Rache ein. Erstlich schrieben sie nach Oxford, und fragten an: ob ein Herr von Pally daselbst studiert habe? Man antwortete mit Nein. Nun setzte sich Lady Ahar hin, und kritzelte folgenden Brief, den Miß Mathilde ihr in die Feder dikturte, an Mistreß Digby.

Madame,

Sie haben sich grosmüthig einer armen Anverwandtin, der Miß Emilia Catesby, angenommen, und ihr eine gute Erziehung bey der Frau von Jersy zu Dobly geben lassen. Das Frauenzimmer ist auch gut einaeschlagen, und jederman lobt ihre Aufführung. Aber vor einigen Monaten kam ein gewisser Student, Namens Siflet in unsere Gegend, gab sich, wahrscheinlich, um sich ungehinderter bey mir einzu-

*) Stelliana ou supplément au mémoires d'Etoile.

führen, fälschlich für meinen Vetter Pally aus, schlich von hier in das Haus der Frau von Jersy, und fädelte dort ein Liebesverständniß mit Miß Emilie ein. Ich lege hier einen Brief von Miß an ihren Liebhaber bey, den er bey mir verlohren hat. Der Mensch ist ein Landstreicher, welches schon daraus klar ist, daß er sich einen falschen Namen gab, und sich fälschlich für meinen Vetter ausgab. Sie, Madame, werden nun schon wissen, welche Maaßregeln Sie zu ergreifen haben. Ich bedaure, daß Miß Emilie Ihre Gutthaten nicht besser anerkennt. Uebrigens bin ich mit aller Achtung

die Ihrige,
Arabella Ahar.

Welche Wirkung dieser Brief bey Mistriß Digby hervorbrachte, läßt sich leicht denken. Doch wollte sie keinen Lärmen machen, und reißte ganz piano nach Schottland, nahm ihre Pflegetochter von da mit zurück, unter dem Vorgeben, daß ihre Gesundheitsumstände sie nöthigten, eine Reise nach London

und ins Bad zu thun, und daß sie dann ihre liebe Emilie gern bey sich haben wollte. Lady Jersy war dieses zufrieden; aber die jungen Frauenzimmer weinten gar sehr bey der Trennung. Besonders war Emilie traurig und niedergeschlagen, indem sie nun niemand mehr hatte, mit dem sie von ihrem Geliebten sprechen konnte.

Emilie zog denn mit Mistreß Digby nach London, fand aber an allen Lustbarkeiten dieser berauschenden Stadt nicht das geringste Behagen. Mistreß Digby suchte sie zwar aufzuheitern; aber vergebens. Da nun glaubte die gute Dame, die Zeit würde das beste thun, die sonst so vieles thut; aber Emiliens Kummer wich auch den guten Wirkungen der Zeit nicht im mindesten. Den ganzen Tag saß sie traurig auf ihrem Zimmer, las Shakespears Trauerspiele oder Yungs Nachtgedanken, und kam immer mit rothgeweinten Augen zur Mistreß.

Endlich riß dieser die Geduld. Undankbares Mädchen, sagte sie, was fehlt dir?

Du verschließest dein Herz vor mir, und hast geheimen Kummer. Sey offenherzig, Emilie, und habe Zutrauen! Ich bin dir ja so gut, wie deine Mutter, deine leibliche Mutter.

Emilie. Mir fehlt nichts, liebe Mutter! Ihre Liebe ersetzt mir ja alles!

M. Digby. Rede Emilie! Ich weiß, ja doch, was du treibst: Du liebst, du liebst einen jungen Menschen.

Emilie. Ach, schonen Sie meiner, beste Mutter!

M. Digby. Ist es vielleicht nicht an dem? Da sieh, daß ich um dein Geheimniß weiß. (Sie giebt ihr den aufgefundenen Brief von Emilien an Eduard.)

Emilie. (Mit abgewandtem Gesicht) Ach, schonen Sie, Mutter!

M. Digby. Ich will dir deinen Fehler nicht weiter vorrupfen; aber du thatest Unrecht, daß du dich mit einem Menschen einließest, den Andere für einen Landstreicher halten wollen.

Emilie. O Gott, Eduard ist kein Landstreicher!

M. Digby. Nicht? Ein Mensch, der sich einen falschen Namen giebt, der sich von einer Familie herleitet, zu welcher er nimmer gehört hat, der junge Mädchen zu verführen sucht: was ist der anders? Doch still davon! Ich vergebe dir; aber ich rathe dir auch, vergiß den Menschen: und du bist wieder meine liebe Tochter.

Emilie. Ach, Madame, nie, nie werde ich meinen Eduard vergessen!

M. Digby. Und dann sage ich dir, Mamselchen, nie, nie siehst du ihn wieder. Jezt geh' auf dein Zimmer!

Emilie schlich traurig auf ihre Stube und weinte untröstlich. Noch den folgenden Morgen sah sie ganz betrübt aus, hatte roth aufgedrungene Augen und sprach heiser. Mistreß Digby schien nicht darauf zu achten, sprach von ganz gleichgültigen Dingen, und ließ kein Wort mehr fallen, das auch nur den geringsten Bezug auf die Liebschaft der Miß gehabt hätte. Vielmehr nahm sie einen Ton an, der Emilien zeigen konnte, daß ihre liebe Pflegemutter mit Fleiß jede Gelegenheit meiden wollte, des Edu-

ards zu gedenken. Das that ihr in der Seele wehe, und es wäre ihr lieber gewesen, Mistreß hätte täglich mit ihr geschmählt, und ihre Liebe täglich verdammt: denn dann hätte sie doch Eduard nennen hören! Aber so hatte sie niemand, der ihn nur gekannt hätte. Sogar das Kammermädchen, welches sie zu Dobly gehabt hatte, hatte zurückbleiben müssen; und ihrem neuen Mädchen hatte sie nicht das Herz sich anzuvertrauen. Es blieb ihr also nichts übrig, als eine geheime Unterhaltung mit Eduards Bildniß, das er ihr von Oxford geschickt hatte, und mit etwan einem Dutzend Briefe von ihm, welche sie richtig alle Tage, wer weiß, wie vielmal, durchlas. Bey jedem Durchlesen dieser Briefe, bey jedem Anschauen des Bildnisses, das sie an ihrem Herzen trug, erneuerte sie ihren Schwur, niemals eines Andern als ihres Eduards zu werden.

Eduard hatte vor seiner Abreise mit dem Schulmeister zu Dobly es verabredet, daß er von Zeit zu Zeit Briefe an ihn schikken würde, die er Miß Emilien überge-

ben sollte, aber hübsch heimlich. Für die Bestellung eines jeden Briefes versprach er ihm eine Guinee, und zahlte gleich ein halb Dutzend im voraus. Darüber sprang der Schulmeister Deckenhoch vor Freude, und versprach richtige Besorgung der Briefe.

Eduard schrieb an Emilie von Boston aus, erschrack aber nicht wenig, als er seinen Brief mit folgender Antwort vom Schulmeister zurück erhielt.

Mein lieber Sir,

Ja, das weiß der liebe Gott, wo Miß Emilie stecken mag! Ich glaube, wenn ich sie suchen sollte, ich verzehrte hundert Guineen in Porter und in Rum, bis ich sie finden würde. Wie gern hätte ich das versprochne Geld verdienen mögen; aber, weiß es der Himmel, ich nicht, wo ich den Brief abgeben soll — ob im Himmel oder auf Erden oder in der Hölle: denn ein Fegefeuer giebts ja nicht, wenigstens bin ich heraus, seitdem meine Frau todt ist. Bey Miß Molly hab' ich hin und her gefragt, aber sie hat mir nicht Rede stehen wollen und bloß ge-

sagt: „Ich sollte mir nur weiter keine Mühe geben: Sir Eduard sollte schon erfahren, was Sir Eduard wissen müßte, auch ohne mich.“ Ich muß gestehen: wär' ich nicht Baccalaureus, ich könnte das schnippisch finden. Doch, die Mädchen sind einmal so; und die Wahrheit zu gestehen: ich mogte wohl widerlich riechen, denn an Porter- und Rum-Trinken hatt' ich es den Tag nicht fehlen lassen. Bedaure also von Herzen, daß ich so unverrichteter Sache Ihren Brief zurückschicken muß, und melde Ihnen nur noch, daß das Geld, welches Sie mir gegeben haben, alle in Rum drauf gangen ist. Ich bin,

lieber Sir,

Ihr Diener,

der Buckeldrescher,

Schulmeister zu Molly.

Eduard wurde äußerst ungehalten, als er diesen witzig seyn sollenden Brief durchlas. Nun hatte er seine Emilie gar schon verlohren! Doch das hielt er für zu arg, und darum machte er sich lieber andere Gedanken. Bald glaubte er, sie sey ihm untreu

worden; bald hielt er sie für krank, oder todt; bald hatte jemand sie entführt oder abgeneigt gemacht: kurz, er wußte selbst nicht, was er von ihr denken sollte. Auf einmal trat sein Freund Richard zu ihm, und überreichte ihm einen Brief von Miß Molly. Er riß ihn hastig auf, und las folgendes:

Lieber Eduard,

Erschrecken Sie nicht: Ihre Emilie ist nicht mehr, wo sie sonst war. Mistreß Digby hat sie weggenommen; aber wir wissen, warum? Lady Ahar und Miß Mathilde haben Ihr Liebes-Geheimniß entdeckt und es der M. Digby verrathen. Jezt ist Emilie in London. Ich rathe Ihnen aber, ja nicht an sie zu schreiben: denn Sie würden ihr nur Verdruß machen, und Ihr Brief käme doch nicht in ihre Hände. Aber fassen Sie Muth: Ihre Emilie ist Ihnen unverlohren, und Ihre Liebe wird gewiß gekrönt werden: denn das herrliche Mädchen hält

wiß wäre, von da abholen würde. Frau von Digby ging also nach Paris.

Aber Emilie, welche mit dahin mußte, so ungern sie es that, hatte in Paris eben so viel, ja noch weit mehr Kummer, als in London. In ihres Vaterlandes Hauptstadt sah sie doch noch ernsthafte, sogar melancholische Gesichter, und diese waren ihr bey ihrer Betrübniß immer weit angenehmer, als die trällernden, springenden und hüpfenden Puppen von Paris. Gern wäre sie wieder nach London zurückgekehrt; aber Mistreß Digby wollte bleiben, bis Herr Digby kommen würde, sie abzuholen.

Das Mädchen, welches Emilien hier bediente, hing ihr mit Leib und Seele an. Emiliens sanftes Wesen, die stillen Leiden, die sie so geduldig ertrug, und die liebreiche Art, womit sie das Mädchen behandelte, hatten diese ganz für sie eingenommen. Emilie merkte dieß, machte sie zu ihrer Vertrauten, und offenbarte ihr die Ursachen ihres geheimen Kummers.

Von nun an konnte sich Emilie doch wieder mit jemanden von Eduard unterhalten, konnte jemanden seine Person beschreiben, seine Briefe vorlesen, sein Bild vorzeigen, und mit jemanden über seine Abwesenheit weinen: und so fühlte sie den Schmerz nicht mehr so tief, als vorher. Auch ward sie wieder etwas munterer. Mistreß Digby freute sich darüber und lobte ihren Entschluß, auch noch in Frankreich zu verweilen. Emilie, sagte sie zu sich selbst, wird noch vernünftig werden, und ihre Hand nur dem geben, für den sie bestimmt ist.

Eines Tages ging Emilie mit ihrem Mädchen, verschiedne Galanteriewaaren einzukaufen. Sie traten in einen Laden, und ließen sich allerley vorzeigen. Die Kaufmannsfrau war sehr gesprächig; und da sie hörte, daß Emilie eine Engländerin sey, sagte sie ihr, daß sie die Ehre habe, auch einen Monsieur Anglois, einen Officier très-aimable in ihrem Hause zu bewirthen. Der Friede nämlich sey endlich abgeschlossen, und nun wären einige englische Offizire nach Pa-

tis gekommen, um die Austauschung der Gefangnen zu übernehmen, der Herr in ihrem Hause, cet aimable garçon, sey einer von diesen Herren. Sie ergoß sich jezt noch redseliger über ces airs tout-à-fait charmans dieses jungen Helden, und befahl ihrer Coquette, zu Mylord * herauf zu gehen und ihm zu sagen, daß zwey Demoiselles Angloises d'une beauté divine in London seyen.

Miß Emilie ärgerte sich über die Unverschämtheit der Pariserin, die eine Mannsperson rufen ließ, um sich von ihr begaffen zu lassen. Sie packte also ihre gekauften Waaren zusammen, und wollte sich empfehlen. Allein, noch ehe sie wegkam, trat der Offizier herein. Emilie stuzte, that einen Schrey — und es war Richard Meckery.

Ach, Himmel, rief Richard voll Verwunderung, wie treffe ich Sie hier?

Emilie. Und wie kommen Sie hieher, Sir Meckery?

---

*) Alle reichen Engländer heißen in Frankreich Mylord und in Deutschland Lord.

Reckery. Sehr natürlich: ich und mein Freund Sifflet —

Emilie. (daßig einfallend) Auch Eduard hier?

Reckery. Allerdings, und zwar nur nach seinem Körper: denn seine Seele, Miß, ist bey Ihnen.

Emilie war nicht im Stande, ein Wort weiter hervorzubringen. Sie stuzte sich auf die Hand ihres Mädchens, und war der Ohnmacht nahe. Die Kaufmannsfrau eilte geschäftig herbey, und sprengte ihr so recht nach Franzosen-Art, so viel Riechwasser ins Gesicht, daß Emiliens Kleid ganz davon benetzt wurde. Dann mußte ein Wagen herbey geholt werden, um die Dame nach Hause zu fahren. Emilie hätte noch gerne, nachdem sie wieder zu sich gekommen war, mit Sir Reckery gesprochen, aber die Madam in dem Kaufladen drang darauf, daß sie nach Hause kehren müßte: und die arme Emilie, um sich keinem Verdacht auszusetzen, mußte nachgeben. Sir Reckery sagte nur noch: sie mögte, wenn sie ihren Eduard sehen und sprechen wollte,

sich den Nachmittag um drey Uhr in einem Garten vor dem Thor St. Antoine einfinden, wo Eduard sie erwarten würde. Emilie versprach nichts, und fuhr nach Hause. Mistreß Digby erschrack, als sie Emilie benezt ankommen sah. Das Mädchen ergriff das Wort, und sprach von plözlicher Ohnmacht und dem überhöflichen Dienst der Kaufmannsfrau.

Das kömmt daher, liebes Kind, sagte Mistreß Digby, daß du zu wenig ausgehst, dir zu wenig Bewegung machst. Künftig sollst du jeden Tag, und zwar jeden Tag zweymal ausfahren. Ich würde dich gleich begleiten, aber mein Katharr hindert mich: doch nimm Fanny mit.

Emilie antwortete nichts, ging auf ihr Zimmer, und überdachte den Vorfall. Es kam ihr alles wie ein Traum vor, und immer täuschender. Sie war zulezt gar verdrießlich, daß es ihr so lebhaft geträumt habe, bis Fanny wieder vom Herrn Neckern anfing, der mit Sir Eduard nach Paris gekommen sey. Da erst er-

wachte Emilie, und fand, daß ihr Traumgesicht kein leeres Bild war.

Nach dem Essen drang Mistreß Digby darauf, daß Emilie ausfahren sollte. Es wurde ein Fiakre geholt, und der Kutscher fragte, welcher Weg ihnen beliebe? Emilie dachte an kein Antworten; aber Fanny las in deren Seele, und rief, er möge nur immer vor das Thor St. Antoine fahren.

Wollen wir aussteigen? fragte Fanny, als sie an den Garten kamen, den Sir Neckery ihnen bezeichnet hatte.

Emilie seufzete, und ward über und über roth.

Kutscher halt! rief das Mädchen. Kommen Sie Miß! Emilie mußte aus dem Wagen gehoben werden, und wurde halb ohnmächtig von Fanny in den Garten geführt.

An der Thür empfing sie eine ältliche Frau, die längst auf sie gewartet hatte, und begleitete sie in ein entlegnes Gartenhaus, wo

Eduard und Neckery ihnen entgegen stürzten.

Wie Emilie und Eduard sich einander bewillkomnten, wie sie vor Freude weinten, wie sie sich ihre Schicksale erzählten, wie sie Furcht und Hoffnung äußerten, wie sie sich jeden Augenblick ewige Liebe schwuren — erräth man von selbst; also kurz und gut: Emilie fand Eduard ihrer vollkommen würdig, und Eduard hatte nicht die geringste Ursach, über Emiliens Treue zu klagen. Beyde schieden mit dem Versprechen, sich während ihres Aufenthalts in Paris, noch oft, ja, täglich zu sehen, und zwar in dem Garten.

Sie hielten Wort und einige Wochen verstrichen ihnen in unbeschreiblicher Seligkeit.

Mistreß Digby war äußerst froh, daß ihr Töchterchen ihre vorige Munterkeit endlich ganz wieder erlangt hätte, und schrieb dieß der veränderten Luft zu. Die jungen Herren zu Paris ließen die schöne englische Miß auch nicht lange unbemerkt, und flatterten, wohin sie kam, um sie herum, wie die Biene um Lindenblüte. Aber Miß

Emilie verachtete dieß Flattern, und wieß es ab mit Widerwillen. Die Zierlinge merkten, daß der schönen Engländerin nichts beizukommen sey, und meynten, qu'elle n'avoit pas d'ame, ni degout. Wer nämlich nicht fasselt, der hat, nach der Meynung der elektrischen Franzosen, keine Seele; und wem nicht alles gefällt, was französisch ist, oder getrieben wird, der hat keinen Geschmack. Das ist einmal das Urtheil der Süßlinge unter den Franzosen!

Zwölfter Abschnitt.

Der Friede war, wie wir wissen, völlig zu Stande gekommen, und Sir Digby reißte nach Paris, um seine Gattin und Tochter abzuholen und sie nach England zurück zu bringen. Er hatte schon im voraus an Lord Ramsey geschrieben, daß Emilie

nächstens zu Digbyhal eintreffen würde, und dieser hatte geantwortet, wie folget:

Mein theurer Freund,

Dank es Gott dem alten H fax, daß er uns so einen guten Rath für die Erziehung unsrer Kinder gegeben hat! Mein Sohn ist herrlich eingeschlagen. Er hat im Kriege sich betragen, wie ein rechtschaffner Mann muß: und alle seine Vorgesetzten geben ihm das beste Zeugniß. Er ist in der kurzen Zeit, die er gedient hat, vom Volontair zum Kapitän heraufgestiegen. Aber jetzt muß er den Abschied nehmen, um für sich zu leben. Qui bene latuit, bene vixit, sagt unser alter Hallifax. Eduard hat mir geschrieben, daß er nächstens nach England zurück komme, und ich erwarte ihn alle Tage. O, wie sich Mylady Ramsey freut, ihren Eduard endlich einmal Sohn zu nennen! Ich freue mich auch über den süßen Namen Vater, den er mir nun bald im eigentlichen Verstande geben wird. Weißt du aber was, Bruder? Zwingen zur Heirath

dürfen wir unsre Kinder nicht: wir wollen sie einander nähern, und ich zweifle nicht, sie werden sich gefallen. Beyde haben ja noch keine Liebschaft angezettelt, und da kommt die Liebe wie gerufen, zumal unter Leutchen, die hübsch jung und wohlgezogen sind. Komm nur mit deiner Tochter hübsch bald nach London! Ich bin schon da. Wenn dann alles richtig ist: so reisen wir zum alten Hallifax, damit er unsre Kinder traue. Der ehrwürdige Greis wird seyn wie im Himmel, wenn er sieht, welche herrliche Folgen seine Erziehungsart gehabt hat. Er mag nur noch ein Buch drüber schreiben, und es dem Emil des französischen Rousseau entgegen setzen. Doch das wird sich schon finden! Mache du nur, daß du bald herüberkömmst: ich erwarte dich und deine, aber bald auch meine Tochter sehnlichst. Lebe wohl, wie

Dein

John Ramsey.

Hm, sagte Sir Digby zu seiner Frau, als er den Brief gelesen hatte, Ramsey ist mein Freund, aber er ist doch ein Grillenfänger. Die jungen Leute sollen nicht gezwungen werden! Ich hoffe zwar auch, daß das der Fall nicht seyn wird; aber gesetzt, der junge Mensch verweigert unsre Emilie: wäre er da nicht ein Narr? Emilie ist ein schönes Mädchen, ist tugendhaft, wohlgezogen und reich. Will er sie also nicht: so ist er ein Narr, und Narren muß man zwingen. Doch, wie gesagt, ich hoffe nicht, daß der Fall eintreten wird. Der junge Ramsey ist ein Mann von Ehre: sonst wär' er nicht Kapitän geworden. Er hat sein Wort gegeben, nur das Mädchen zur Frau zu wählen, das ihm sein Vater zuführen wird: und er hält Wort: dafür ist mir nicht bange! Und was Emilchen betrifft: die weigert sich gewiß nicht, einem jungen, schönen reichen und geehrten Mann ihre Hand zu geben.

Mistreß Digby. Und doch, lieber Mann —

Sir Digby. Und doch? Wie meynst du das, liebes Kind?

M. Digby. Man kennt nicht allemal die Herzen Mädchen.

Sir Digby. Donner Wetter: Emilie muß, wie ich will! verstehst du's? laß sie herkommen, gleich auf der Stelle!

Emilie kam.

Hör' Mädchen, fing ihr Vater ziemlich soldatisch an: du weißt, was du mir zu danken hast: ich hoffe, du wirst nicht undankbar seyn.

Emilie. Nie, nie, liebster Vater! Sie haben mir ja erlaubt, Ihnen diesen Namen zu geben, da die Urheber meines Daseyns nicht mehr sind: und Sie verdienen ihn.

Sir Digby. Recht: ich will auch weiterhin dir Vater seyn, und väterlich für dich sorgen. Aber ich fodre auch Folgsamkeit.

Emilie. Ich hoffe nicht, daß Sie je Ursach gehabt haben, über meine Unfolgsamkeit zu klagen.

Sir Digby. Nein, aber ich hoffe auch nicht, sie in Zukunft zu haben.

Doch davon ist jetzt nicht die Rede. Ich muß dir nur wiederholen, Emilie, was ich dir schon in dem Hause der Lady Jersy gesagt habe, und worüber du mir dein Wort gegeben hast. Ich habe dir einen jungen, schönen und reichen Mann zum Gatten bestimmt; und jetzt ist es Zeit, daß ich dem Vater des jungen Manns Wort halte. In wenig Tagen kehren wir nach England zurück, und dann mögt' ich dich, zu deinem Glück, in die Arme des besten Manns liefern.

Emilie. O, mein Vater, nimmer, nimmer!

Sir Digby. (aufgebracht) Was ist das, Emilie? Rede deutlicher!

Emilie. Nimmer werde ich dem Manne meine Hand geben, dem ich mein Herz nicht auch geben kann. Ich schwöre es Ihnen auf den Knieen, daß ich nie, auch sollten Sie mich zwingen wollen, sollten Sie mich bis zum Altar schleppen lassen, den Mann mit meiner Hand betrügen werde, den Sie mir gewaltsam bestimmen. Mein Herz kann ich ihm nicht geben.

Sir Digby So ist's denn doch wahr? Hölle und Teufel, daß mein Plan scheitern sollte! Aber er soll nicht scheitern: eher soll alles zu Grunde gehen! — Hör' Emilie: du gehst mir aus den Augen, damit ich mich an dir nicht vergreife. Fort nur und besinne dich eines Bessern: noch ist es Zeit!

Emilie entfernte sich gebeugt und mit Kummer. Bald darauf fing Sir Digby an, seiner Frau zu erzählen, daß Lady Aylar an ihn geschrieben, und ihm ein geheimes Verständniß Emiliens mit einem Landstreicher verrathen habe. Er habe aber, da er den bösen Karakter der Frau von Aylar kenne, nicht darauf geachtet, und die ganze Sache für Lästerung gehalten, zumal da er gewußt habe, Emilie sey nicht mehr bey Lady Jersy, sondern zu Hause.

Mistreß Digby erzählte nun auch, was sie aus Furcht, den Sir aufzubringen, bisher verschwiegen hatte.

Sir Digby war ein äußerst strenger Mann, der keinen Widerspruch zugab, und sich, ohne die äußerste Noth, auch nicht den geringsten Plan verrücken ließ: Und er

sollte einen Lieblingsplan aufgeben, an dem er so lange entworfen hatte? Das war zu viel erwartet: eher alles zugegeben als dieses!

Sie muß die Gattin des jungen Ramsey werden, sagte er endlich ganz entscheidend, oder sie soll mir ewig nicht mehr vor die Augen kommen. Sag ihr das, liebes Kind, und gieb ihr noch drey Tage Bedenkzeit. Sind die herum, und will sie dann noch nicht im Guten, dann weiß ich, was ich zu thun habe.

Hätte Sir Digby und dessen Gattin gewußt, daß der junge Ramsey den Namen Sifflet führte, oder daß eben Er der Landstreicher gewesen war, von dem Lady Ahar geschrieben hatte: die ganze Sache wäre gewiß ganz anders gegangen. Aber so hatten sie sich nie darum bekümmert; und eben diese Sorglosigkeit war an gar vielem Unheil Schuld.

Mistreß Digby bat ihre Tochter beynahe auf den Knieen, sich dem Willen des Herrn Digby nicht ferner zu widersetzen; aber vergebens. Emilie erklärte, trotz der entschlossensten Romanheldin: sie habe

ihren Geliebten, und nur diesem könne und wolle sie treu bleiben, gesetzt auch, es koste te ihr das Leben.

Mistreß Digby weinte über den Eigensinn des Mädchens, und Sir Digby fluchte und raßte wie ein Wahnsinniger, schwur aber stäts hoch und theuer, er würde eher alles zu Grunde gehen lassen, als seinen Plan aufgeben.

Emilie schrieb zwey Tage nach diesem Auftritt an Eduard: denn es war ihr verboten, das Zimmer zu verlassen. Der Brief war dieser:

Mein Einziger, mein ewig Geliebter,

Getrennt sollen wir werden, theurer Liebling meiner Seele, und ich soll einem Andern meine Hand geben. So will es Sir Digby und dessen Gattin. Aber du besitzest mein Herz, Eduard, du sollst auch meine Hand besitzen, oder sonst kein Mensch auf der Welt. Ich habe dir es geschworen, und wiederhole meinen Eid aufs feierlichste. Bey Gott schwöre ich dir: mich soll nichts zwingen, einem Andern anzugehören, als

trauen und überlege selbst, ob du irgendwo sicherer seyn kannst, als bey

Deinem
Eduard.

Emilie las den Brief und erschrack über den Vorschlag des Geliebten. Aber — sagte sie zu sich selbst — wenn ich ihm folge: so bin ich ja nicht die erste, die sich dadurch, daß sie sich in die Arme ihres Geliebten warf, glücklich gemacht hat! Wenigstens entgehe ich der Verfolgung, und entfliehe dem Zwang. Ja, liebster Eduard, ich folge dir! Wir gehn ins Vaterland, und an deiner Hand trete ich einst vor meine theure Pflegeältern, falle ihnen zu Füßen, und sie werden mir vergeben. Gesegnet sey mir alsdann die Stunde, worin ich sie durch meine Flucht betrübte!

Sie theilte ihren Entschluß ihrer Fanny mit; und Fanny hatte so wenig einzuwenden, daß sie vielmehr mit aller Subretten-Beredsamkeit dazu rieth und anspornte.

Den andern Tag frühe blieb Emilie im Bette: Sie gab vor, es sey ihr nicht so recht wohl. Sie hatte auch nicht Unrecht: denn wegen des wichtigen Schrittes, der ihr bevorstand, hatte sie die ganze Nacht nicht geschlafen.

Man ließ einen Arzt holen, und dieser befahl bloß Ruhe und Cremor Tartari.

Mistreß Digby bedaurte, daß Emilie den Ball nicht mit besuchen könnte; und Herr Digby ward unruhig, weil er glaubte, seine Heftigkeit sey Schuld an Emiliens Uebelbefinden.

Der Tag ging hin. Abends fuhren Herr und Frau von Digby auf den Ball. Eduard kam zur bestimmten Stunde. Emilie packte ihre besten Sachen zusammen, und fuhr mit ihrem Geliebten zur Stadt heraus gerade nach Calais zu.

Dreyzehnter Abschnitt.

Gegen Tag kam Sir Digby und Mistreß nach Hause, legten sich in gutem Frieden zu Bette, und schliefen den andern Morgen bis um Neune.

Was macht Miß? fragte Mistreß ihre Kammerfrau beym Anziehen.

Ich weiß es nicht, Ihr Gnaden, erwiederte diese: ich bin auch erst aufgestanden, und habe sie noch nicht gesehen.

So geht gleich, und fragt, wie sie sich befinde. — Die Zofe ging, kam wieder, und meldete: das Zimmer der Miß sey verschlossen; sie habe stark angepocht, aber niemand habe hören wollen.

Ich will sie schon ermunteren, sagte Sir Digby, und ging, und pochte fürchterlich. Aber auch er hätte pochen können bis an den jüngsten Tag.

Dem armen Sir ward jezt bange. Er rief dem Hausknecht, und bat um den Hauptschlüssel Man öffnete, aber wo war Miß und Fanny! Auf dem Tisch lag bloß ein off-

ner Zettel an den Sir von Emilien. „Ich gehe, schrieb sie, von dem Geliebten meines Herzens begleitet, ins Vaterland, wo ich dereinst, wie ich hoffe, glücklich genug seyn werde, um Ihre Verzeihung nicht umsonst anzuhalten. Das Herz läßt sich nicht zwingen; und mein Geliebter ist eben so wenig ein Böſewicht, als Sie Ihre Emilie je undankbar finden werden.“ —

Teufel und Hölle, rief Sir Digby, Emilie ist wohl gar davon gelaufen! Gott, welch ein unglücklicher Vater bin ich!

Der Zustand der Mistreß war trostlos. Der Verzweiflung nahe, sagte sie: ‚Das sind die Folgen des verwünschten Anschlags von deinem Hallifax! Hätte das Mädchen gewußt, daß du ihr Vater bist: du hättest mehr Gehör finden können. Aber so hielt sie dich für einen Fremden, und entfloh mit einem Landstreicher. Wir wollen nur gleich nach und sie aufsuchen.“ —

Den Augenblick wurde eingepackt, und man machte sich auf den Weg. Gleich auf der ersten Station kamen sie den Flüchtlin-

gen auf die Spur; aber diese hatten zwölf Stunden voraus; und so war es nicht leicht, sie einzuholen.

Sir Digby zeigte auf dem ganzen Wege Unruhe, und wollte gar anfangen, den Hallifax zu verdammen. Von Emiliens Romanenwesen wußte er nichts. Misreß Digby saß stumm und weinte.

Indessen waren die Flüchtlinge glücklich in England angekommen. Eduard hatte sich gegen seine Schöne betragen, wie ein Vernünftiger es thut, der aus seiner Geliebten seine Gattin machen will. Er hatte nie den Anstand beleidigt, nie das Geringste unternommen, worüber Emilie auch nur von weitem hätte unzufrieden werden können. Emilie überließ sich daher ganz seiner Leitung, und er führte sie gerade nach London, seinen Pflegevater aufzusuchen.

Dieser hatte ihm in dem lezten Briefe seine Wohnung angegeben; allein als er hinkam, sich ihm zu Füßen zu werfen, erfuhr er, daß Lord Ramsey in Geschäften verreiset sey, und erst nach drey Tagen zurück kommen würde. Eduard bedaurte dieß;

doch er hatte seine Emilie, und konnte desto besser die Rede einstudieren, die er an seinen Pflegevater halten wollte!

Täglich ging und fuhr er mit Emilien aus und fürchtete gar nicht, daß ihn jemand entdecken würde. Emilie war zwar schon in London gewesen, hatte aber wenig oder gar keine Bekanntschaft gemacht; und er sah diese Stadt jezt das erste Mal.

Und gesetzt, man hätte ihn entdeckt: was wäre es gewesen! Mag es doch die ganze Welt wissen, sagte er sich heimlich, daß ich Emilien liebe, und daß ich sie dem Ehe-Zwang entrissen habe! Emilie both ja selbst die Hand dazu! — Ich habe sie ja nicht entführt! Und was Sir Digby anbetrifft: freilich kränken wird ihn unser Schritt; aber er handelte widerrechtlich, und wird sich darum hüten, uns zu verfolgen.

So sprach Eduard und trat mit Emilien Arm in Arm jedermann frey unter die Augen. Auch den vierten Tag nach seiner Ankunft in London war er mit ihr spazieren gewesen, und setzte sich nachher neben ihr

hin zum Mittagseſſen. Aber kaum ſaßen ſie, ſo erſchien ein Gerichtsdiener mit Häſchern, und kündigte ihm ganz höflich an, er ſey ein Arreſtant.

Emilie ſchrie auf mit Entſetzen und ſank beynahe in Ohnmacht. Eduard half ihr wieder zurechte; und als ſie ihrer Sinne wieder völlig mächtig war, fragte er den Gerichtsdiener, weßwegen man ihn arretiren wolle?

Das weiß ich nicht, Sir, antwortete der Diener der Gerechtigkeit: der Herr Friedensrichter wird gleich hier ſeyn und zuſehen, ob ein Irrthum in der Perſon vorwalte.

Gewiß, ſagte Eduard, wird dieß der Fall ſeyn. Der Gerichtsdiener verſicherte, daß dergleichen Arreſtationen in London nichts neues wären, daß ſie aber weiter keine Folgen hätten, wenn der Arreſtant unſchuldig befunden würde. Emilie athmete freyer.

Aber es währte kaum eine Viertelſtunde, als der Friedensrichter mit Sir Diadv in die Stube trat. Ha, rief dieſer, das ſind

ſie! Der da — iſt der Entführer, und dieſe hier — die Entführte und meine Tochter.

Sir, mäßigen Sie ſich, rief Eduard: Emilie iſt nicht entführt: ſie iſt mir gefolgt, mir, ihrem Geliebten.

Emilie zitterte; Eduard ſuchte ſie zu beruhigen; aber Sir Digby befahl den Wirthsleuten, beyde zu trennen und ſeine Tochter auf ein ander Zimmer zu führen. Eduard widerſetzte ſich, aber die Wache machte ſeine Bemühungen fruchtlos.

Eduard. Wer giebt ihnen das Recht, Sir, mir meine Braut zu entreißen?

Sir Digby. Braut? Meine Tochter wäre die Braut eines Entführers?

Eduard. Herr, dieſe Beleidigung rächte ich mit dem Degen.

Sir Digby. O, in deinem Leben wirſt du keinen Degen weiter führen!

Eduard. Sir, kennen Sie dieſe Uniform?

Sir Digby. Die ich ſelbſt trage, und die du ſchändeſt — ſchändeſt, indem du eines braven Mannes Kind entführſt! — Doch ich will kalt von der Sache reden!

Herr Friedensrichter, dieser Herr da, der Kapitän bey dem Regiment Nordhumberland seyn will, wird eingestehen, daß er meine Tochter, Miß Emilia Digby, aus Paris entführt hat.

Eduard. Ihre Tochter, Sir? Sie wollen sagen, Ihre Pflegetochter, die Miß Catesby.

Sir Digby. Emilie ist meine einzige, leibliche Tochter.

Eduard. Emilie ist ja älternlos!

Sir Digby. Ihnen, Sir, sollt' ich zwar nicht Rede stehn; aber ich will mich herablassen und Ihnen sagen, daß ich meine Ursachen hatte, Emilien ihre Herkunft zu verbergen. Ich nannte sie Miß Catesby; aber sie ist und bleibt, als Emilie Digby, immer meine Tochter: und diese haben Sie entführt. Ich werde die Gerechtigkeit um Hülfe anrufen, und fordre, daß Sie, mein Herr, nach dem Gesetze bestraft werden.

Sir Digby ging hierauf weg, und Eduard stand wie eine Marmorsäule, bis der Friedensrichter befahl, ihn ins Gefängniß zu bringen. Die Sache, meynte dieser

sey kriminal, und er könnte immer, wenn es auch gelinde zuginge, doch so was von Kassation mit Infamie und Verweisung aus dem Königreich nach sich ziehen.

Im Gefängniß war Eduard sich selbst überlassen, und erst hier überlegte er seine Handlung und verabscheute sie jezt selbst. Eines braven Mannes Kind entführen, schien ihm ein schreckliches Verbrechen, und doch hatte er es begangen, aber auch nicht begangen. Seine Absicht war ja nicht gewesen, Emilie Digby zu entführen; er hatte bloß Emilie Catesby vor Verfolgung und grausamer Zumuthung sichern wollen. Dies alles fiel ihm zwar ein, aber es tröstete ihn nicht, denn stäts sagte ihm sein Gewissen, er sey der Räuber eines Mädchens, dessen Aeltern ein Recht hätten, über deren Bestimmung zu verfügen.

Schrecklich ward jezt Eduards Lage; aber die Lage der armen Emilie war noch schrecklicher. Man brachte sie in einer Sänfte, völlig ihrer unbewußt, nach dem Hause ihrer Aeltern. Ihre Mutter war auser sich, als sie ihre Tochter in dem Zustand vor sich

sah, und wäre bey ihr einen ähnlichen gefallen. Aerzte wurden herbey geholt und hatten alle Mühe, Emilens Ohnmacht zu vertreiben. Als die Unglückliche ihre Augen aufschlug, war ihr erstes Wort: Eduard, mein Eduard, wo bist du?

Mistreß Digby behandelte ihre Tochter mit aller Zärtlichkeit, ihr Vater aber wollte das entehrte Mädchen, wie er sie nannte, nicht mehr sehen. Auf einem Landgut, sagte er, soll sie ihr Leben zubringen, um den Fehltritt abzubüßen, wodurch sie meine Ruhe gestört, und den schönsten Plan meines Lebens vereitelt hat. Aber der Bube — der soll noch ärger büßen!

Vierzehnter Abschnitt.

Der Proceß des eingesteckten Eduards wurde mit aller Schärfe angefangen. Sir Digby war ein angesehener Mann, der sich im lezten Kriege besondre Verdienste um den Staat erworben hatte; und alle Richter, die in dieser Sache angeordnet waren, fanden, daß der Schänder von Digbys Ehre, der Verführer von dessen Tochter nachdrücklich bestraft werden müsse. Eduard vertheidigte sich gar nicht, und verbat sogar den Sachwalter, den man ihm antrug. Ich sehe, sagte er, daß ich Emilien lassen muß; die Verweisung aus England wird mir also keine Strafe seyn, denn ohne sie kann ich hier nicht mehr leben. — Man bewunderte seine standhafte Liebe, und bedaurte ihn wegen einer That, die er aus Irthum und aus Liebe unternommen hatte.

Er schrieb an Sir Digby, und betheuerte ihm, daß seine Tochter noch immer rein

und unschuldig sey; er bat, sie zu schonen und ihr zu verzeihen: für sich bat er nicht.

Sir Digby wurde durch nichts besänftigt. Auch Lord Ramsey, dem Sir Digby erzählte, daß ein Offizier seine Tochter entführt habe, rieth die Sache aufs äußerste zu treiben und nicht nachzulassen, bis der Ehrendieb nach Verdienst bestraft sey.

Die Gerechtigkeit schleicht in London ihren Schneckengang, wie fast in der ganzen Welt. Es vergingen an drey Wochen, und noch war man an der Einleitung zu Eduards Entführungs-Proceß.

Eines Morgens ging Sir Digby mit Lord Ramsey im Hydepark spazieren. Mylord war sehr unruhig über das Außenbleiben seines Sohns, von dem er seit einigen Wochen gar nichts mehr hörte. Wenn er nur, sagte er, keinen Schaden genommen hat, so ist es wohl besser, daß er nicht hier ist. Ich hätte ihm sonst die Entführungs-Geschichte seiner Braut nicht verbergen können.

Indem näherte sich den Herren ein Offizier, und es war Sir Richard.

Woher des des Landes, Sir Richard? rief Lord Ramsey. Seyn Sie willkommen!

Sir Neckery. Ihr Diener, Mylord! — Aber was macht mein Freund Eduard?

L. Ramsey. Das möcht' ich von Ihnen wissen. Er schrieb mir neulich, Sie wären beyde ausersehen, die Auswechselung der Gefangnen zu besorgen.

S. Neckery. Recht; das ist geschehen, und er ist nach England zurück gekehrt.

L. Ramsey. Sie erschrecken mich! Ich hab' ihn noch nicht gesehen. Er wird doch unterwegs nicht verunglückt seyn?

S. Neckery. Nicht doch, Mylord! Vielleicht bedarf er Ihrer Nachsicht.

L. Ramsey. Nachsicht?

S. Neckery. Vielleicht wegen einer Uebereilung! Jugend —

L. Ramsey. (einfallend) Nachsicht will ich gern in allem haben, wenn ich ihn nur

wieder sehen, wieder in meine Arme schliessen und ihm seine Braut zuführen kann.

S. Neckery. Das können Sie, sobald Sie nur wollen. Lassen Sie uns als Engländer, als Männer sprechen! Ihr Eduard bedarf Ihrer Nachsicht: und Nachsicht wollen Sie mit ihm haben. Er verdient sie.

L. Ramsey. Gern, gern: Gott ist mein Zeuge!

S. Neckery. Ich halte Sie beym Wort. Und Sie Sir, Sie müssen auch Nachsicht haben, auch vergeben!

S. Digby. (erstaunt) Ich?

S. Neckery. Ja, und zwar am ersten.

S. Digby. Ich begreife kein Wort!

S Neckery. Sir Eduard verliebte sich vor langer Zeit in Miß Emilie.

S. Digby. Wie, was, Sir Eduard?

S. Neckery. Ja, Sir Eduard! Nun erfuhr er, daß Emilie eines Andern werden sollte, aber wider ihren Willen.

Beyde verständigten sich und entwichen, um sich zu retten.

S. Digby. Allmächtiger Gott!

L. Ramsey. Herr das ist unmöglich: davon weiß ich kein Wort!

S. Reckery. Und doch ist es an dem.

S Digby. Weiter, weiter: ich bitte, ich beschwöre Sie!

S. Reckery. Ich habe nichts weiter, als daß Eduard Sie, Sir, und Sie Mylord, durch mich um Verzeihung bitten läßt!

S. Digby. Eduard ist also der Pflegesohn des Lord Ramsey, und Lord Ramsey konnte das seinem Freund verheimlichen?

L. Ramsey. Eduard ist noch mehr: er ist mein einziges leibliches Kind.

S. Digby. (einfallend) Das ist auch meine Emilie Catesby! Aber tausend Element, so hätt' ich ja gar meinen erwarteten, künftigen Schwiegersohn in Verhaft nehmen lassen!

S. Reckery. So gehts, wenn man in Hitze und Uebereilung eher richtet, als man untersucht! —

Die Herren flogen zum Friedensrichter, und von diesem nach dem Gefängniß des armen Eduards, der eben in dem berühmten elenden Buche, in der Ars lemper gaudendi, las, aber nicht den geringsten Trost darin finden konnte. Er sah auf, erblickte seinen Vater, und fiel ihm zu Füßen. Gott sey gedankt, rief er, daß ich diese Kniee noch einmal umfassen darf, ehe ich mein Vaterland verlassen muß!

L. Ramsey. Das verlässest du nicht; doch komm nur und vernimm das Weitere! Komm: denn du bist wieder frey!

Eduard. Ohne Emilie kein Glück, keine Freyheit!

L. Ramsey. Das wird sich schon finden: komm du nur hier erst weg!

Eduard folgte wie betäubt, ließ sich in den Wagen heben, und stieg betäubt aus an Sir Digbys Wohnung. Man führte

ihn in ein Zimmer; im Zimmer war Miſtreß Digby mit Emilien. Beyde Liebende fielen beynahe in Ohnmacht. Eduard ermannte ſich zuerſt, eilte auf die Abgehärmte, Troſtloſe zu, ſchloß ſie in ſeine Arme, und Beyde ſtanden ſtumm, die Häupter einander gelehnt auf die Schulter.

Eduard, rief endlich Lord Ramſey, lange, lange ſagte ich dir von einer Braut: deine Braut liegt in deinem Arme.

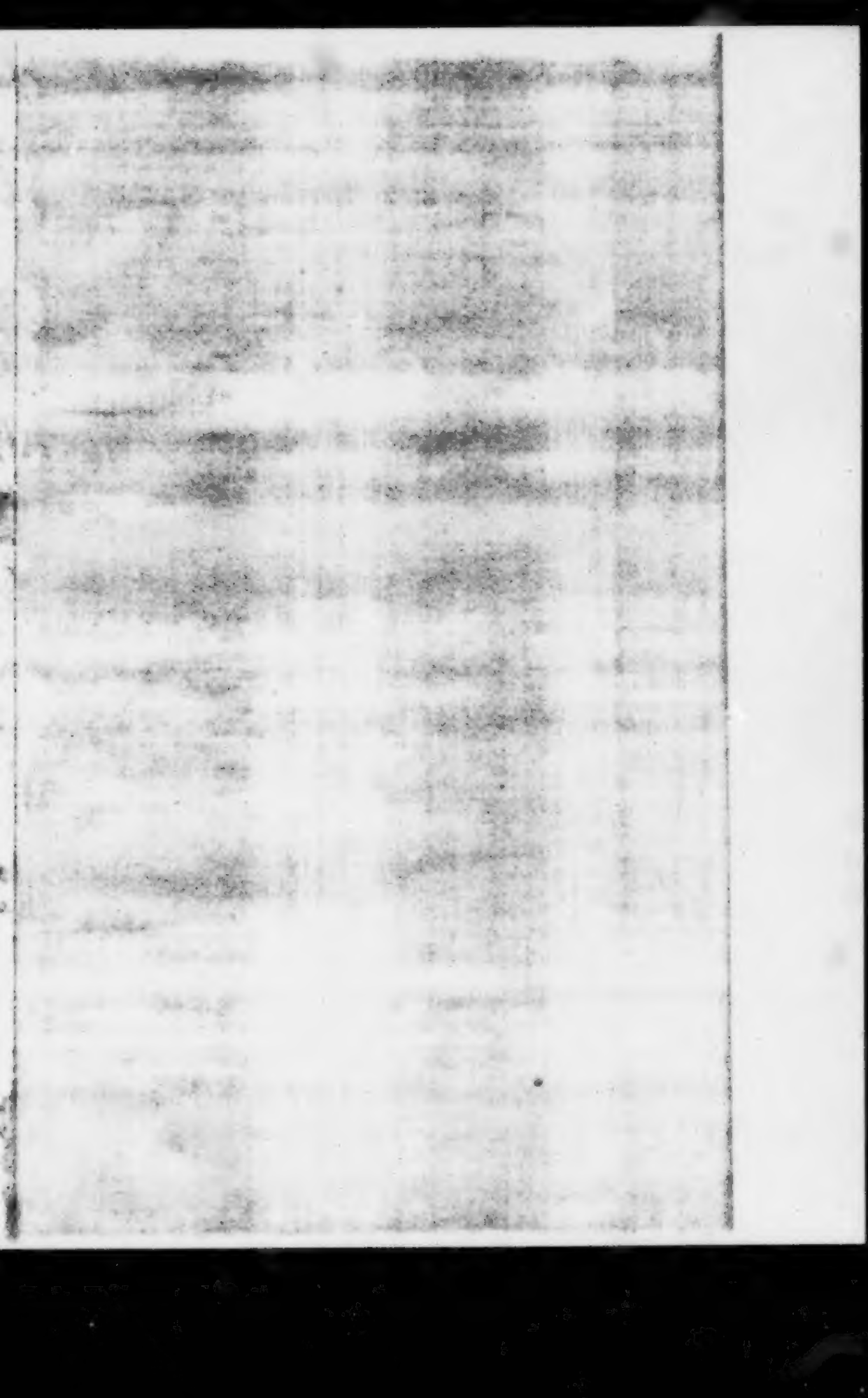
Gott im Himmel! rief Eduard.

Emilie wollte hinſinken.

Man ließ Beyden Zeit zur Erholung. Nachher wurde alles aufgeklärt, und Eduard erhielt die Vollmacht, Emilie Digby, als ſeine rechtmäßige Braut öffentlich einzuführen. Nie hatte man in London ein ſchöneres und glücklicheres Paar geſehen.

Ich darf kaum noch ſagen, daß die Hochzeit bald vollzogen wurde, daß der ehrwürdige Hallifax das liebe Pärchen traute,

daß Eduard und Emilie ein glückliches Leben führten und an nichts weniger dachten, als an Rache gegen Lady Ahar und Miß Mathilde: denn das — versteht sich ja von selbst!



13911.

Melana.

einem italienischen Manuscript übersetzt

von

Friedrich Christian Laukhard.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

1809.

[illegible] eismus

der

Confiscation [illegible]

1926. 3335, 58

An die Leſer.

Vor ohngefähr einem Jahre machte ich eine Reiſe vom Hundsrück nach Mäinz. Ehe ich dieſe Stadt am andern Tage meiner Wallfahrt erreichen konnte, fiel gewaltiges Regenwetter ein, und nöthigte mich in einer Dorfſchenke zu übernachten. Der Wirth, ein redſeliger Mann, ſchwatzte viel mit mir, und als ich ihm ſagte, daß ich zu Wendelsheim, in der ehemalk.

gen Rheingrafschaft Gochweiler, geboh-
ten wäre, fing er an allerlei Anekdoten
aufzutischen, welche in die skandalöse
Chronik der letzten Haushaltung dieser
Grafschaft gehören. Unter andern fragte
er mich: ob ich Herrn Braun gekannt
habe? Ich bejahete dieses, und jetzt er-
zählte der Wirth eine große Menge theils
lächerlicher, theils ärgerlicher Historien
von diesem Herrn Braun, welchen ich
aber schon hinlänglich in meinem Carl
Magnus (Leipzig 1798. 8. 1 Alph. 4 B.)
beschrieben habe, und daher ihn nicht wei-
ter charakterisiren mag. Unter andern
sagte der Wirth, Herr Braun sey kurz
vor seinem Tode zu ihm gekommen, habe
bei ihm gezecht, und weil er kein Geld

hatte, einige Bücher und Schreibereien zum Unterpfand gelassen. Ich fragte den Wirth, ob diese Sachen noch vorhanden wären, und da er es bejahete, bat ich, er möchte mir sie zeigen. Es waren vier Bücher. 1) Aloysa signea, satira Satadica; 2) the Works of Hallifax; 3) und 4) Les Comédies de Moliere. Außer diesen Büchern war noch ein italienisches Manuscript da, ohne Titel. Der Wirth fragte mich, ob ich diese Siebensachen nicht nehmen, und das bezahlen wollte, was Herr Braun darauf versoffen hatte? Ich war es zufrieden, und bezahlte diese Sachen. Ich kam nach Mainz, und weil ich nicht sobald als ich wünschte, meine Geschäfte abmachen konnte, durch-

las ich das italienische Manuscript. Gleich flieg der Gedanke bei mir auf, es zu übersetzen. Ich that es, sobald ich nach Hause kam, und übergebe jetzt dem Publikum meine Uebersetzung, wobei ich nur eine einzige Anmerkung machen will.

Melana, die Heldin der Geschichte, äußert sehr unmoralische und öfters abscheuliche Grundsätze; diese darf man mir nicht zuschreiben, und ich würde dieselben in Anmerkungen widerlegt haben, wenn sie sich nicht von selbst widerlegten. Dieses zur Nachricht für diejenigen, welche das, was ich drucken lasse, so gern und so hämisch mißbrauchen, meinen sittlichen Charakter anzuschwärzen.

Noch eins; der Mainzer Zeitungsschreiber, Weizel oder Meizer — wer will die Namen der hominum obscuri nominis alle wissen? — meldet in seiner Zeitung von J. 1804 im Mai, daß ich zur Ostermesse gedachten Jahres zwei Romane ärgerlichen Inhalts herausgegeben habe. Ich versichere hier aber öffentlich, daß ich seit der Herbstmesse 1803 keinen Roman habe drucken lassen, und daß zur Ostermesse 1804 von mir nichts herausgekommen ist, als der dritte Theil meiner Carrikaturen, und meine Institutiones theologiae dogmaticae. Dieses zur Nachricht für meine Leser; um den Mainzer Zeitungsfabrikanten kümm're ich mich übrigens eben so wenig, als um

seine erdichteten Schmiralien. Doch soll dem lieben Herren, so wie manchen andern Fixlesanzen, geistlichen und weltlichen Standes, ihr Text mit und ohne Noten zu seiner Zeit gelesen werden. Ich setze ja meine Biographie fort; und da giebt es Gelegenheit zum Text lesen. Beschrieben zu Wietsrad im Saardepartement den 30. August 1808.

F. Ch. Laukhard.

Melana an Mylord ***.

Was ich unserm theuren Sir Price versprochen habe, will ich Ihnen leisten, Mylord. Sie haben sich auf die edelmüthigste Art um die unglückliche Melana verdient gemacht, und haben folglich ein erworbenes Recht, zu erfahren, welche Schicksale dieselbe ausgestanden hat. Aber werde ich nicht Ihre Achtung verlieren, wenn Sie von mir selbst hören, daß ich Verbrechen begangen habe, vor welchen die gewöhnliche Menschheit zurückschaudert? — Ich fürchte dieses nicht; Ihre eignen Grundsätze sind mir Bürge, daß Sie der aufrichtigen Bekennerin, wo nicht Rechtfertigung, doch Entschuldigung wer-

den angedeihen lassen. Dächte ich noch wie vor zwanzig Jahren, o so lâg ich Tag und Nacht vor dem Crucifix oder Muttergottesbilde auf den Knieen, vergösse die heißesten Thränen, und suchte durch Beichte und Absolution mein geängstigtes Gewissen zu beruhigen, und die Furcht vor Tod und Hölle zu besiegen. Aber Ihr Unterricht, Mylord, und die vortrefflichen Schriften, welche Sie mir gegeben haben, machen Thränen, Gebete, Beichte und Absolution bei mir überflüssig. Ich fürchte den Tod nicht; denn ich weiß, daß er mir die Hölle nicht öffnet, und so ist denn mein Gewissen ruhig. Denn was ist das Gewissen oft anders, als die Furcht vor der Strafe, und besonders vor einer Strafe, welche uns ein unsichtbares Wesen auflegen soll, das die Welt regiert, jedoch aber die Menschen machen läßt, was sie wollen,

bloß um sie dereinst bestrafen zu können? Ich bin längst von diesen irrigen Vorstellungen zurückgekommen. — Aber ich will ja hier meine Philosophie nicht auskramen; meine Grundsätze sind die Ihrigen, Mylord, und wenn ich schon Ihren Scharfsinn nicht besitze, so denke ich doch in Absicht auf die menschlichen Bestimmungen grade wie Sie. Hören Sie nun meine Geschichte.

Erster Abschnitt.

Meinen Vater habe ich nie gekannt. Er diente unter den Truppen des Königs beider Sicilien, und begehrte seinen Abschied, als sein Obrist, der Graf von Viani die königlichen Dienste verließ; denn der Graf, welcher viel auf meinen Vater hielt, hatte demselben versprochen, ihn

als Verwalter eines Landgutes anzustellen, welches er nicht weit von Neapel besaß. Der Graf hielt Wort; mein Vater ward Verwalter, und heirathete eine Kammerjungfer der Gräfin. Fünf Kinder kamen aus dieser Ehe; ich war das jüngste davon, aber ehe ich mein erstes Jahr erreicht hatte, starb mein Vater. Er war stets ein rechtschaffner Mann gewesen, folglich blieb er auch arm, und hinterließ bei seinem Absterben kaum so viel, als nöthig war, seine Leiche zu bestatten. Meine ältern Geschwister waren schon ziemlich erwachsen, und da mein Vater sehr besorgt war, sie gut zu erziehen, konnten sie schon unter fremden Leuten fortkommen; aber auf meine Mutter und mich wartete eine sehr traurige Zukunft. Ich fühlte mein Schicksal freilich nicht, aber meine Mutter grämte sich darüber so sehr,

daß ſie meinem Vater einige Monate darauf im Tode nachfolgte.

Nun war ich völlig verlaſſen. Der Pfarrer des Ortes, wo meine Eltern gewohnt hatten, erbarmte ſich über mich, und that mich zu einer alten Frau, welche er für meine Pflege aus dem Almoſen bezahlte. Dieſe gute Alte wartete meiner aufs ſorgſamſte; allein da ſie ſelbſt ſehr arm war; und das Wenige, was ihr der Pfarrer aus dem Almoſen geben ließ, nicht hinreichte, ſie und mich zu unterhalten, ſchleppte ſie mich im Lande herum, und bettelte für uns beide.

Auf dieſen Bettelzügen kamen wir einſt nach Neapel; meine Pflegemutter trug mich als ein zweijähriges Kind auf dem Rücken, und ſchlich mitten auf der Landſtraße langſam fort, als ein mit ſechs wilden Pferden beſpannter Wagen daherge-

rollt kam, worin eine Dame saß. Meine Pflegemutter wollte dem Wagen schnell ausweichen, fiel aber, und ein Rad überfuhr ihren rechten Fuß. Sie schrie erbärmlich, und die Dame, welche den Zufall bemerkt hatte, ließ den Kutscher anhalten, stieg aus dem Wagen und fand die Frau in den traurigsten Umständen; ihr Fuß war völlig zerquetscht, und sie folglich nicht im Stande, sich selbst fortzuhelfen, daher befahl die Dame dem Kutscher, die Unglückliche und mich in den Wagen zu heben; dieß geschah, sie setzte sich neben uns, tröstete meine Pflegemutter, welche beständig winselte, versprach ihr alle mögliche Hülfe und Beistand. Der Kutscher mußte umwenden, und so kamen sie denn bald in die Stadt.

Die Dame ließ nach einem Hospital fahren, und empfahl daselbst meine Pfle-

gemutter der Vorsorge des ersten Arztes dieses Instituts, versprach alles reichlich zu bezahlen, und verließ uns, nachdem sie meiner armen Pflegemutter ihre ganze Börse geschenkt hatte.

Die Hospitalchirurgen zu Neapel waren Chirurgen, wie sie in der ganzen Welt sind. Wo sie nicht bezahlt werden, kürzen sie die Krankheit ab, so daß der Unglückliche, der unter ihre Hände fällt, entweder bald gesund wird — wenn nemlich seine Natur den Heroismus ihrer Kuren und Arzneien aushalten kann — oder daß er bald stirbt; werden aber die Herren bezahlt, so verlängern sie die Kur, um ihren Verdienst zu verlängern. Die großmüthige Dame besuchte meine Pflegemutter jede Woche, und so oft sie kam, erhielten die Chirurgen, welche ihre Besorgung übernommen hatten, ihre reichliche

Belohnung. Daher forderte es ihr eigenes Interesse, daß die Kur verlängert wurde; und dieß veranstalteten sie auch so geschickt, daß die Kranke erst nach zehn Monaten das Hospital verlassen konnte.

Ich war indessen in das Haus des Kutschers der Dame gebracht worden, wo ich wie ein Kind des Hauses gehalten, und mit allem nöthigen versehen wurde. Meine Pflegemutter forderte nach ihrer Genesung mich wieder zurück, welches die Dame auch zugeben wollte, weil sie glaubte, ich sey das Kind dieser armen Frau; aber als sie von ihr erfuhr, daß ich Melana Galdri, die Tochter des Verwalters des Grafen von Viani wäre, rief sie voll Verwunderung aus:

„Mein Himmel, hatte denn der ehrliche Galdri noch eine so kleine Tochter! Ich dachte seine Kinder wären alle erwach-

sen, und daher bekümmerte ich mich nach seines Weibes Tode nicht weiter um die Familie. Aber die Kleine muß hier bleiben; ich will ihre Erziehung besorgen, und ihr, gute Frau, kommt alle drei Monat zu mir, und holt etwas zu eurem Unterhalt. Ich bin die Gräfin von Viani, bei meinem verstorbnen Gemahl war Galdri Verwalter, und seine, unserm Hause bewiesene Rechtschaffenheit verdient, daß ich mich seiner Tochter annehme."

Gerne ließ sich meine Pflegemutter die Vorschläge der Gräfin gefallen, und kehrte reichlich beschenkt in ihr Dorf zurück. Ich kann nicht sagen, daß ich mich über den Abzug dieser Frau gegrämt hätte, denn im Hause des Kutschers war ich schon seit einigen Monaten, war eingewohnt, und hatte in keinem Stücke Mangel, und wenn ein so kleines Kind, wie ich damals

war, dies alles hat, giebt es sich leicht zufrieden.

Zweiter Abschnitt.

Die Gräfin von Viani hatte eine Tochter, welche um ein Jahr älter als ich war. Dieses Kind war auf dem Lande, nach der Unart der Neapolitanischen Großen, gesäugt und erzogen worden; nach sechs Jahren nahm es die Mutter zu sich, und gab ihm Lehrmeister. Julie, so hieß die junge Gräfin, war von lebhaftem Temperament, und mußte durchaus jemand von ihrem Alter um sich haben, mit dem sie spielen, zanken und sich wieder aussöhnen konnte. Die Mutter, eine Dame von vieler Einsicht, merkte bald, daß ihre Tochter mit ihrer eignen und des Lehrmeisters und der Kammerfrau Gesellschaft nicht zufrieden seyn konnte; also wurde ich zu

ihrer Gespielin bestimmt, und ins gräfliche Haus gebracht.

Ob ich gleich ein Jahr jünger als Julie war, so merkte ich doch, daß von meiner Seite eine gewisse Ehrfurcht nöthig wäre, um mich bei dem jungen Wildfang in Gunst zu erhalten; denn ich wollte mir die guten Tage erhalten, welche ich in dem gräflichen Hause zu genießen anfing. Ich studirte daher die Neigungen Juliens, richtete mich nach jeder derselben, und war dadurch so glücklich, daß dieses lebhafte Kind nie ohne mich seyn konnte. Ich mußte daher stets um sie seyn, an allen ihren Lehrstunden Theil nehmen, sie überall begleiten, und sogar in ihrem Zimmer schlafen. So lernte ich dann tanzen, zeichnen, mahlen, einige Instrumente spielen und dazu singen; ich lernte nähen und sticken, kurz ich lernte alles, was ein

Frauenzimmer von Stande lernen muß, wenn es sich einer guten Erziehung rühmen will.

Die ältere Gräfin, welche ihre Tochter fast vergötterte, liebte mich so wie ihre Tochter selbst; ich wurde wie ihr Kind in allen Stücken verpflegt, eben so wie ihre eigne Tochter gekleidet, und von den Fremden, welche die nähern Verhältnisse des gräflichen Hauses nicht kannten, für Juliens Schwester gehalten.

So ging es denn unverändert fort, bis Julie sechzehn und ich funfzehn Jahr alt war. Um diese Zeit kam der Prinz von Altieri nach Neapel, und da er mit dem Hause Viani nah verwandt war, besuchte er die Gräfin, sah Julien, und verliebte sich in sie. Julie selbst fand Geschmack an dem jungen schönen Römer, und da dieser sich sehr bald gegen die

Mutter erklärte, so kam man bald zum Zweck, und schon nach vier Wochen war Gräfin Julie Prinzessin Altieri.

Julie wollte sich nicht von mir trennen, und bestand darauf, daß ich sie nach Rom begleiten, und bei ihr leben sollte; aber die alte Gräfin hätte gar gerne gesehen, daß ich bei ihr geblieben wäre. Sie war schon in die Jahre, und kämpfte mit allerlei Schwachheiten des Körpers, wobei ich ihre beste Pflegerin und Trösterin war. Ich sang und spielte ihr auf der Guitarre vor, wenn sie schwermüthig war, und erzählte ihr Mährchen, wenn sie nicht schlafen konnte; wenn sie in Gesellschaft gehen wollte, besorgte ich ihre Toilette. Diese kleinen Dienste setzten mich ganz in die Gunst der Gräfin, und sie setzte sich mit aller Gewalt dagegen, als mich ihre Tochter mitnehmen wollte. Sie machte Vor-

stellungen, gab gute Worte, vergoß Thränen, zankte und schalt, aber alles half nichts; die brausende Julie bestand einmal auf ihren Kopf — „ich muß meine Melana bei mir haben, sonst sterbe ich," war alles was sie auf die Vorstellungen, die guten Worte, die Thränen, das Zanken und Schelten ihrer Mutter von sich hören ließ; und so drang sie endlich durch.

Am Abschiedstage nahm mich die alte Gräfin Viani auf ihr Zimmer allein „Melana," sagte sie, „liebe Melana, du mußt mich verlassen, meine eigensinnige Tochter will es so haben, und was kann ich dafür? Gerne hätte ich dich behalten, aber wenn du gleich weggehst, so bleibe ich doch deine Freundin. Es gehe dir zu Rom, wie es wolle, so gedenke immer, daß ich für dich sorgen werde, wenn auch meine Tochter die Hand von dir abziehen

ſollte. Behalte mich lieb, und bleibe der Tugend treu. Nimm dies zum Andenken." Hier drückte ſie mir einen ſchweren Beutel mit Gold in die Hand, und häufige Thränen verhinderten ſie weiter zu reden. Auch ich weinte ſehr, fiel der guten Gräfin zu Füßen, und war nicht fähig ihr zu danken. Endlich kam Julie, und meldete, es ſey angeſpannt, ſagte ihrer Mutter ein ganz kaltes Lebewohl, zog mich fort, und half mir, weil ich ganz ſchwach war, ſelbſt in den Wagen.

Der Prinz, ihr Gemahl, war einige Tage vorher abgereiſt, um alles zum Empfang der ſchönen Julie zu Rom anzuordnen; deswegen wollte dieſe, daß ich in ihrem eignen Wagen fahren, und mit ihr plaudern ſollte; denn Julie wollte nur hören und gehört werden. Ich war ganz Gefühl; die Güte der alten Gräfin hatte

mich tief gerührt, und hätte es bei mir gestanden, nie würde ich sie verlassen haben; denn sie hatte mich immer wie ihr Kind gehalten, mir tausend Gefälligkeiten erwiesen, und bei meinem Abschiede geweint. Die Vorstellung von dem allen war so lebhaft in meiner Seele, daß ich vergaß, wo ich war, und mich nur immer mit andern Gedanken beschäftigte.

Julie wollte plaudern, fragte daher nach diesem und jenem, und als ich nicht antwortete, stieß sie mich heftig an.

„Bist du krank, Melana?" sagte sie unwillig, „warum antwortest du nicht?"

Ich erwachte aus meinem Taumel, sah mich um, erschrack, da ich Juliens Augen funkeln sahe, und erwiederte mit zitternder Stimme: mir ist ganz wohl, Signora.

Julie. „Was soll das heißen, Signora! Willst du mit mir brechen?"

Ich. Um Gotteswillen, wohin denken Sie, Signora?

Julie (erzürnt). „Immer noch Signora? Bist du nicht meine Freundin, Melana?"

Ich. Das werde ich immer seyn; aber unsere Verhältnisse —

Julie (einfallend). „Welche Verhältnisse? (heftig) Heraus Melana, welche Verhältnisse? Sprich!"

Ich. Wir sind als Kinder aufgewachsen, Signora; unsre kindische Lage hat uns eins dem andern nothwendig gemacht; unsre Vernunft hat sich entwickelt, und fand in unsrer Freundschaft nichts Unanständiges; auch glaube ich, kann dies immer fortwähren. Aber, Signora, auf Ihrer Seite heißt diese Freundschaft nun

mehr Güte, auf der meinen, Ehrfurcht. Sie sind eine Dame, eine verheirathete vornehme Dame, und ich bin ein unbedeutendes Mädchen. Sie sind ihrem Stand, ihrem Gemahl und sich selbst schuldig, daß kein Geschöpf, wie ich, ihre Vertraute öffentlich sey. Sehn Sie also die Nothwendigkeit, daß wir in einer gewissen Entfernung von einander bleiben müssen. Was würde die Welt sagen, wenn —

Julie. „Wenn Julie Altieri eine Undankbare, und Melana Galdri eine Närrin wäre? Pfui, Melana, schäme dich so zu reden. Ich liebe dich, du bist meine erprobte Freundin; ändre du dich nur nicht, auf meiner Seite bleibt alles, wie es war, und sollte ich eine Königin werden.

Ich. Aber mein Gott, Signora —

Julie. „Weg mit der Signora. Ich heiße Julie. Sprich mit mir wie sonst — oder ich werde böse. (fängt an zu weinen) Meine Melana muß mein bleiben."

Die gute Julie weinte, und ich mußte auch mit weinen; endlich kamen wir überein, daß wir unter vier Augen uns als Vertraute behandeln, und mit unsern Taufnamen nennen wollten; in Gesellschaften aber würde ich sie Signora Principessa, sie mich aber Donna Melana heißen.

Dritter Abschnitt.

Der Prinz von Altieri kam uns über zwei Stunden weit vor Rom entgegen, mit einem großen Gefolge von Herren, Damen und Bedienten, in Wagen und zu Pferde; eine Menge Musikanten machte auf vier offnen Wagen ein solch rauschen-

des Concert, daß die Leute weit und breit in der Runde hören mußten, es sey ein grosser Aufzug auf der Appischen Straße, und hundert Reuter gaben alle tausend Schritte drei Salven aus ihren Knallmusketen *). So ging der Zug bis vor die Thore Roms; durch die Stadt war er weniger lärmend, doch währte die Musik fort, und eine Menge Zuschauer aus den Fenstern und auf der Straße verherrlichten diesen Einzug. Im Pallast Altieri waren alle Vorbereitungen zum Empfang der jungen Prinzessin gemacht, die vornehmsten Herren und Damen vom Stande — — doch was soll ich mich mit der Beschreibung von Dingen aufhalten, die jedermann sich leicht vorstellt.

*) Bombardino, ein Schießgewehr, welches blos zum Knallmachen gebraucht wird.

Genug es ging so her, wie es bei solchen Gelegenheiten bei Leuten herzugehen pflegt, die entweder unermeßlich reich sind, oder doch unermeßlich reich scheinen wollen.

Ich lebte im Pallast Altieri einige Jahre sehr vergnügt. Die Prinzessin war meine vertrauteste Freundin, der Prinz, welcher seine Gemahlin zärtlich liebte, erwies mir alle Achtung; und damit ich in allen großen Zirkeln erscheinen, und allen Vergnügungen der Vornehmen beiwohnen konnte, ließ Julie und ihr Gemahl so unter der Hand ausſprengen: ich sey ein verarmtes Fräulein von guter Familie, welches die Gräfin Viani zu sich genommen und erzogen hätte. Man glaubte dieses Mährchen allgemein; denn in Rom ist man über dergleichen Dinge nicht schwergläubig, und deswegen wurde ich aller Orten, wohin ich kam, als eine

Dahe wom Stande angesehen und behandelt.

Aber könnte man hier fragen: hat denn Melana nicht um diese Zeit mehrere verliebte Intriguen gespielt? Gelegenheit hat sie doch dazu gehabt; denn in Rom fehlt es daran weniger als sonst an einem Orte in der Welt.

Ich will offenherzig seyn, wie denn meine Geschichte auch nicht eine einzige Lüge, nicht einmal eine Verstellung oder Verdeckung der Wahrheit in sich fassen soll.

Gerne sah ich es, wenn die jungen Herren um mich herumflatterten, mir allerhand Süßigkeiten vorsagten, und mir Präsente machten; aber keiner von allen rührte mein Herz, obgleich einige darunter seyn mochten, welche den Augen andere Mädchen sehr liebenswürdig vorkom-

nien könnten. Ich gestattete aber keinem von allen meinen Anbetern die geringste Gefälligkeit, und lachte ins Geheim, wenn sie mich grausam und unmenschlich schalten, und mein Herz in Sonetten und Liedern mit dem Herzen einer Löwin oder Tigerin verglichen.

Julie scherzte oft mit mir über meine Unempfindlichkeit, wie sie es nannte, und konnte nicht begreifen, wie ich die Männer nicht lieben könnte, da ich doch nicht den geringsten Hang zu einer höhern Heiligkeit an mir verspüren ließ. Aber ich fühlte wohl in mir selbst, daß mein Herz dereinst auch Liebe empfinden werde. Ich hatte, ohne daß ich es eben aus Romanen abstrahirt hätte, mir ein Ideal von dem gemacht, dem ich meine Neigung schenken müßte, sobald er sich meinen Augen darstellte; keiner von alle denen, welche

mich umflatterten, war diesem Ideal nur von weitem ähnlich; daher denn meine Gleichgültigkeit gegen die Männer, welche ich sah, und welche sich um meine Gunst bewarben.

Daß ich keinen Gefallen an höherer Heiligkeit oder gar am Klosterleben hatte, darf man sich nicht wundern. Ein Mädchen, welches in einem großen Hause im Wohlleben und in lauter Vergnügungen aufgewachsen ist, hegt selten den Vorsatz eine Heilige oder, welches nach dem Begriff der Kirche einerlei ist, eine Nonne zu werden. Bei mir aber war noch ein andrer Grund — ich hatte gar keine Religion. Die Gräfin Viani ließ zwar ihre Tochter und mich, in den Grundsätzen des katholischen Glaubens unterrichten, aber von einem Manne, der diesen Glauben eben nicht liebenswürdig machen konnte.

Es war dieser Mensch ein dicker Franziskaner, ein grober, unbescheidener, störrischer Trunkenbold, unwissend in allen Dingen, sein Brevier und sein Missal ausgenommen; denn beide wußte er auswendig. Wöchentlich mußte er uns beiden Mädchen vier Stunden Unterricht in der Religion geben, der aber nicht über eine Stunde währen konnte; denn der Franziskaner kam erst nach eilf Uhr, und um zwölf gingen wir zu Tische, wobei sich der Pater jedesmal einstellte, um sich von seiner Erschöpfung zu erholen. Der Unterricht selbst war dem Unterrichter vollkommen ähnlich. Vom Anfang wurde ein Tagestück aus dem Seelenmanne *) gelesen;

*) Manna dell' Anima di Paolo Segneri. Es enthielt Betrachtungen über jeden Tag im Jahre.

da gähnten wir schon; nun kam der Hauptunterricht, welcher sich aber niemals weiter erstreckte, als auf die heilige Messe, die Beichte und die Verehrung des heiligen Gottes, besonders der allerseligsten Jungfrau und des H. Franz von Assisi, des großen Stifters der Erzbetteleien. Den Schluß machten einige Fabeln von Hexen, Gespenstern, blutenden Hostien, Erscheinungen aus dem Fegefeuer, und was dergleichen der Geist unserm Lehrmeister eingab.

Bei Tische mußte der arme Franziskaner mit seiner Heiligkeit stets herhalten; denn der Bruder der Gräfin, Obrist Berni, wohnte und speißte bei uns. Er hatte ehedem den Franzosen gedient, nachher aber seinen Abschied genommen, und die Welt durchreiset. Endlich entschloß er sich in Ruhe zu leben, und zog zu seiner

Schweſter. Weil dieſe verſichert war, daß er ſie oder ihre Kinder einſt zu Erben ſeines großen Vermögens einſetzen würde, durfte er thun, was er wollte, und ſelbſt die Gräfin ſchien nicht einmal böſe zu werden, wenn er die ärgſten Ausſchweifungen im Trunke beging, oder läſterliche und unflätige Reden ausſtieß, ſo ſehr ſie auch ſonſt dieſe und ähnliche Dinge an andern haßte.

Der Obriſt hatte gar keine Religion, und war ein erklärter Feind von dem ſo genannten geiſtlichen Stande, und beſonders von jenem, welcher ſich in Klöſter einſperrt, um deſto freiern Spielraum in der Welt zu haben. Deswegen flohen ihn alle Weltprieſter und alle Mönche, nur Pater Eroin hielt ihm ſtich; denn wäre er dem Obriſten entflohen, ſo hätte er die guten Biſſchen und den guten Wein von

Monte Fiascone bei der Gräfin entbehren müssen. Der Obrist pflegte aber folgende Methode mit dem Pater einzuschlagen. Sobald die Puteillen aufgesetzt wurden, tranken sie beide so lange, daß sie betrunken wurden. Nun ging es an ein Disputiren, z. B. über das Fegefeuer. Da fragte denn der Obrist, wo die Zangen geschmiedet würden, mit welchen die Teufel die armen Seelen zwickten, wie groß die Blasebälge wären, womit das Fegefeuer unterhalten würde, ob man auch die armen Seelen an Bratspieße spieße, oder ob man sie auf einem Roste quälte? u. s. w. Der Pater antwortete auf diese Fragen, wie ein abergläubischer Franziskaner antworten muß; denn er beschrieb das Fegefeuer auf eine so tragicomische Art, daß man sich fürchten und zugleich lachen mußte. Nach und nach wurde der

Obrist immer unartiger, und spottete selbst über die heiligen Lehren; dann fuhr der Pater mit Bannflüchen und Anathematismen heraus, und endlich machte der Obrist eine Erklärung seines Systems, und bewies, daß alles, was die Christen glauben, nichts anders sey als Tand, Aberglaube und Pfaffenbetrug.

Ich hörte diese Reden des Obristen immer mit einigem Vergnügen; er bemerkte dieses, und da ich ihm öfters aus einem Dichter oder Historienbuch vorlesen mußte, nahm er sich die Mühe, mich bei Gelegenheit des Gelesenen mit den sogenannten Religionswahrheiten näher bekannt zu machen, und untergrub und vernichtete auf diese Art alles, was mir noch von Anhänglichkeit an den christkatholischen Glauben übrig geblieben war.

Vierter Abschnitt.

Julie hatte einen Bruder, welcher in Frankreich erzogen worden war, und daselbst Kriegsdienste genommen hatte. Einige Mal hatte er vor der Verheirathung seiner Schwester seine Mutter zu Neapel besucht, aber nur auf einige Tage; und immer zu einer Zeit, wo ich mich außer dem gräflichen Hause befand; denn man muß wissen, daß meine eigne Schwester etwa zehn Meilen von der Hauptstadt an einen Chirurgus verheirathet war, und daß ich diese alle Jahre zu besuchen pflegte. Es fügte sich daher, daß der junge Graf Viani immer zu seiner Mutter kam, wenn ich nicht da war.

Jetzt hatte er es bis zu dem Posten eines Kapitains gebracht, und seine Mutter verlangte, daß er seinen Abschied nehmen

und sich verheirathen sollte; denn er war der einzige Sohn der Gräfin, und der einzige männliche Zweig des ganzen Stammes der Grafen von Viani.

Ich kann nicht sagen, ob der junge Graf die Kriegsdienste gerne verließ, aber aus Ehrfurcht gehorchte er doch seiner Mutter, und kehrte zurück nach Italien.

„Mein Bruder kommt heute zu uns," sagte eines Morgens Julie zu mir, „mache, daß alles im Hause in Ordnung sey, ich möchte nicht gerne, daß er etwas zu tadeln fände."

Ich weiß nicht, wie mir bei diesen Worten zu Muthe ward; mein Herz schlug heftig, und ich empfand eine Unruhe, die ich noch niemals empfunden hatte. Ich hatte von diesem Bruder schon oft gehört, und immer war er mir gleichgültig, ich kannte ihn ja nicht; aber noch kannte ich

ihn ja nicht, und doch war mein Herz voll Unruhe. Sollte es wohl Ahndungen geben, und war meine damalige Unruhe vielleicht eine Ahndung der fürchterlichen Begebenheiten, welche hernach erfolgt sind? Ich will und muß diese Frage unentschieden lassen.

Ich gab in aller Eile den Bedienten die nöthigen Befehle zum Empfang des Signor Fabio, so hieß Juliens Bruder, und begab mich auf mein Zimmer, um mich anzukleiden. Sonst gefielen mir alle meine Kleider, und es war mir höchst gleichgültig, welches ich trug; heute aber fand ich keins gut genug, und ich würde noch viele Stunden gewählt haben, wenn mein Mädchen nicht gekommen, und mir gemeldet hätte, Signor Fabio sey angekommen. Ich endigte nun ohne weitere Kritik meinen Anzug, und ging hinab,

um unſern Gaſt zu empfangen. Wie pochte mir das Herz, als ich in die Stube trat, und meine Verwirrung würde noch ſichtbarer geweſen ſeyn, wenn mich nicht Julie bei der Hand genommen, und ihrem Bruder vorgeſtellt hätte.

„Hier, Bruder, ſiehſt Du meine beſte Freundin," ſagte ſie, „meine liebe Melana — laß ſie auch Deine Freundin ſeyn, ſie verdient es."

Fabio bückte ſich gegen mich, ward über und über roth, und ſagte kein Wort.

„Aha, Brüderchen," fuhr Julie lachend fort, „Melana gefällt Dir! I nun ein wenig Liebhaber ſchadet ja nichts."

Unter dem Vorwande eines nöthigen Geſchäfts entfernte ich mich; denn ich konnte nicht mehr bleiben, ohne Gefahr zu laufen, durch meine Verwirrung mein ganzes Herz zu verrathen. Ich muß es

nur gestehen, daß Signor Fabio einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Julie und ihr Gemahl vermißten mich nicht, denn beide waren mit Fabio zu sehr beschäftigt, als daß sie viel an mich hätten denken können. Ich war auf meinem Zimmer, aber da ward es mir zu enge; ich ging also in den Garten, aber was mir da sonst so sehr gefallen und mich beschäftigt hatte, meine Gewächse, meine Blumen, nichts unterhielt mich, nichts stillte meine Unruhe. Die unruhigste Nacht folgte auf diesen Tag; ich konnte kein Auge schließen, und überzeugte mich vollkommen, daß Graf Fabio Viani der Mann sey, welchem ich mein Herz auch wider meinen Willen hingeben müßte.

Ich erschrack bei der Entdeckung dieser mir zu gewissen Wahrheit. Tausend Fra-

gen und Zweifel fielen mir ein, welche mich so verwirrten, daß ich mich noch niemahls in einer ähnlichen Verlegenheit befunden habe. Wird er mich auch wieder lieben? war die erste Frage, die ich an mich selbst that. Und wenn er mich liebt, was wird es mir helfen? Seine Gemahlin kann ich nicht werden, ein unadliches armes Mädchen, und ein so vornehmer reicher Herr! Seine Maitresse! Pfui — Ich zitterte bei diesem Gedanken, und mein ganzer Stolz empörte sich. Ich beschloß lieber zu sterben, nicht weil ich die Tugend selbst so sehr geschätzt hätte, sondern weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, daß Fabio mich für ein feiles Mädchen ansehen, und als solches behandeln sollte.

Den folgenden Tag war ein großes Fest im Pallast Pamfili, von welchem Ju-

lie und ihr Gemahl nicht wegbleiben konnten, so gern sie auch wollten. Julie wollte, ihr Bruder sollte auch mit zu dem Feste kommen, aber er war dazu nicht zu bewegen. Ich werde hier bleiben, sagte er, Donna Melana versteht die Musik und singt vortrefflich; ich klimpre auch ein wenig; und so wird uns die Zeit schon vergehen. In der Gesellschaft der Damsili würde ich doch nur lange Weile haben. Nicht wahr, Donna Melana, wir wollen es schon so machen, daß keins von uns sich über das andere zu beklagen habe?

Ich ward roth, und antwortete nichts. Julie lächelte und sagte: „du bist noch ein Neuling, Melana, du kannst dich noch nicht finden, wenn junge Herren deine Gesellschaft verlangen. Aber bei meinem Bruder darfst du dich gar nicht fürchten; er ist ein Mann von Ehre."

Den ganzen Tag mußte ich in der Gesellschaft des Grafen zubringen — wir spielten und sangen und lasen uns wechselsweise aus Büchern vor; aber alle diese Beschäftigungen währten nicht lange, dann saßen wir wieder, schlugen die Augen nieder, und redeten kein Wort.

Ob ich gleich wenig Erfahrung hatte, so bemerkte ich doch, daß ich dem jungen Grafen nicht gleichgültig war, und bemerkte es mit dem innigsten Vergnügen; denn ich fühlte, daß ich sehr unglücklich seyn würde, wenn ich die Liebe des mir so theuern Fabio nicht erlangen könnte. Ich hoffte, daß er sich erklären werde, und hoffte es mit Zittern, weil ich nicht wußte, was ich ihm antworten sollte. Aber er blieb verschlossen, ob mir gleich seine Blicke die stärksten Versicherungen seiner Zärtlichkeit zu erkennen gaben.

Gegen Abend kam der Prinz mit Julien zurück, und ich wurde von einer sehr peinlichen Lage befreit. Nun sah ich täglich den jungen Grafen, aber nie allein, es schien mir sogar, als vermiede er jede Gelegenheit sich mit mir allein zu unterhalten, und diese gewiß irrige Entdeckung machte mir tausend Kummer; aber ich war einmahl erfinderisch mich selbst zu quälen, und das, was in meinem Innern vorging, verbreitete sich so sehr über mein ganzes Wesen, daß Julie im Ernst anfing, meinethalben besorgt zu werden. Immer fragte sie mich, was mir fehle, ob ich krank sey? Ich verneinte es, aber meine Freundin wurde nur noch aufmerksamer, sie rieth hin und her, und kam doch nicht auf die wahre Ursache.

Ein Arzt wurde wider meinen Willen geholt, aber der gute Mann schrieb mei-

nen Zuſtand, wie man leicht denken kann, ganz andern Urſachen zu, als die waren, worin derſelbe ſich eigentlich gründete, und doch heilte mich dieſer Aesculap, ohne daß er ſelbſt die Natur und die Wirkung des Mittels verſtand, welches er anwendete.

Er kam eines Morgens zu mir, und nachdem er mir den Puls befühlt, und allerlei unverſtändiges Zeug über meine Krankheit geplaudert hatte, ſagte er zu mir:

„Schönſte Signora, man iſt Ihrentwegen hier im Hauſe ſehr bekümmert."

Ich. Aber ohne Urſache; ich bin ja nicht krank.

Er. „Doch, doch, Signora. — Aber Sie haben recht viel Freunde in dieſem Hauſe, die es herzlich gut mit Ihnen meinen."

Ich. Das weiß ich.

Er. „Besonders der — aber ich kann schweigen."

Ich. Wen meinen Sie, Herr Doctor?

Er. „Je nun, der Herr Graf von Viani."

Ich (hastig). Dieser wird wenig nach mir fragen.

Er. „Mehr als alle andern. Ach wenn ich Sie nur wieder herstellen könnte, ich wäre glücklich."

Ich. Wie denn so?

Er. „Der Herr Graf hat mir hundert Zechinen versprochen, wenn ich ihre Kur glücklich vollende. Täglich kommt er zu mir, und fragt mich nach ihrem Befinden, und thut so ängstlich, daß ich es Ihnen nicht beschreiben kann, wenn ich

ihm ſage, daß Ihr Zuſtand üble Folgen haben könnte."

Der Doctor erzählte mir noch viel von des Grafen Theilnahme, ich ließ ihn reden, ſo lange er wollte; denn ich empfand ein inniges Vergnügen bei einem Geſchwätze, worüber mir, wäre ich weniger intereſſirt geweſen, die Geduld gewiß vergangen ſeyn würde. Ich ſah nun klar und deutlich ein, daß ich geliebt würde, und dieſe Gewißheit gab mir meine Munterkeit wieder; in wenig Tagen war ich geſünder, als jemals.

Fünfter Abſchnitt.

Der Graf von Viani ließ deutliche Spuren ſeiner Freude über meine Geneſung in allen ſeinen Blicken, die er mir zuwarf, und in jedem Wort, das er mit mir ſprach, merken. Ich erwartete nun

eine baldige Erklärung seiner Liebe gegen mich, aber diese kam nicht, und er reiste nach Neapel ab, ohne nur einmal Abschied von mir zu nehmen.

Dies setzte mich in Verzweiflung, und beinahe hätte ich mich verrathen, als Julie mir eines Morgens sagte, ihr Bruder sey früh abgereist, und habe mich nicht stören wollen. Er habe den Abend vorher spät einen Brief von seiner Mutter erhalten, worin ihm dieselbe befohlen hätte, sogleich zu ihr zu kommen, weil sie wichtige Geschäfte mit ihm abzumachen hätte.

Kaum hatte mich Julie verlassen, so trat der Doctor herein.

„Wie froh bin ich," sagte er, „Signora, daß ich Sie allein antreffe. Ich habe etwas für Sie." — Er reichte mir einen Brief.

Von wem?

„Vom Grafen Viani."

Ich riß dem Doctor den Brief aus den Händen, und ohne zu überlegen, daß ein Zeuge meiner Unordnung zugegen war, brach ich ihn hastig auf, und — o wie wurde mir, als ich folgende Zeilen las:

Meine theuerste Melana!

Erschrecken Sie nicht über diese Benennung, sie ist so wahr, denn seit ich Sie sah, ist nichts meinem Herzen theurer gewesen als Sie. Ja, liebe Melana, ich habe sehr mit meiner Leidenschaft gekämpft, aber ich finde, daß ich meine Liebe nicht besiegen kann, und diese Ueberzeugung bringt mich zu diesem Geständniß gegen Sie. O Melana, wenn Sie mich wieder lieben könnten, so vergesse ich Stand und Ge-

hurt, und hoffe doch der glücklichste aller Sterblichen durch Ihren Besitz zu werden. Nie habe ich die Gesetze der Ehre beleidigt; meine Absichten sind daher die entschlossensten, und Sie können ein vollkommnes Zutrauen in mich setzen. Auch dem guten Doctor, der ihnen diesen Brief zustellen soll, können Sie sich vertrauen, er hat Befehl mich von Ihren Gesinnungen zu unterrichten, weil ich Ihnen noch nicht zumuthen darf, daß sie an mich schreiben sollen. Leben Sie wohl, und versichern Sie sich der zärtlichsten Liebe

Rom.

Ihres
Fabio Viani.

Der Inhalt dieses Briefs entzückte mich bis auf den einzigen Punkt, daß ich

dem Doctor meine Gesinnungen offenbaren sollte. Sollte ich ihm vielleicht bekennen, daß ich den Grafen liebte, daß ich ohne ihn nicht leben könnte? Dieß konnte ich nicht, meine Delikatesse widersetzte sich einem Geständniß dieser Art. Lange besann ich mich, was ich thun wollte, ohne mich entschließen zu können.

Der Doctor brach nach einiger Zeit das Stillschweigen, und sagte:

„Signora, Sie versäumen ganz, was ich Ihnen so oft angerathen habe."

Ich. Was denn?

Doctor. „Sie machen sich zu wenig Bewegung."

Ich. Das geschieht deswegen, weil ich selten jemand haben kann, der mit mir ausfährt. Allein mag ich mich nicht entfernen.

Doctor. „Dafür kann Rath werden. Ich trinke die Molkenkur auf der Villa Verini. Wollen Sie mich dann und wann dahin begleiten. (lächelnd) Ich bin in einem Alter, welches zu keinem Verdacht Anlaß geben kann."

Ich fühlte bei diesem Vorschlag etwas, es ward mir bange; und doch gab ich meine Einwilligung, den Doctor schon den folgenden Tag auf die Villa Verini zu begleiten.

Bei dem Mittagsessen erzählte Juliens Gemahl, daß er sich wundre, warum der Schwager Viani nicht bei seinem Bruder, welcher sich drei italienische Meilen von Rom auf einem Landgute aufhielt, eingesprochen habe, da doch der Weg nach Neapel neben diesem Landgute vorbei ginge. Er sey diesen Morgen bei seinem Bruder gewesen, und habe ihn nach dem

Schwager gefragt, aber dieſer habe verſichert, er ſey nicht zu ihm gekommen, und niemand wolle wiſſen, daß er vorbei gereiſt ſey.

Allen, welche zu Tiſche waren, ſelbſt Julien, war dieſe Nachricht ziemlich gleichgültig, mir allein fiel ſie ſehr auf; ich ſchloß daraus, daß der Graf ſich entweder in der Stadt oder doch in der Nähe aufhielte, und daß ich ihn den folgenden Morgen ſehen würde.

So war es denn auch, und wohl mir, daß ich auf die Zuſammenkunft vorbereitet war; wer weiß, was ſonſt geſchehen wäre. Ich liebte zwar den Grafen mit einer Heftigkeit, deren bloß eine Neapolitanerin fähig iſt; aber ich waffnete mich mit allem Stolz eines Frauenzimmers, das ſeine eignen Vorzüge kennt, und dieſe für grö-

ßer und schätzbarer hält, als die Vorzüge der Geburt und des Reichthums.

Unbefangen — wenigstens dem Aeußern nach — fuhr ich mit dem Doctor nach der Villa Verini, wir gingen im Garten spazieren, wo der Doctor seinen Gesundheitstrank zu sich nahm, und begaben uns dann in das Haus; denn der Doctor sagte mir, daß er Thee für mich bestellt habe, welcher bei Bewegungen des Körpers von sehr guter Wirkung sey.

Ich fand alles so, wie mein Begleiter gesagt hatte; aber kaum hatte ich eine Tasse Thee genommen, als auf einmal der Graf Viani ins Zimmer trat, und zu meinen Füßen stürzte. „Schönste Melana," rief er aus, „werden Sie mir wohl vergeben, daß ich mich eines unschuldigen Kunstgriffs bedient habe, um Sie einmal allein zu sprechen?"

Ein weniger vorbereitetes Mädchen würde sich verrathen haben; aber ich war auf diesen Fall, den ich vorhergesehen hatte, vorbereitet. Ich stellte mich nicht erschrocken, nicht furchtsam, sondern that, als befremdete mich diese Zusammenkunft aufs äußerste.

Herr Graf, sagte ich im Ton der strengsten Ernsthaftigkeit, ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll. Sie schreiben mir einen Brief, dessen Inhalt ich nur halb verstehe, und den ich eben wegen des Wenigen, was ich zu verstehen vermogte, für einen Scherz halte, der mir freilich nicht gefallen kann, den ich aber entschuldige, weil er vielleicht in dem Lande Mode ist, wo Sie herkommen. Aber daß Sie noch in der Nähe von Rom sind, welches Sie schon vor einigen Tagen zu verlassen vorgaben, daß Sie Kunstgriffe

gebrauchen, wie sie selbst gestehen, um mich allein zu sprechen, dieses, Herr Graf, muß mir seltsame Begriffe von Ihnen beibringen. Doch ich kenne meine Pflichten. Leben Sie wohl.

Dieß gesagt, eilte ich der Thüre zu; der Graf sprang auf, griff mich beim Arm „ums Himmelswillen, theuerste Melana, verlassen Sie mich nicht, hören Sie mich erst an!"

Ich. Was wollen Sie denn?

Graf. „Melana, ich liebe Sie."

Ich (kalt). Das habe ich schon in Ihrem Briefe gelesen.

Graf. „Was ich Ihnen schrieb, wiederhole ich, und bin bereit es Ihnen tausendmal zu wiederholen."

Ich. Dies würde sehr vergeblich seyn; denn ich werde es Ihnen doch nicht glauben.

Graf. „Nicht glauben, Melana? Und warum nicht?"

Ich. Weil Sie mich nicht lieben können, nicht lieben dürfen.

Graf. „Ach, Melana, könnten Sie in meinem Herzen lesen!"

Ich (sehr ernsthaft). Herr Graf, kennen Sie mich?

Graf. „Ja, Melana, ich kenne Dich! Du bist das edelste liebenswürdigste Wesen."

Ich. Herr Graf dieser vertrauliche Ton ist beleidigend. Aber im Ernst frage ich Sie, ob Sie mich kennen?

Graf. „So kenne ich Sie, Melana, wie ich Ihnen sagte."

Ich. Nun denn, hören Sie mich, ich will ihnen sagen, wer ich bin. Ich bin ein armes elternloses Kind, welches blos der Gütigkeit Ihrer Familie seine Er-

ziehung, und alles, was es ist und hat, verdankt; aber ich bin tugendhaft.

Graf. „Ach, mein Engel, das alles weiß ich."

Ich. Und doch suchen Sie meiner Tugend Fallstricke zu legen.

Graf. „Gott und alle Heiligen des Himmels sind Zeugen meiner Gesinnungen gegen Sie. Ich liebe Sie, aber das Feuer, das in meinem Herzen für Sie lodert, ist so rein wie die Flamme auf dem Altar vor dem Bilde des Erlösers."

Der Graf kam nun sehr in Enthusiasmus; ich hörte ihn mit dem innigsten Vergnügen, beantwortete dann und wann seine Fragen, und das Ende des Auftritts war, daß wir Friede machten, und daß ich ihm gestand, daß er mir nicht ganz gleichgültig sey, daß ich ihn vielleicht gar lieben könnte, aber daß ich erst von der

Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen und seiner Absichten mich überzeugt haben müßte.

Vergnügt schieden wir von einander; denn es war verabredet, daß wir morgen wieder zusammen kommen wollten. Dies geschah auch, aber nach einigen Tagen reiste der Graf wirklich nach Neapel, wo ihn seine Mutter sehnlich erwartete. Ich halte mich mit Beschreibung des Abschieds und unsrer wechselseitigen Versicherungen nicht auf.

Sechster Abschnitt.

Drei Monate waren nun seit der Abreise des Grafen von Rom nach Neapel verflossen; seit dieser Zeit hatte er mir einige Mal geschrieben, und der Doctor hatte mir die Briefe, welche an ihn gerichtet waren, stets genau überliefert. Aber im letzen Monat hatte ich keine Zeile

mehr erhalten, und fing an ungeduldig zu werden; doch tröstete ich mich noch immer, weil ich keine Ursache hatte, an der Treue des Grafen zu zweifeln; sein Stillschweigen konnte ja zufällige Ursachen haben, die mir unbekannt waren.

Aber bald gingen mir die Augen schrecklich auf. Mein Graf hatte ehedem seine Hand einem Fräulein versprochen, welches weitläuftig mit ihm verwandt, aus einem sehr guten Hause und sehr reich war. Dies wußte ich nicht, sonst würde ich meine Neigung unterdrückt, und seinen Anträgen kein Gehör gegeben haben; der Graf hatte blos dem Verlangen seiner Mutter nachgegeben, und hoffte nun das eingegangne Bündniß wieder auflösen zu können, aber er betrog sich. Seine Mutter, welcher er erklärte, daß er sich mit Morate Carsini nicht verbinden könne,

ohne ihr jedoch die geringste Ursache seiner Abneigung anzugeben — denn von seiner Liebe gegen mich hatte er gänzlich geschwiegen — drohte ihn zu enterben, und der Bruder der Braut drohte auf seiner Seite, den seiner Schwester angethanen Schimpf in Blut abzuwaschen. Nun kam der gute Graf sehr ins Gedränge. Das ganze Vermögen der Familie kam von seiner Mutter her, und er fürchtete Rossano Carsini, den Bruder seiner Braut, der als der beste Schläger in ganz Italien bekannt war, zu sehr — er gab also nach, und versprach sich mit Morata zu verbinden, doch wollte er vorher nach Frankreich, wo er wichtige Geschäfte beendigen zu müssen vorgab; er hat mir nachher oft gestanden, daß er, blos mich zu vergessen, nach Frankreich gereist sey.

Der Doctor, unſer Unterhändler, benachrichtigte mich von dieſen Vorfällen, und ich muß geſtehen, daß er es mit einer ſtudirten Schonung that, welche ich einem alten Aesculap nicht zugetraut hätte. Schrecklich war mein Zuſtand, nachdem ich mich völlig von der Untreue des geliebten Grafen überzeugt hatte; ich fiel in ein heftiges Fieber, und jedermann zweifelte an meiner Geneſung; aber meine gute Natur beſiegte allein die Stärke der Krankheit; denn ich weigerte mich durchaus Arzneien einzunehmen, weil ich wähnte, daß mir das Leben verhaßt ſey, und daß ich den Tod als das Ziel meiner Leiden, folglich als etwas Gutes anſehen müſſe.

Damals empfand ich ſelbſt, wie es denjenigen zu Muthe ſeyn müßte, welche ſich ſelbſt hinrichten. Der Schmerz betäubt die Liebe zum Leben, welche ſich aber,

ſobald dieſer vorüber iſt, wieder in ihrer vollen Stärke zeigt. Leben ohne Genuß iſt nichts, und der Mangel des Genuſſes iſt Schmerz. Dieſem Feind unſrer Natur arbeiten wir beſtändig entgegen, und eben daher kommt die unüberwindliche Neigung immer zu ſeyn, weil wir immer genießen wollen. Der Tod aber hebt allen Genuß auf, und dieſes ſcheint mir auch die einzige Urſache zu ſeyn, warum alle Weiſen und Thoren zu allen Zeiten gehofft haben, daß ihr Daſeyn auch nach dem Tode, dem doch kein Menſch entgehen kann, fortdauern werde; daher gefallen die Beweiſe und die Predigten für die Unſterblichkeit, auch dem Pöbel, ſo wohl.

Doch ich will ja nur erzählen, und nicht philoſophiren; alſo zurück zu meiner Geſchichte.

Ich ward wieder gesund, und der Obrist Berni, von dem ich oben schon geredet habe, besuchte eben seine Nichte, als ich anfing, täglich einige Stunden ausser dem Bette zuzubringen. Dieser Mann hatte immer sehr viel auf mich gehalten, und war daher nicht wenig bestürzt, als er hörte, daß ich dem Tode so nahe gewesen war. „Warlich, sagte er, Melana, ich bin ein alter Degenknopf, und kenne keine Thränen; aber wenn Du gestorben wärst, geweint hätte ich, wie ein Junge, dem der Schulmeister den Buckel versohlt hat. Aber ich freue mich auch gar sehr, daß Du wieder auf den Beinen bist. Der Doctor spricht, Du müßtest aufs Land; ich glaube sonst den Quacksalbern wenig, aber diesmal will ich grade glauben, was der Doctor sagt, weil ich dich gern bei mir auf meinem Landgute

hätte. Nicht wahr, Melana, Du gehst mit mir? Nicht weit von hier ist mein Gütchen, ein recht nettes Gütchen, da bleibst Du denn so lange, bis Du völlig hergestellt bist. Du gehst doch mit?"

Ich nahm den Vorschlag des rechtschaffnen Obristen mit Vergnügen an, was auch Julie dawider einwenden mogte; denn da hoffte ich nicht nur meine verlornen Kräfte wieder herzustellen, sondern mich auch von einer Leidenschaft zu heilen, welche mich im höchsten Grad elend machte, weil sie ganz ohne Hoffnung war.

Der Obrist hatte seine Schwester, die Gräfin Viani zu Neapel verlassen, weil er ihren Beichtvater beleidigt hatte, und sich weigerte, ihm Genugthuung zu geben.

Wir kamen auf dem Landgute des Obristen an, und ich fand alles über meine Erwartung; ein kleines, aber sehr be-

quem gebautes Wohnhaus, schöne Gärten, Lustwäldchen, Weinberge, Teiche, Bäche, Wiesen, redliche Landleute, alles versprach mir den angenehmsten Aufenthalt, wenn es nicht in meinem Busen noch so stark getobt hätte.

Aber die Zeit mindert alles, jede Freude, jedes Vergnügen wird mit der Zeit unschmackhaft, und jeder Kummer wird gelindert. Das habe ich denn auch erfahren; nach und nach legte sich das unruhige Wesen in meiner Brust, ich konnte ohne merkliche Regung und Wallung meines Bluts an den Grafen denken, und fand, daß er mich durch seine Untreue nicht so unglücklich gemacht hatte, als ich noch vor einigen Wochen war.

Nun erwachte mein Stolz; ich fühlte mich nicht mehr betrogen, und durch ge-

heuchelte Liebe beleidigt, ich fühlte mich verachtet, und dies reitzte meine Rache.

Die Hoffnung, daß man sich noch werde rächen können, ist der menschlichen Natur so eigen, daß wir sie denen schon so gerne mittheilen, welche wir ungerechter Weise beleidigt halten. Es kann seyn, daß in den meisten Fällen unangenehme Gefühle in der Seele nach vollendeter Rache entstehen, aber wenn diese Gefühle überhaupt ein Grund seyn sollten, alle Begierden nach Rache zu unterdrücken, so dürfte man auch kein Vergnügen genießen, weil nach vollendetem Genuß gleichfalls unangenehme Gefühle sich einzustellen pflegen. Ich habe daher immer die Fordrung, alle Rachsucht zu unterdrücken, unnatürlich und lächerlich gefunden, und das um so mehr, da selbst die Prediger dieser Lehre oft am wenigsten davon entfernt sind.

Doch ich fange schon wieder an zu philoso-phiren, welches ich doch, als ich zu schrei-ben anfing, durchaus nicht wollte.

Wie ich mich rächen, meine beleidigte Liebe rächen sollte, war ich damals noch nicht im Stande zu begreifen, aber dies überließ ich dem Dinge, das alles bringt — der Zeit, und ward darüber von Tage zu Tage ruhiger.

Der Obrist führte gar bald einen frü-her gefaßten Vorsatz, sich mit den Jesui-ten zu versöhnen, aus, und es gelang ihm nach Wunsch. Der Rektor des Collegiums zu Neapel schrieb ihm sogar einen Brief, wie ein Vater an seinen lieben Sohn zu schreiben pflegt, nannte ihn einen Wohl-thäter der Gesellschaft Jesu, einen Freund der Heiligen, und ermahnte ihn fortzufah-ren, seinen Glauben durch gute Werke zu beweisen. Die Jesuiten von Bari kamen

oft zu uns auf das Landgut des Obriſten, und ihr ungeiſtliches Betragen ließ mich die Heuchelei derjenigen recht kennen lernen, welche die Religion predigen.

Meine Lage ward täglich erträglicher und beſſer. Meine Geſundheit war völlig hergeſtellt, und da es ruhiger in meiner Bruſt geworden war, kehrte meine vorige Munterkeit wieder zurück. Der Obriſt freute ſich wie ein Kind, daß ſeine liebe Tochter — ſo nannte er mich gewöhnlich — dem Tode wieder entriſſen war, und machte mir täglich ſo viele und ſo anſehnliche Geſchenke, daß ich endlich allen Ernſt anwenden mußte, um ſeiner Freigebigkeit Grenzen zu ſetzen.

Die Bibliothek des Obriſten war klein, aber auserleſen; ſein ehemaliger, längſt verſtorbner Hofmeiſter hatte ſie geſammelt, und der Obriſt vermehrte ſie noch immer

mit den besten und neuesten Schriften, welche er sich von einem neapolitanischen Gelehrten dem Titel nach bekannt machen ließ; denn ob er gleich wenig Kenntnisse besaß, und daher beinahe nichts anders las als den wüthenden Orlando und das befreite Jerusalem nebst einigen Romanen und Spottschriften über Religion und Geistlichkeit, so wollte er doch das Ansehn haben, als schätzte er die Wissenschaften, und daher kam es denn, daß er viel Sorge für seine Büchersammlung trug.

Ich hatte Muße genug zu lesen, und fand bald einen so großen Geschmack an den Büchern, daß die Stunden, welche ich in der Bibliothek des Obristen zubrachte, meinen angenehmsten Zeitvertreib ausmachten. Ich las die besten Dichter und Geschichtsschreiber unsrer Nation, und da in unsrer Sammlung sich auch gute Ueber-

ſetzungen der alten Schriftſteller befanden, ſo las ich auch dieſe, und kannte das alte Rom bald beſſer, als ich das neue hatte kennen lernen. Der Obriſt verwies mir oft meine Bibliomanie, wie er meine Leſeluſt nannte, aber ich bewies ihm mit Gründen und mit Sophismen, daß ein junges Frauenzimmer, vorzüglich ein armes, ihren Geiſt ausbilden müſſe, und daß dieſes nicht anders, als durch Lectüre geſchehen könne. Da gab er denn immer nach, und ließ mich leſen, ſo viel ich wollte. Da ich endlich gar in ſeinen Ton der Religionsſpötterei einſtimmte, und dieſe Sarcasmen durch Gründe zu unterſtützen ſuchte, ſo ermahnte er mich noch obendrein, fleißig zu ſtudiren, um deſto heftiger und gründlicher gegen die Pfaffenbetrügereien diſputiren zu können. Dabei fuhr er ſtets fort, mir ſeine Ge-

schenke aufzudringen, und gewiß, wäre ich eitler gewesen, als ich bin, kein Frauenzimmer in ganz Italien sollte geputzter haben erscheinen können, als ich; aber Dank sey es meiner Belesenheit und meinem gesunden Urtheil, niemals hat mich die Thorheit der Verzierung und des Putzes besessen; denn ich wollte liebenswürdig seyn, was jedes Weib wollen muß, und sehe wohl ein, daß nichts weniger liebenswürdig macht, als die Sucht in Kleidern und Putz zu glänzen.

Siebenter Abschnitt.

So ging ein ganzes Jahr dahin. Julie schrieb mir oft, und bat mich immer aufs inständigste, nach Rom zurück zu kommen, aber ich fand auf dem Landgut des Obristen so viel Vergnügen und so viel Nahrung für meinen Geist und mein Herz,

daß ich mich nicht sobald entschließen konnte, diesen lieblichen Aufenthalt zu verlassen. Ich fand daher immer Ausflüchte und Ursachen, meine Rückkehr nach Rom aufzuschieben, und wußte mein Ausbleiben bei meiner Freundin immer so zu bemänteln, daß sie damit zufrieden seyn mußte.

Endlich aber wurde mir das häufige Mahnen selbst verdrießlich, und ich konnte nicht anders als mir Undank vorwerfen, daß ich eine so treue liebe Freundin, die so sehr nach mir verlangte, länger allein lassen sollte.

Ich kehrte also nach Rom zurück, und zwar in Begleitung des ehrlichen Obristen, welcher sich ebenfalls vorgenommen hatte, den Winter in dieser Stadt zuzubringen; das künftige Frühjahr sollte ich ihn wie-

der auf sein Landgut begleiten, und den Sommer über bei ihm bleiben.

Julie sah mich an ihrem Pallast absteigen, und kam mir mit offnen Armen entgegen. „Gott sey gedankt, daß ich Dich wieder habe, liebe Melana!" war alles was sie herausbringen konnte. Sie weinte an meinem Busen vor Freude, und auch ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten. Lange währte unsre Umarmung; endlich begaben wir uns in den großen Saal, wo eine ansehnliche Gesellschaft mich empfing. Die meisten Herren und Damen waren mir schon längst bekannt, aber unter den mir unbekannten Gesichtern fiel mir besonders ein junges Frauenzimmer von glänzender Schönheit auf, mit welchem Julie sehr vertraut zu seyn schien. Wer ist die junge Schöne? fragte ich Julien heimlich. „Du wirst es

bald erfahren," erwiederte sie, „warte nur noch." Ich war sehr neugierig, das schöne Mädchen zu kennen, aber ich mußte mich gedulden.

Die Gesellschaft ging erst spät auseinander; nun drang ich in Julien mir zu sagen, wer ihre junge Freudin wäre? „Sie heißt," erwiederte sie, „Signora Morata Carsini — sie ist meine Freundin, und wird noch einige Zeit hier bleiben, und Du wirst uns alle recht sehr verbinden, liebe Melana, wenn Du dem Mädchen gut bist. Sie ist ein Engel, und verdient die Liebe der ganzen Welt.

Ich fragte nun nicht weiter; war auch im geringsten nicht eifersüchtig, daß Julie außer mir noch eine Herzensfreundin hatte; denn ich war schon so stark in der Philosophie, daß ich mich über dergleichen Dinge leicht hinaus setzte. Ich weiß zwar, daß

ein Frauenzimmer nicht leicht eine dritte Freundin erlaubt, aber das ist eine große Thorheit.

Nach einigen Tagen saßen wir, Julie, Fräulein Morata und ich allein auf meinem Zimmer, als auf einmal Graf Viani eintrat. Er veränderte merklich die Farbe, da er mich erblickte, doch zwang er sich, und bewillkommte uns alle. Fräulein Morata näherte sich ihm, und sank in seine Arme. Ha gewiß die Braut! dachte ich, und nahm alle meine Kräfte zusammen, um meine Verwirrung zu verbergen, welche dem Graf allein sichtbar ward. Morata gab ihm die zärtlichsten Namen, welchen er ziemlich frostig und unzusammenhängend entgegnete. Zum Glück kam mehr Gesellschaft, das Gespräch ward allgemeiner und ich hatte Gelegenheit mich

zu entfernen, um meiner bedrängten Bruſt Luft zu machen.

Ich wußte ſchon längſt, daß dies alles bevorſtand, längſt hatte ich mich auf einen ſolchen Auftritt gefaßt gemacht, und nun, da er gekommen war, mußte ich mir ſelbſt auch beweiſen, daß ich Stärke genug beſaß, einen vernünftigen Vorſatz zu verfolgen.

Ich vermied nun die Gegenwart des Grafen nicht mehr, und war nach und nach im Stande, ſo munter und launig zu thun, als wenn mich die ganze Welt nichts anginge. Zu meiner großen Zufriedenheit ſuchte der Graf jeder Gelegenheit, mit mir allein zu ſeyn, zu entgehen; ich auf meiner Seite ſuchte ſolche Gelegenheiten nicht, wich ihnen aber auch nicht aus, und eben dieſes ſchien ihn ſehr zu kränken,

weil es ihm vorkommen mußte, als wenn er mir völlig gleichgültig sey.

Das schöne Fräulein Morata quälte mich aber desto mehr; gleich den ersten Tag unsrer Bekanntschaft kettete sie sich an mich, und bewieß mir die zärtlichste Freundschaft. Hier mußte ich alle meine Kunst zusammen nehmen, um Gegenliebe zu heucheln; denn in meiner Seele haßte ich das schöne Kind so sehr, als nur ein Weib ihres Gleichen hassen kann.

Aber, was mir sehr wehe that, ich konnte Signora Morata nur hassen, ich hätte sie gerne verachtet, aber dieß war mir unmöglich; denn sie besaß alle Vollkommenheiten ihres Geschlechts, und von dessen Fehlern nur die, welche noch liebenswürdiger machen. Ihr Geist war gebildet, sie hatte zwar keine gelehrte Kenntnisse, doch besaß sie einige Belesenheit,

redete unsre Sprache rein, schrieb sie richtig, ohne jemals eine fremde Sprache gelernt zu haben. Sie sang sehr schön zum Clavier und zur Guitarre, tanzte vortrefflich, zeichnete und mahlte so, daß sich ein Künstler dessen nicht würde geschämt haben; mit einem Wort, Morata war ein vorzügliches Mädchen, und doch bildete sie sich auf alles dieses so wenig ein, als auf den Adel ihrer Familie und ihren Reichthum; denn die Vortrefflichkeit ihres Herzens übertraf alle ihre übrigen Vorzüge. Noch jetzt, da sie schon lange in den Armen des Todes liegt, hasse ich sie, und fluche ihrem Andenken, aber ich will Wahrheit schreiben, und kann ihr die Vorzüge nicht absprechen, welche ich so eben kurz berührt habe.

An dem Grafen Viani, ihrem Bräutigam, hing das gute Kind mit aller Zärt-

lichkeit. Ach und mir kam es oft vor, als wenn seine Liebe zu Morata eben so aufrichtig und herzlich wäre, als die ihrige gegen ihn. Diese Bemerkung gab mir allemal einen Stich ins Herz, und vermehrte meine Abneigung gegen das Fräulein.

Eines Abends kam der Graf nach Hause, und war äußerst verstört und unruhig. Jeder von uns bemerkte es, aber trotz aller unsrer Fragen blieb er verschlossen, und wollte durchaus nicht angeben, woher diese sichtbare Verwirrung entstanden sey. Morata war in Verzweiflung, und Julie nicht weniger in Aengsten, auch ich nahm vielen Antheil an des Grafen trauriger Lage. Juliens Gemahl, der Prinz Altieri war eben in Geschäften des Pabsts nach Venedig gereist, und wir Frauenzimmer fanden es unschicklich, Er-

kundigungen einzuziehen, wo der Graf dieſen Tag über geweſen, und was ihm begegnet ſeyn mochte; wir waren alſo gezwungen, die Aufklärung des Räthſels der Zeit zu überlaſſen.

Früh den folgenden Tag, als wir aufgeſtanden waren, hörten wir von den Bedienten, daß Graf Viani ſchon gegen vier Uhr in Begleitung eines einzigen Bedienten weggeritten ſey, und hinterlaſſen habe, daß er vor Nachts ſchwerlich zurück kommen würde. Dieſe Nachricht ſetzte uns alle in Verwirrung und Schrecken; der Graf hatte kein Wort geſagt, daß er verreiſen wollte. Wir riethen hin und her, was dieſes zu bedeuten habe, aber niemand von uns konnte eine befriedigende Urſache dieſes Zufalls angeben. Julie vergoß einen Strom von Thränen, und die arme Morata gebehrdete ſich, wie eine

Verzweifelnde. Ich selbst war gerührt, doch hatte ich so viel Herrschaft über mich, daß ich meiner Freundin Julie im Ernst, und der Braut des Grafen zum Schein, Trost zusprechen konnte.

Zwei Tage brachten wir in der größten Ungewißheit und Unruhe hin; endlich am dritten Tage früh kam der Bediente des Grafen, und brachte uns folgende schreckliche Nachricht: „Sein Herr, der Graf, hätte sich mit einem englischen Lord zehn italienische Meilen von Rom, geschlagen, und läg jetzt auf einer benachbarten Villa gefährlich verwundet darnieder."

Julie und Morata fielen bei dieser kurzen Erzählung in Ohnmacht, und wir hatten alle Mühe, sie wieder ins Leben zurück zu bringen. Als sie wieder zu sich kamen, war das Erste, daß sie einen Wagen bestellten, um sogleich sich zu dem Un-

glücklichen zu begeben, der vielleicht schon ausgelitten hatte; denn der Bediente hatte den Zustand desselben als sehr gefährlich beschrieben. Mir wurde die Sorge für das Hauswesen aufgetragen, und die beiden trostlosen Frauenzimmer reisten ab.

Achter Abschnitt.

Gio Vanni, so hieß der Bediente des Grafen, welcher aber nicht mit den Damen zu seinem Herren gereist war, trat Nachmittags, als ich allein war, in mein Zimmer.

„Signora," sagte er, „mein Herr hat mir befohlen, Sie allein zu sprechen, und Ihnen zu sagen, daß er ihrentwegen sterbe. Er sieht sein Ende vor Augen, aber er stirbt Ihrentwegen."

Meinetwegen? versetzte ich mit Erstaunen.

„Ja Ihrentwegen," fuhr er fort, „Signora! Hören Sie, und urtheilen Sie dann selbst. Vor einigen Tagen war mein Herr auf der Villa Rosane, wo täglich mehrere junge Herrn hin zu kommen pflegen, um sich mit Spielen und anderm Zeitvertreib zu belustigen. Hier war unter andern auch ein Engländer, der Lord Bratweis, den sie kennen müssen; denn er hat den Obristen öfters auf seinem Landgute besucht. Dieser Mensch fing nun an, einen Vergleich zwischen den englischen und italienischen Frauenzimmern zu machen, und stellte die Italienerinnen in das allergehässigste Licht. Endlich kam er auch auf Sie, und bedauerte nur, daß Sie die Mätresse eines alten Ehekrüppels wären, wie der Obrist sey, und sich nicht

vielmehr in die Arme eines jungen liebenswürdigen Mannes geworfen hätten. Doch, fuhr er fort, ich muß das Mädchen erlösen, sie muß mein werden, und sollte ich eine Tonne Goldes an sie wenden. Hier wurde mein Herr ganz Feuer und Flamme, und stieß die heftigsten Reden gegen den Engländer aus; dieser aber lachte nur, und als mein Herr ausgetobt hatte, forderte ihn der Lord auf den Degen. Der Graf konnte es nicht ausschlagen, er war öffentlich gefordert, und dann wollte er ja Ihre Ehre retten. Er nahm das Duell an, und die Villa Zanini wurde zum Tummelplatz bestimmt. Wir hielten alles geheim, und die bei der Aufforderung gegenwärtige Herren mußten ihr Ehrenwort geben, nichts von der Geschichte bekannt zu machen, damit die Obrigkeit nicht vor ausgemachter Sache

dahinter käme; denn Sie müssen wissen, daß Zweikämpfe seit einiger Zeit wieder streng verboten sind, der heilige Vater mag kein Freund davon seyn *). Als wir auf der Villa Zanini ankamen, war der Lord schon daselbst, der Zweikampf ging bald vor sich, und der Engländer bekam eine Wunde in den Arm. Die Sekundanten meinten, es sey nun genug, aber der Lord sagte, so schlägt sich kein Engländer, es muß mehr Blut fließen, und drang auf meinen Herren ein. Dieser wehrte sich tapfer, aber sein Gegner war ihm überlegen,

*) Pabst Julius II. belohnte die Ritter, welche sich im Duell gut hielten, und jagte die, welche die Ausforderungen ausschlugen, von seinem Hofe. Eben dieses that Pabst Sixtus V. Und doch sprechen die Canones das Anathema über die Duellisten.

legen, und ſo erhielt er zwei gefährliche Wunden in die Bruſt. Er ſtürzte nieder, und wir trugen ihn für todt nach der Villa, der Lord aber entfernte ſich im Gallopp, und rief uns noch zu, daß wir ihm nach Neapel Nachricht ſchicken ſollten, wie es mit dem Verwundeten ablaufen würde; denn zu Neapel wollte er ſich wider die Verfolgungen der Römiſchen Gerichte in Sicherheit ſetzen. Mein Herr war lange ohne Leben, endlich aber kam er durch die Hülfe eines geſchickten Arztes wieder zu ſich. Reiſe, ſagte er nun zu mir, nach Rom, und bringe meiner Schweſter die Botſchaft von meinem Unglück, aber verſchweige ihr die Urſache davon. Suche dann Donna Melana allein zu ſprechen, erzähle ihr alles, und ſage ihr, daß ich ſie noch ſo zärtlich liebe wie ſonſt. Meine Verhältniſſe haben mich gezwungen, eine

Untreue an ihr zu begehen, aber jetzt sterbe ich, und sterbend versichre ich ihr meine Liebe. Dieses, Signora, hat mir mein Herr aufgetragen Ihnen zu sagen. Ich habe gethan, was ich thun sollte, und eile wieder zu meinem unglücklichen Herrn."

Der Bursche lief fort, und ich blieb wie erstarrt stehen; tausend Gefühle stürmten in meiner Seele, Liebe zum Grafen, Mitleid mit seinem Zustande, Haß gegen die unschuldige Morata, und Rachsucht wider die ganze gräfliche Familie, vorzüglich wider die Mutter des Grafen, meine größte Wohlthäterin. Alles dieses machte aus meiner Seele ein Chaos, welches ich nicht durchdringen konnte. Alle meine Gedanken und alle meine Wünsche bekamen von dieser Zeit an eine andere Richtung, welche anfangs zwar sehr schwankend und

mir ſelbſt räthſelhaft war, aber bald eine ſolche Feſtigkeit erhielt, daß ich jedes Verbrechen für gering achtete, wenn ich nur meinen Entſchluß verfolgen konnte.

Meine Liebe zum Grafen war, wie ich wähnte, wo nicht völlig erloſchen, doch dem Erlöſchen nahe. Sobald, dachte ich, als ſeine Verbindung mit Morata wird vollzogen ſeyn, werde ich ihn ganz vergeſſen können, und gewiſſe natürliche Bedürfniſſe, welche ich fühlte, ſchienen mich zu überzeugen, daß ich wohl in der Hand eines andern glücklich ſeyn könnte. In der That bewarb ſich ſchon ſeit einiger Zeit ein junger ſehr reicher Kaufmannsſohn in der Stille um meine Liebe, aber aus Schüchternheit und Furcht, auf einmal abgewieſen zu werden, ging er ſehr bedächtig zu Werke, und ließ mich nur von weitem merken, wie theuer ich

ihm sey, und wie gern er sein Schicksal mit dem meinigen vereinigte. Ich hatte an dem jungen Manne nichts auszusetzen, und mußte mir selbst gestehen, daß er der Liebe eines armen Mädchens ohne Stand und Adel, wie ich war, sehr werth sey, und wäre der Graf nicht gewesen, ich würde den jungen Andori geliebt haben, und aller Wahrscheinlichkeit nach, vollkommen glücklich mit ihm geworden seyn.

Aber das Schicksal hatte es einmal anders bestimmt. Ich sollte den Grafen lieben, sollte dieser Liebe wegen eine Verbrecherin werden, sollte mein Vaterland fliehen, und unter einem fremden Himmelsstriche Schutz und Sicherheit wider die Verfolgungen meiner Feinde finden. Die menschlichen Schicksale hängen wie eine Kette an einander, und sind mit dem Gange der ganzen Welt unzertrennlich ver-

knüpft; die Handlungen der Menſchen aber beſtimmen oft ihre Schickſale; nun wäre es doch Thorheit, dieſe Handlungen von der Vorherbeſtimmung aufzunehmen, und ſie von einer ſogenannten Willensfreiheit herzuleiten, welche noch kein Philoſoph erklärt, geſchweige denn bewieſen hat. Ich fühle es nur zu wohl, daß ich nicht anders handeln konnte, als ich wirklich gethan habe. Die Verbindung der Dinge hat alles mit mir nothwendig gemacht, und gewiß ich muß dieſen Gedanken behalten, und ihn recht feſt in meiner Seele machen; wie würde mich ſonſt die falſche Vorſtellung des Pöbels, die er von dem Gewiſſen hat, nicht plagen und martern! Aber Dank ſey es dem unvermeidlichen Schickſal, ich empfinde von allen dieſen imaginären Qualen auch nicht eine einzige.

Mit Zittern wartete ich auf Nachricht von dem Grafen, erhielt aber nicht eher eine, als bis Julie und Morata zurückkamen. Beide hatten ihn nicht gesehen; denn der Arzt wollte es durchaus nicht zugeben, daß durch ihre Gegenwart der Zustand des Kranken verschlimmert würde, und als sie doch mit Gewalt zu demselben wollten, drohte der Arzt, seine Hand ganz von ihm abzuziehn, und den Grafen zu verlassen. Da gaben sie denn nach, und kehrten mit dem schwachen Trost zurück, daß die Wunden nicht geradezu tödtlich, doch höchst gefährlich wären.

Die zärtliche Morata härmte sich ohne Aufhören, Julie schlich traurig herum, und ich war voll Unruhe; unser Haus glich völlig einem Trauerhause. Wir erhielten zwar täglich Nachrichten von unserm Verwundeten, aber diese waren sehr lange

Zeit über gar nicht tröstlich, und so sehr unsere Frauenzimmer den Arzt mit Bittschriften bestürmten, daß er ihnen doch gestatte, den Kranken zu besuchen, erhielten sie doch immer abschlägliche Antwort. Sie würden, das war immer der Einwand des Arztes, das Uebel durch ihre Gegenwart verschlimmern.

Endlich besserten sich die Nachrichten, und Julie und Morata flogen nach der Villa Zanini. Ich hätte sie gern begleitet, aber ich fürchtete mich, mein Geheimniß zu verrathen; ich blieb also, und suchte das Toben in meiner Seele, welches jetzt durch Eifersucht recht rege geworden war, durch Zerstreuung zu mäßigen.

Kurz vorher, ehe ich das Landgut des Obrist Berni verließ, hatte ich einen grossen Packt Schriften gefunden, welche der Abbate, der die Bibliothek daselbst ange-

legt hatte, dahin als einen Schatz mochte gelegt haben. Ich öffnete den Packt, und fand eine Sammlung von Briefen und Handschriften, von welchen mir einige des Durchlesens wohl würdig schienen. Von der Hand des Abbate, eines wegen seiner Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit angesehnen Geistlichen, fand ich ein Manuscript: Beweis, daß Jesus von Nazareth nicht am Kreutze gestorben, folglich auch nicht von den Todten auferstanden sey. Ferner: Anmerkungen über die Offenbarung Johannis, oder Beweis, daß dieses Buch geschrieben sey, um die Christen in Asien wider die römische Obrigkeit aufzuwiegeln. — Beweis, daß das Christenthum nach seinen ersten Grundsätzen intolerant seyn müsse. — Ueber den Einfluß des Christenthums auf den Verfall der römischen Monarchie, und noch mehr an-

dre Schriften des Abbate hätte ich gern gelesen, aber die Zeit war mir zu kurz, denn in einigen Tagen sollte ich nach Rom reisen. Ich bat also den Obristen, mir zu erlauben, den Packt mit zu nehmen; er that dieses gern, nur ermahnte er mich, ja alles hübsch geheim zu halten, um ja nicht in die Hände des Ketzergerichts zu fallen, welches zwar zu Rom nicht scharf ist, jedoch nicht stille würde gesessen haben, wenn Grundsätze, wie die genannten Schriften enthielten, verbreitet worden wären.

In meinem Koffer lag der Packt lange ruhig, aber jetzt, da ich allein war, machte ich mich darüber, und las emsig die Arbeiten des verstorbnen Abbate, und überzeugte mich in meinem Wahne immer mehr, daß die Geistlichen entweder unwis-

sende Dummköpfe oder Erzheuchler seyn müßten.

Endlich fiel mir ein Manuscript in die Hände; Geschichte und Bekenntnisse des Pater Lorenzo, eines Priesters aus der Gesellschaft Jesu; das Leben eines gottlosen Mönchs, dessen Gleichen ein Dutzend die ganze Welt zu verwirren im Stande wären. Ohne abzulassen las ich diese fürchterlich interessante Historie, und fand unter andern eine Anweisung darin, ein Gift zu verfertigen, welches nach und nach gegeben, den Menschen gewiß, aber so hinrichtet, daß auch der geschickteste Arzt nicht im Stande ist, die geringste Spur einer Vergiftung zu muthmaßen, geschweige denn zu entdecken.

Auf einmal ward es helle in meiner Seele. Nun, Melana, sagte ich zu mir selbst, weißt du, was du zu thun hast,

dein Genius zeigt dir den Weg. — Morata! ja, ja Morata! So soll es seyn, so muß es seyn. Freue dich, Melana, du rächst dich und — wirst vielleicht noch glücklich.

Ich sprang auf, verschloß den Packt Schriften wieder sehr sorgfältig, hüpfte zum Clavier, sang das Stabat mater dolorosa, und konnte zum ersten Mal seit langer Zeit wieder frei athmen, ich hatte ja vortreffliche Aussichten vor mir.

Neunter Abschnitt.

Julie und Morata waren über vier Wochen weggeblieben; endlich kamen sie, und brachten den Graf Viani mit sich. Er war sehr entstellt, und glich beinahe einem Todtengerippe. Der arme Mann hatte sehr gelitten, und seiner guten Leibesbe-

schaffenheit war es zuzuschreiben, daß er nicht unterlag.

Mir ward der Graf noch theurer, als ich ihn so entstellt sahe, und sein Auge schien lebhafter zu werden, wenn er mich anblickte, was er jedoch sorgfältig zu vermeiden schien.

Eines Tages wollte ich auf Juliens Zimmer gehen, als ich sie und ihren Bruder in einem sehr lebhaften Gespräch bemerkte. Ich blieb vor der halb geöffneten Thüre stehen, und horchte.

Ja lieber Bruder, sagte Julie, mache daß es bald geschieht, daß ich die vortreffliche Morata bald meine Schwester nennen kann.

Graf. Meine Umstände erlauben es noch nicht, meine Gesundheit ist noch zu schwach.

Julie. Ei was, Du biſt ja wieder hergeſtellt; einige Schwäche iſt zwar noch zurück, aber das kommt bald. Morata weiß dieſes, und wird es nehmen, wie es iſt.

Graf. O ja, aber laß mir Zeit.

Julie. Wie lange denn?

Graf. Wenigſtens noch vier Monate.

Julie. Vier Monate? Bruder, dieſer lange Verzug ſcheint mir zu beweiſen, daß Du Deine Morata nicht mehr liebſt.

Graf (kalt). Du irrſt Dich, liebe Schweſter, ich liebe ſie noch wie ſonſt.

Julie. Wie ſonſt? Du haſt ſie alſo nie geliebt. Arme Morata!

Graf. Sey doch keine Thörin; ich liebe Morata, will ihr auch meine Hand geben — aber noch kann es nicht geschehen.

Jetzt kam ich ganz unbefangen ins Zimmer, und das Gespräch hatte ein Ende.

Spielen Sie uns etwas, sagte der Graf, und dieses war das erste Mal, daß er mich, seitdem er wieder da war, zum Spielen aufforderte, und singen Sie dazu, liebe Melana. Ich setzte mich, spielte und sang, und ich glaube, daß ich mit vielem Ausdruck gespielt und gesungen habe; denn der Graf war sehr aufmerksam, und Morata, welche dazu gekommen war, und doch sonst immer etwas mit dem Grafen zu reden hatte, wenn ich spielte, saß unbeweglich da, und hörte zu. Ich spielte unter andern die Arie Amiano bella zola,

welche unſer Cherubin *) ſo trefflich komponirt hat. Als ich fertig war, bat mich der Graf um eine Wiederholung des herrlichen Stücks, aber kaum war ich zur Hälfte gekommen, als ein Commiſſar von dem Criminalgericht eintrat, mit dem Befehl, ihm ohne Verzug zu folgen.

Wir Frauenzimmer waren wie verſteinert, der Graf allein behielt ſeine Faſſung, und fragte den Commiſſar, wohin er ihn denn führen wollte.

Ins Gefängniß, erwiederte dieſer; wohin denn ſonſt. Meinen Sie vielleicht, unſer einer käme, um den Herren den Weg aufs Kaffehaus zu zeigen?

---

*) Der Onkel des noch lebenden berühmten Tonkünſtlers, welchen die Pariſer Policei im Jahr 1803 ſo übel mitgeſpielt hat.

Graf (gelassen). Herr Commissar, weswegen wollen Sie mich denn ins Gefängniß führen?

Commissar. Das weiß ich nicht, und wenn ich es auch wüßte, würde ich es Ihnen nicht sagen.

Graf. Also können Sie mir keine Auskunft geben?

Commissar. Weiter keine, als daß, wenn es wahr ist, wessen man Sie beschuldigt, das Schaffot oder wenigstens Galeerenstrafe Ihr Theil seyn wird.

Julie. Gott im Himmel, Herr Commissar!

Commissar. Ja da hat sichs was zu himmeln!

Vorgethan und nach bedacht *),
Hat manchen in groß Leid gebracht.

Julie. Lieber, beſter Herr Commiſſar, ich bitte Sie um des Himmels willen, geben Sie uns Auskunft, wir müſſen ſonſt verzweifeln.

Commiſſar (barſch). Daran liegt mir nichts. Allons Herr Graf, meine Leute warten an der Thüre, ich habe keine Zeit.

Julie. Herr Commiſſar, nehmen Sie dieſe Börſe, und erklären Sie uns das ſchreckliche Geheimniß.

Commiſſar (freundlich). Nun denn, weil Sie es ſind, gnädigſte Frau, will ich es thun. Ihr Herr Bruder, der Herr Graf da, hat ſich vor einiger Zeit mit einem engliſchen Lord geſchlagen.

---

*) Fatto ben à male
La ricompenza è tale.

Julie. Und wegen dieser Sache schleppt man ihn in das Gefängniß?

Commissar. O nein, das hat Ihr Gemahl, der Prinz Altieri schon ausgeglichen. Es ist ein weit schwerer Verbrechen, welches ihm zur Last fällt.

Graf. Ich kann mich doch auf keins besinnen.

Commissar. Desto besser für Sie, Herr Graf; aber hören Sie mich an: der Lord Bratwels, mit welchem Sie sich geschlagen haben, hat sich nach Neapel begeben, und hat Ihre Leute gebeten, ihm dahin Nachricht von Ihnen zu geben.

Graf. Ja.

Commissar. Sie haben Ihren Bedienten Camillo vor acht Tagen wirklich dahin geschickt?

Graf. Ganz recht, aber vorzüglich zu meiner Mutter.

Commiſſar. Schlimm, ſehr ſchlimm! Dieſer Camillo hat den Lord meuchelmörderiſcher Weiſe ermordet. Man fing ihn, erkannte ihn als Ihren Bedienten, aber er entwiſchte wieder. Nun ſind Sie, als des Lords Gegner im Verdacht, der Mord ſey auf Ihren Befehl und Auftrag geſchehn.

Graf (ruhig). Und das hat Camillo geſtanden.

Commiſſar. Nein, das hat er nicht; denn er entwiſchte gleich in der erſten Nacht. Aber der Verdacht liegt auf Ihnen, Herr Graf. — Sie werden mir folgen.

Graf. Sehr gern; ich bin unſchuldig, und werde mich zu rechtfertigen wiſſen. Kommen Sie Herr Commiſſar. Lebe wohl, Schweſter. — Adieu, liebe Morata, leben Sie wohl, Melana.

Schnell ging der Graf mit dem Commissar fort, und ließ uns alle in dem trostlosesten Zustande zurück. Nicht lange hernach kam der Prinz, Juliens Gemahl, und war außer sich, als er diesen Vorfall erfuhr. Er ließ gleich anspannen, fuhr zu allen Herren, welche etwas bei dem Criminalgericht zu sagen hatten, aber alle seine Bemühungen waren vergebens; denn der heilige Vater Benedict hatte hoch und theuer geschworen, dem Banditen-Unwesen auf alle Art und Weise Einhalt zu thun, und jeden, den Banditen wie den Anstifter, aufs schärfste ohne alles Ansehn der Person zu bestrafen, und daher hatte auch der Prinz nicht einmal Erlaubniß erhalten können, mit dem Gefangnen zu sprechen.

Aber der Prinz hoffte einen guten Ausgang der Sache, und die baldige Befreiung seines Schwagers. Dies konnte

auch nicht anders kommen, denn wir alle waren von der Unschuld des Grafen vollkommen überzeugt, ob wir uns gleich nicht erklären konnten, warum Camillo den Lord zu Neapel ermordet hatte.

Niemand bekümmerte sich mehr, als die arme Morata, sie weinte Tag und Nacht, und weil ich ebenfalls beständig weinte, kettete sie sich noch mehr als vorher an mich. Da ich sie als eine Person ansah, welche zwischen mir und meinem geliebten Grafen ein unüberwindliches Hinderniß setzte, so mußte ich sie nothwendiger Weise hassen, und fand daher an ihrem Schmerz eine gewisse Beruhigung des meinigen. Daher gab ich mir auch nicht die geringste Mühe, Morata's Leiden zu lindern, sondern suchte dasselbe durch allerlei fürchterliche Vorstellungen noch größer zu machen; um sie wenigstens von

mir zu entfernen, und mich in den Stand zu setzen, ihren Harm von weitem zu betrachten, und dem meinigen in der Stille nachhängen zu können. Doch dies war vergebens, Morata hing sich immer mehr an mich, und brachte es dahin, daß ich mit ihr auf einem Zimmer schlafen mußte.

Zehnter Abschnitt.

Aber, fragte ich mich selbst, was wird es endlich geben? Der Graf ist unschuldig, und muß frei gesprochen werden; er wird wieder erscheinen, gerechtfertigt und mit Ehren, aber für wen, Melana? Für dich? Nein, für Morata, diese wird seine Gattin, sie wird durch ihr sanftes Wesen, durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften sein Herz gewinnen, und er wird dich vergessen.

Der Gedanke, daß Morata Fabio's Gemahlin seyn werde, machte mich fast rasend, und ich dachte an jenes Mittel, welches ich in Pater Lorenzo's Leben gefunden hatte. Es ist besser, rief ich vor Wuth aus, daß ich eine andre hinopfre, als daß ich ein Raub der Verzweiflung werde. Morata soll sterben.

Ich bereitete das Gift, welches aus lauter solchen Ingredienzen bestand, welche auch zu Farben gebraucht werden können, und da ich mich mit Mahlen und Zeichnen abgab, konnte es unmöglich auffallend seyn, daß ich durch mein Mädchen einige Spezies holen ließ, welche hierzu dienten. Uebrigens wird auch der Geschickteste aus allen diesen Sachen kein solches, so langsam und unbemerkt wirkendes Gift bereiten können; denn es kommt

dabei auf die Bereitung an, und das ist eben das Geheimniß.

Morata war wirklich nicht wohl, der Kummer hatte ihr alle Eßlust benommen, und ihre nächtliche Ruhe fast ganz vernichtet. Der Arzt schlug ihr eine Tisane zum gewöhnlichen Trank vor, und ich hatte die Vorsicht in diese Tisane meine Medicamente ohnvermerkt zu mischen. Jetzt ward Morata's Zustand immer bedenklicher, der Arzt selbst erklärte, daß er den Zustand dieser Krankheit nicht kenne, und deswegen ein sogenanntes Collegium medicum halten wolle. Die vornehmsten Aerzte der Stadt kamen wirklich zusammen, untersuchten den Zustand der Kranken, und waren nun lange Zeit sehr uneinig, welchen Namen sie der Krankheit geben sollten.

Eine Menge Arzneien wurden verschrieben, welche der Kranken eingezwungen wurden, aber meine Arznei, welche sie täglich in sehr kleinen Dosen in ihrer Tisane trank, war weit mächtiger und wirksamer, als die Quacksalbereien aus der Apotheke.

Mit der größten Geduld trug Morata alle ihre Leiden, sie klagte und weinte nicht über ihren eignen Zustand, sondern über den des Grafen. Ein frommer Geistlicher besuchte sie täglich, tröstete sie mit den Aussichten in die frohe Ewigkeit, und suchte sie ganz von der Welt abzuziehen, und bloß für den Himmel zu stimmen; denn er sagte ihr gerade heraus, daß gar keine Wahrscheinlichkeit zu ihrer Genesung da sey, was doch die Aerzte noch nicht grade zu behauptet hatten.

„Gerne," sagte Morata zu mir, „wollte ich die Welt verlassen, die ich kaum angefangen habe, kennen zu lernen, aber mein lieber Fabio, meine liebe Julie und Du, beste Melana, ihr macht mir den Abschied recht schwer. Gott mag mir vergeben, wenn es Sünde ist, daß ich die Welt um eurentwillen noch gern länger besitzen möchte.' Ach wäre nur mein Fabio in Freiheit, könnte ich ihn doch nur noch einmal sehen."

Der Geistliche, welcher zugegen war, tröstete die Leidende mit den stärksten Trostgründen der Religion, und belehrte sie, daß auch die Liebe zu den besten Freunden der Liebe zu Gott müsse aufgeopfert werden, und daß derjenige nur der ewigen Seligkeit würdig sey, welcher sein Herz ganz von allem, was in der Welt ist, losgerissen habe. Morata

ſtimmte ein, betheuerte aber mit Thränen, daß ſie dieſes noch nicht könne, und beſchwor uns, Gott für ſie zu bitten, daß er ihr die Gnade der Verläugnung und gänzlichen Ergebung in ſeinen Willen verleihen wolle.

Der Prinz Altieri gab ſich alle mögliche Mühe, ſeinen Schwager zu befreien, und als er ſahe, daß dieſes noch unmöglich war, bat er das Gericht, daß er wenigſtens auf einige Stunden ſein Gefängniß verlaſſen dürfte, um ſeine todtkranke Braut noch einmal zu ſehen; aber die Richter waren unerbittlich, und ich vernahm zu meinem nicht geringen Vergnügen, daß der Graf ſich gar nicht nach einer interimiſtiſchen Loslaſſung ſehne, ſondern auf ſeine Unſchuld beharre, und ſeiner völligen ehrenvollen Befreiung entgegen ſähe.

Morata ward täglich ſchlimmer, ihre Schönheit war wie eine Blume dahin gewelkt, und ihre Kräfte gänzlich verſchwunden; doch behielt ſie immer ihre völlige Geiſtesgegenwart; und anſtatt, daß ihre Freunde ſie hätten tröſten ſollen, tröſtete ſie dieſelben. Der Geiſtliche, welcher faſt nie von ihrem Bette kam, verſicherte, daß ihre Reden mehr Salbung hätten, als alle jene, welche in den Legendenbüchern den berühmteſten Heiligen beigelegt werden.

Mir war die ganze Zeit über ſehr wunderlich zu Muthe. Wenn ich mich als Mörderin des unſchuldigen Mädchens anſah, ſchlug mir das Herz, und ich war im Begriff den Wirkungen des Giftes zuvor zu kommen, und wo möglich die Sterbende zu retten. Aber dann fiel mir wieder ein, daß ich ſie für den Graf Viani

retten würde, und weg war der Gedanke an Hülfe. Ich wünschte nur, daß Morata es bald ausmachen möchte, denn ihr langes Leiden war mir wirklich eine grausamre Plage, als ihr selbst.

Deswegen gab ich der Kranken immer mehr von dem tödtlichen Medicamente; dieß wirkte so, daß sich nach sechs Tagen ihr Kummer auf ewig endigte.

Die Aerzte verlangten den Körper zu öffnen, um die Natur einer Krankheit kennen zu lernen, welche sie nicht erklären konnten. Julie setzte sich wieder die Sektion, und ich unterstützte sie dabei; aber der Prinz und Morata's Bruder, welcher auch gekommen war, um seine sterbende Schwester noch einmal zu sehen, unterstützte das Begehren der Aerzte, und so mußte denn der Körper der armen Morata sich dem anatomischen Messer unterwerfen.

Mir war jetzt angſt und bange, weil ich fürchtete, man möchte Spuren von Gift antreffen, und dann einigen Verdacht auf mich werfen; aber ich verbarg alle meine Angſt unter der verſtellten Betrübniß über Morata's Tod, und niemand fand es ſeltſam, daß ich ſo verſtört ausſah, denn jedermann hielt mich für die beſte Freundin der Verſtorbenen.

Die Aerzte öffneten den Leichnam, unterſuchten alles nach den Regeln ihrer Kunſt, blieben aber nach der Sektion ſo klug als ſie vorher geweſen waren, das heißt, die Sektion gab ihnen nicht den geringſten Aufſchluß über die Natur des Uebels, woran Morata geſtorben war.

Morata wurde ganz in der Stille in dem Erbbegräbniß der Altieri beigeſetzt, und viele Meſſen wurden beſtellt, und ohne Zweifel auch größtentheils gehalten.

Eilfter Abschnitt.

So sehr ich mich gewöhnt hatte, die Gefühle, welche das Gewissen erregt, in mir zu unterdrücken, so war es mir doch nicht möglich, eine gewisse Furcht zu besiegen, welche sich gleich nach Morata's Tod meiner Seele bemächtigte. Wo ich war, schwebte mir das Bild des unglücklichen Mädchens vor meinen Augen, und in der Nacht schreckten mich fürchterliche Träume aus dem Schlafe, der sich ohnehin nur selten einstellte.

Morata's Kammermädchen war nach dem Tod ihrer Gebieterin im Pallast Altieri geblieben, und von Julien in Dienste genommen worden. Dieses Mädchen erschreckte das ganze Haus mit einer seltsamen Erzählung. Morata war ihr, wie sie vorgab, im Traume erschienen, und

hatte ihr offenbart, daß sie keines natürlichen Todes gestorben sey; Gift habe ihr eine Person gegeben, welche sie für ihre beste Freundin gehalten habe.

Diese Erzählung erschütterte uns alle, und mich am meisten; aber die Aerzte, ob sie gleich der Erscheinung nicht widersprachen, widerlegten doch aus ihren eigenhändig unterschriebnen, und schon durch den Druck bekannt gemachten Sektionsacten, die Beschuldigung vom Vergiften, und drohten dem Mädchen, sie als eine gefährliche Schwärmerin anzugeben, wenn sie fortfahren würde, dergleichen Mährchen zu verbreiten. Das Mädchen schwieg nun zwar, aber der Eindruck, den ihre Erzählung auf uns alle gemacht hatte, verschwand nicht so leicht, und bei mir am wenigsten.

Zu meinem Troſt kam der Obriſt Verni um dieſe Zeit zu uns. Er hatte ſich die ganze Zeit über bei ſeiner Schweſter aufgehalten, und wollte nun, da die ſchöne Jahrszeit anging, ſein Landgut wieder beziehen. „Da bin ich denn," ſagte er, „zu euch gekommen, um meine Melana zu holen, denn die muß in meiner Einſamkeit bei mir ſeyn." Julie widerſetzte ſich ſehr, und behauptete, ich müſſe bei ihr bleiben, um ſie wegen Morata's Verluſt zu tröſten.

„Ach was," ſagte der Obriſt; „Melana betrübt ſich vielleicht über Morata's Tod mehr, oder wenigſtens doch eben ſo viel, als Sie liebe Nichte. Sie müſſen von einander, und dann wird es mit beiden beſſer."

Nun mochte Julie protestiren, wie sie nur immer wollte, es blieb dabei, daß ich mit sollte.

Ich bezog also wieder das Landgut des braven Obristen, und fing meine ehemahlige Lebensart wieder an. Ich las jetzt noch mehr, als sonst. Da ich die meisten Bücher aus der Bibliothek des Obristen, welche ich verstehen konnte, durchgelesen hatte, ließ der Obrist neue für mich bringen, mit welchen nun die schon ziemlich ansehnliche Bibliothek vermehrt wurde.

Der Prozeß des Grafen ging indeß recht schneckenartig vorwärts, so sehr derselbe und alle seine Verwandten und Freunde auf die Beendigung trieben. Die Engländer, welche sich in Rom befanden, sahen ihn als den Mörder ihres Landsmanns an, und forderten, daß er

bestraft werden solle; aber der vollständige Beweis fehlte, und die Folter konnte nicht angewendet werden, um das eigne Geständniß der That heraus zu pressen. Hundert Jahre früher würde dieses ohne Bedenken geschehen seyn, aber man war schon menschlicher geworden. Der Graf selbst und seine Freunde beriefen sich auf seine Unschuld, waren aber so wenig im Stande, dieselbe zu beweisen, als den Verdacht zu widerlegen, und so mußte der gute Graf immer im Gefängniß bleiben.

Aber das Ohngefähr oder vielmehr das unvermeidliche Verhängniß half auch hier aus aller Verlegenheit und entdeckte das ganze Geheimniß.

Camillo, welcher den Engländer ermordet hatte, wurde zu Messina in Sicilien einiger Meuchelmorde überwiesen, und zum Rade verurtheilt. Als er eben

zum Tode sollte geführt werden, erkannte ihn ein Bekannter des Grafen, welcher um den Vorgang zu Neapel genau wußte. Er entdeckte die Sache in möglicher Kürze dem Correggidor, welchem die Exekution aufgetragen war, und bat, daß der Kerl ins Gefängniß zurückgeführt, und von neuen verhört werden möchte. Dieses geschah, so sehr auch die Herren und Damen von Messina darüber murrten; denn sie mußten ihr Vergnügen, einem lebendigen Menschen die Knochen zerstoßen zu sehen, für diesmal aufgeben.

Camillo wurde nun gefragt, ob er in Neapel einen Lord ermordet habe? Er gestand es ohne Bedenken; aber bei der andern Frage, auf wessen Geheiß er es gethan habe, zauderte er mit der Antwort, doch, als man ihm mit der Folter drohte,

welche er ſchon mehrmals gefühlt haben mochte, fing er an zu beichten.

„Ich ſtand, ehe ich in des Grafen Viani Dienſte trat, unter dem löblichen Corps der Braven *) zu Neapel. Weil ich aber Händel mit unſerm Hauptmann bekam, verließ ich mein Amt, und ſchwebte eine Zeit lang unſtät und flüchtig umher, und ward endlich mit dem Grafen bekannt, der mich in Dienſte nahm. Eine Zeit lang hielt ich mich ſo, daß mein Herr ſehr zufrieden mit mir war; er traute mir alle ſeine Heimlichkeiten an, und ſchickte mich endlich in einer ſehr wichtigen Angelegenheit nach Neapel. Ich

*) Bravo bedeutet zwar ſonſt einen tapfern, unverzagten Menſchen; aber in Italien, beſonders aber im Neapolitaniſchen und in Sicilien heißt ein Meuchelmörder ſo, weil das rechte Wort assassino zu deſpectirlich iſt.

fürchtete mich zwar ein wenig, mich in dieſer Stadt ſehen zu laſſen; denn ich dachte, meine vorigen Spießgeſellen möchten mich erkennen, und wegen meiner Entweichung von ihrer Geſellſchaft zur Rede ſtellen, aber ich hoffte mich vertheidigen und aus der Verantwortung ziehen zu können, weil ich nichts von ihren Thaten verrathen hatte, und keiner von ihnen durch meine Untreue ins Gefängniß, an den Galgen oder aufs Rad gekommen war. Aber meine Hoffnung ſchlug fehl, unſer Capitain wurde mich anſichtig, ſchlich mir nach und forderte mit den entſetzlichſten Drohungen, daß ich wieder zu der Bande treten, oder mein letztes Vaterunſer beten ſollte. Er wollte mich auf der Stelle durchbohren. Was wollte ich thun? Ein Prieſter, dem ich beichten konnte, war nicht da, ſonſt hätte ich vielleicht den Tod

dem wüsten Leben der Bravi vorgezogen — aber so mußte ich wohl nachgeben, und einen schweren Eid ablegen, daß ich mich von neuen den Gesetzen der Gesellschaft meiner ehemaligen Brüder unterwerfen, und ihnen bis an mein Ende treu verbleiben wollte. Wir Bravi sind ehrliche Leute, und darum halten wir unsern Schwur fester und standhafter als die Soldaten, die Richter und die Doctoren der Rechte und der Medicin; das muß wahr seyn meine Herren, oder ich müßte lügen."

„Einige Tage nach meiner Wiedervereinigung mit der Gesellschaft der Braven gab man mir den Auftrag, dem Lord Bratweis aufzupassen und ihn zu morden. Der Befehl war sehr bestimmt, und eine schleunige und genaue Ausführung sollte als ein Beweis angesehen werden, daß ich fernerhin redlich dienen würde. Ich erfuhr dabei,

daß ein vornehmer Geiſtlicher, der Beichtvater Sr. Majeſtät der Königin dieſen Mord beſtellt habe, und zwar, weil ihm der Lord ſeine Geliebte verführt hatte. Ich wurde zwar ertappt, entwiſchte aber nach Sicilien, wo unſre Societät auch florirt. Nun wiſſen Sie, was Sie wiſſen wollen, meine Herren, mehr weiß ich ſelbſt von der Sache nicht, worüber Sie mich befragt haben."

Die Richter ſetzten aber dem Böſewicht noch mehr zu, und fragten ſehr genau, ob nicht ſein ehemaliger Herr, der Graf Viani, etwas und ſey es auch nur das Geringſte, um den von ihm begangnen Meuchelmord wiſſe?

„Kein Wort weiß dieſer darum," antwortete Camillo, und er iſt auch zu wenig mit den Grundſätzen der Braven bekannt, und hat dabei ein zu enges Gewiſſen, als

daß er zu einer solchen That die Hand hätte bieten sollen. Wenn Sie daran zweifeln, so befragen Sie meinen Capitain, welcher jetzt eben hier sitzt, und sein Schicksal erwartet. Er wird Ihnen gewiß alles bestätigen, was ich eben ausgesagt habe; denn er ist ein ehrlicher Mann, und lügt nicht."

Die Sache kam nun sehr bald zu ihrer gehörigen Klarheit, und nachdem die Akten davon nach Rom geschickt und daselbst untersucht waren, wurde der Graf wieder mit Ehren auf freien Fuß gestellt; aber obgleich die ganze Geschichte in der päbstlichen Zeitung bekannt gemacht wurde, gab es doch Leute, welche alles bezweifelten, und den Grafen für schuldig hielten *).

*) Wahrscheinlich weil der päbstliche Zeitungsschreiber auch lügen konnte, wie seine Amtsbrüder an andern Orten.

Zwölfter Abschnitt.

Mit der größten Freude vernahm ich die Befreiung meines theuern Grafen, und gern hätte ich an ihn geschrieben, und ihm dazu gratulirt, aber ich hielt mich, um bei ihm ja nicht den Verdacht zu erregen, als suchte ich ihn an mich zu ziehen. Aber er kam bald selbst zu uns auf des Obristen Landgut. Der Obrist empfing ihn sehr herzlich, gab ihm aber doch einen scharfen Verweis, daß er einen unbekannten Kerl zum Bedienten angenommen, und sich in so große Gefahr, Ehre und Leben zu verlieren, gebracht habe.

Mir begegnete der Graf sehr höflich, aber äußerst zurückhaltend, weil er aber seinen ehemaligen Unterhändler, den Doctor bey sich hatte, hoffte ich allerley,

wußte aber selbst nicht recht, was ich hoffte oder wollte.

Den andern Tag früh als ich im Garten allein spazierte, reichte mir der Doctor einen Brief, und entfernte sich schnell. Ich öffnete das Schreiben und las folgendes:

Theuerste Melana!

Darf ich wohl, nach dem, was vorgefallen ist, Ihnen diesen zärtlichen Namen geben? Ach, Melana, ich bin für meine scheinbare Untreue bestraft worden, ich sage mit Recht für meine scheinbare Untreue; denn meinem Herzen waren Sie, und Sie allein immer theuer, und niemals habe ich Morata geliebt. Ich habe die Arme gewiß aufrichtig bedauert, aber mein Herz hat nicht geblutet über ihrem Sarge, und

mein Mitleid über ihren Tod war gewisser Maßen mit einer Art von angenehmer Empfindung verbunden; denn dieser Tod schien mir von fern ein Weg zu einer Wiedervereinigung mit Ihnen zu seyn. Ein Hinderniß, das sich meiner Vereinigung mit Ihnen entgegen setzte, ist nun freilich gehoben, aber noch steht mir ein andres unüberwindliches entgegen — meine Mutter; denn diese wird es nicht zugeben, daß ich unter meinem Stand heirathe. Aber die Gräfin geht schon in ihr siebenzigstes Jahr; wie lange wird sie noch leben können? Es ist zwar unnatürlich, ich gestehe es, wenn Kinder den Tod ihrer Eltern wünschen, aber der Tod meiner Muter ist ja die einzige Bedingung, unter welcher ich Sie besitzen kann, ich muß ihn also wünschen; denn ohne Sie

iſt alle mein Glück ein Nichts. Ach, Melana, Sie müſſen mir verzeihen, und dann ſoll uns nichts mehr trennen. Geben Sie mir ſchriftliche Nachricht von ihren Geſinnungen; Morgen ſoll der Doctor Ihren Brief abholen, und mir überliefern. Ewig und unzertrennlich der Ihrige.

Fabio Viani.

Ich war entzückt über dieſen Brief; aber ich beſchloß auf der Stelle nicht zu antworten, deswegen vermied ich ſehr ſorgfältig alle Zuſammenkunft mit dem Doctor, ſo ſehr mich dieſer allein zu ſprechen ſuchte, und ſogar mein Mädchen beſtochen hatte, daß ſie mir zureden ſollte, allein in den Garten zu kommen. Auch der Graf ſchien mich zu ſuchen, aber dieſem

konnte ich ſchon eher ausweichen, weil er immer um den Obriſten ſeyn mußte.

Aber plötzlich wurde der Obriſt abgeholt, um Zeuge bei dem Teſtamente eines benachbarten Edelmanns zu ſeyn, der ſehr gefährlich krank geworden war. Ich wußte von dieſem Zufall noch nichts, und ſaß allein auf meinem Zimmer, als der Graf eintrat.

„Sie vergeben," ſagte er, „Donna Melana, wenn ich Sie ſtöre."

Ich. So allein Herr Graf? Wo iſt denn der Obriſt?

Graf. „Er iſt eben ausgeritten, um Zeuge bei einem Teſtament zu ſeyn."

Ich. Dann hätte ich Sie nicht bei mir erwartet. Kommen Sie, wir wollen hinunter in den Saal gehn.

Graf. „Ach Melana, nur ein Wort! Haben Sie meinen Brief erhalten?"

Ich (kalt). O ja.

Graf. „Und geleſen?"

Ich. Allerdings, er war ja an mich gerichtet, und ich wußte nicht, was darinnen ſtand.

Graf. „Und was haben Sie darauf zu antworten?"

Ich. Gar nichts, Herr Graf.

Graf. „Grauſame Melana."

Ich. Hören Sie, Herr Graf, ich will aufrichtig mit Ihnen reden. Es war eine Zeit wo ich — ich geſtehe gerne meine Schwachheit — wo ich Sie liebte, und mich ſelbſt überredete, ich könne dieſes, ohne meine Ehre aufs Spiel zu ſetzen. Aber Sie gaben mir bald Gelegenheit, über die Sache beſſer nach zu denken; und den großen Unterſchied zu erkennen, welcher zwiſchen Ihnen und mir iſt. Dieſen Unterſchied will ich immer vor Augen ha-

ben, wenn mir ein Gedanke an Sie einkommt.

Graf. „Theuerste Melana, das Haupthinderniß ist ja gehoben."

Ich. Gut Herr Graf, aber der Unterschied bleibt.

Graf. „Die Liebe hebt diesen auf."

Ich. Ich habe Ihnen schon erklärt, daß ich nie anders als Ihre Gemahlin die Ihrige werden kann.

Graf. „Ich will Sie auch nie anders besitzen. Aber meine Mutter lebt noch, diese wird nimmermehr in unsre Verbindung willigen, und doch hängt der größte Theil des Vermögens, welches ich zu erwarten habe, von ihr ab. Doch hören Sie mich an, liebste Melana; ich will, daß Sie meine Gemahlin werden. Wie wenn wir uns heimlich trauen ließen,

und

und dann im Genuß der reinſten Liebe unſrer Mutter Tod abwarten."

Ich. Nimmermehr werde ich dazu meinen Willen geben, Herr Graf. Entweder müſſen Sie mich öffentlich für Ihre Gattin erkennen, oder gar nicht mehr an mich denken. Eine heimliche Ehe iſt eigentlich gar keine Ehe, und es gibt nur zu viele Wege, ſo eine Verbindung als ungültig zu erklären.

Graf. Wie könnte mich eine Verbindung mit meiner Melana gereuen?

Ich. So denken Sie jetzt, aber werden Sie auch immer ſo denken? Ihre Liebe kann erkalten, und dann tritt Reue und Ueberdruß an die Stelle dieſer Empfindung. Sie ſehen dann den Fehltritt, den Sie gemacht haben, Sie ſchämen ſich, daß ein armes Waiſenkind, welches weit unter Ihrem Stande iſt, Ihre Hand beſitzen

ſoll. Sie fragen dann einen Canoniſten um Rath, dieſer läßt ſich um Geld leicht bewegen, Ihre Sache dem General-Conſiſtorium zu Rom vorzutragen, und ſeine Gründe ſo gefällig vorzuſtellen, daß dieſes gegen Erlegung von etwa drey oder vier tauſend Scudi die Ehe für nichtig erklärt.

Graf (einfallend). Melana, wo denken Sie hin? Ich ſchwöre Ihnen bei Gott — — —

Ich. Laſſen Sie mich ausreden, Herr Graf; ich traue Ihren Verſicherungen. Sie ſind aufrichtig, aber Sie ſind auch veränderlich, alſo darf ich mich nicht darauf verlaſſen, ohne mich der Gefahr auszuſetzen, dereinſt meine Tage verachtet zu vertrauern.

Graf. Nun denn, meine Theuerſte, ſo wollen wir warten; bald wird die Zeit

kommen, wo ich Sie öffentlich meine Gemahlin nennen darf.

Das Ende der Unterredung war, daß wir uns ewige Treue von neuem zusagten, und mit Geduld die Zeit abzuwarten versprachen, wo wir uns würden vereinigen können.

Einige Tage nachher reiste der Graf nach Neapel, und ich kehrte nach Rom zurück, wo man mich schon längst erwartet hatte.

Dreizehnter Abschnitt.

In Rom war indessen bekannt geworden, wer ich eigentlich war, und ich muß gestehn, daß ich es ganz gleichgültig ansah, daß man wußte, ich sey nicht von hohem Stande: denn ich hatte mir auf die falsche Meinung von meiner sogenannten edlen Herkunft, niemahls viel eingebildet:

denn ich hatte ja reelle Eigenſchaften, welche mich auszeichneten — einen gebildeten Geiſt, viele erworbne Geſchicklichkeiten und war ſchön. Ob man nun gleich wußte, daß ich kein Vermögen beſaß, und von der Unterſtützung einer großen Familie lebte, ſo fiel doch die Achtung derer gegen mich nicht, welche mich kannten, und den Pallaſt Altieri beſuchten.

Aber eine mir ſehr verdrüßliche Wirkung hatte dieſe Entdeckung: ich erhielt dadurch zwei bürgerliche Liebhaber, welche gewiß nie gewagt haben würden, mir ihre Gunſt bekannt zu machen, wenn ſie mich für eine Verwandte der Prinzeſſin Altieri gehalten hätten. Beide Herren meinten es recht ernſtlich, und boten mir ihre Hand ohne alle Umſchweife an, und was das ſchlimmſte für mich war, Julie ſelbſt unterſtützte den einen ſowohl als den andern,

und verlangte durchaus, daß ich mich für einen von ihnen erklären ſollte.

Signor Tolpazzo, ſo hieß der eine, war Hauptmann bei der Corſiſchen Garde, der andere hieß Ludari, und war Mitglied der Arkadier *). Beide waren ſehr reich, aber ihr Weſen war ſo läppiſch, daß wenn mein Herz auch völlig frei geweſen wäre, ich mich doch nicht würde haben entſchlieſſen können, einem davon meine Hand zu geben.

Beide ſchrieben mir täglich die abgeſchmackteſten Briefe, die ich Julien zeigte. Sie gab mir freilich Recht, daß beide Lieb-

---

*) Gli Arcadi oder la ſublime academia degli Arcadi iſt eine Geſellſchaft von Schöngeiſterlein zu Rom, beſteht aber meiſtentheils aus elenden Proſatoren, welche ſich Redner nennen und aus hirnloſen Verſifexen, welche Dichter ſeyn wollen.

haber Pinsel wären, aber das habe nichts zu sagen; die Leute, fuhr sie fort, sind reich, und Reichthum macht glücklich, wenn man ihn recht zu gebrauchen weiß. Der Hauptmann so wohl wie der Poet sind gute Seelen; wie leicht wird Dir es werden, den, welchen Du von ihnen wählst, völlig und unumschränkt zu beherrschen, und so wirst Du dann recht glücklich leben. Deine beiden Liebhaber sind angesehene, junge und hübsche Männer, und was will ein vernünftiges Frauenzimmer mehr haben. Du wirst in Rom wohnen, mein Haus und viele andre Häuser stehn Dir offen, daher kann es Dir nimmer an Vergnügen fehlen. Ich würde Dich eine Thörin heißen, wenn du nicht einschlügst; wer weiß, wenn Dir wieder ein solches Glück angeboten wird.

Ich mochte einwenden, was ich wollte, Julie blieb dabei, daß ich einem von den beiden meine Hand geben ſollte, und dieſe Herren verfolgten mich, wo ich mich nur hinwandte, und wenn ſie mich nicht faßen, ſchickten ſie mir doch abgeſchmackte Briefe.

Die Briefe des Hauptmanns wurden endlich, weil er ſich die fürchterlichſten Lügen und unanſtändigſten Redensarten erlaubte, ſo impertinent, daß ich keinen mehr annahm, und die, welche mir durch mein beſtochnes Mädchen oder gar durch Julie in die Hände geſpielt wurden, unerbrochen zurück ſchickte. Die Briefe des Poeten aber las ich immer, denn es waren wahre Muſter der Abgeſchmacktheit, und ganz einzig in ihrer Art, deswegen dienten ſie mir zu einem wahren Zeitvertreib. Julie bemerkte dieſes, ſchrieb aber mein Betragen einer gewiſſen Vorliebe ge-

gen den Poeten zu, und unterſtützte nun ſeine Wünſche auf alle Weiſe.

Aber der Hauptmann bemerkte es auch, erboſte entſetzlich über den armen Sohn Apollo's, und forderte denſelben auf den Degen. Der Poet, der zwar nicht viel Muth hatte, war aus Liebe ein Held geworden, erſchien auf die Klinge, und hätte das Glück, den Eiſenfreſſer von Hauptmann derb zu verwunden. Die Schlägerei wurde bekannt, und beide Helden erhielten drei Monat Arreſt.

Nun war ich zwar auf eine geraume Zeit vor den Verfolgungen meiner Anbeter ſicher; aber das Duell war mit ſeiner Veranlaſſung in ganz Rom bekannt geworden, und wohin ich kam, raunte man ſich, beſonders unter den Frauenzimmern ins Ohr: „Sehn Sie da die Schöne, um derentwillen ſich die jungen Herren die Hälſe

brechen.“ Wohin ich kam, machte man mir höhnische Gesichter, und um nicht immer mit Fingern auf mich deuten zu lassen, blieb ich zu Hause, und vermied alle Gesellschaften. Julie billigte dieses zwar sehr, meinte aber, daß ich einen von den Helden wählen müßte, so bald sie ihre Freiheit würden erhalten haben; denn so würden alle Gespräche, alles Gespötte und alle Verläumdung aufhören, und, setzte sie hinzu, wenn Du auf Verdienst bei Deiner Wahl sehen willst, wirst Du dem Poeten den Vorzug geben. Ich schwieg und lächelte; es wird schon alles werden, wie es soll, liebe Melana, sagte Julie, und wir änderten den Gegenstand unsers Gesprächs.

Vierzehnter Abschnitt.

Der Graf schrieb mir sehr oft, und der Doctor, welcher täglich in unser Haus kam, um sich nach dem Befinden eines jeden zu erkundigen, war immer der Besorger unsrer Correspondenz; denn Julie und ihr Gemahl durften von unsrer Liebe nichts erfahren, wir kannten den Stolz und die Ahnensucht derselben.

Einst erhielt ich von dem Grafen folgenden Brief:

Theuerste Melana!

Meine Mutter ist plötzlich krank geworden, und verlangt sehr nach Dir. Gern sähe sie auch, daß Julie zu ihr käme, aber da diese Wöchnerin ist, kann dieses nicht geschehen. Die gute Mutter liebt Dich gar sehr, und vielleicht

bist Du im Stande, durch Dein einnehmendes Wesen und durch Deine Klugheit es dahin zu bringen, daß sie Dich noch bei ihrem leben Tochter nennt. O ich hoffe viel, ich hoffe alles von Deiner sanften Klugheit, meine Geliebte. Richte Du die Kranke auf, und sey in allen Stücken folgsam gegen ihren Willen und gegen ihre Einfälle; denn sie ist oft wunderlich. Vielleicht gelingt es uns sie dahin zu bringen, daß sie unsre Verbindung selbst wünscht; denn vorschlagen können wir nichts, wir würden sonst alles verderben. Ein Jesuit ist jetzt ihr Beichtvater, ein tückischer schleichender Bube, vor diesem nimm Dich in acht. Doch Du bist klug, liebste Melana, Du wirst handeln, wie es für die Umstände seyn muß. Sollte aber meine Hoffnung fehl schlagen, so wird

doch der Himmel noch unſre Wünſche krönen. Meine Liebe iſt unerſchütterlich, erhalte Du mir nur Dein Herz. Komm bald hierher, Melana, meine Mutter verlangt ſehr nach Dir und noch mehr

Dein

Fabio Viani.

Julie hatte auch einen Brief von ihrem Bruder erhalten, und ließ mich ſogleich rufen, ich fand ſie in Thränen.

„Melana," ſagte ſie, „mein Bruder meldet mir, daß meine Mutter gefährlich krank iſt. Sie will Dich um ſich haben, und ich bitte Dich, reiſe ſogleich nach Neapel ab. Der Cardinal Altieri, der Onkel meines Gemahls iſt eben hier, will aber morgen wieder zurück in ſein Erzbisthum. Mein Gemahl ſoll ihn bewegen,

Dich mitzunehmen, und da er sehr schnell reist, kannst Du bald bei meiner guten kranken Mutter seyn." Ich versprach zu gehorchen, und rüstete mich zur Abreise.

Unsere Reise ging sehr schnell von statten, und ich war froh, als sie zu Ende war; denn Seine Eminenz, der Herr Cardinal Altieri, Decanus des heiligen Collegii und Erzbischoff von Neapel, wollten mich mit Gewalt zum Nonnenstand bewegen. Ich mußte heimlich lachen, wenn dieser Herr Cardinal-Bischoff *) die Keuschheit so sehr herausstrich, und die Jungferschaft für ein untrügliches Zeichen zum Himmel ausgab, denn ich wußte, daß er

---

*) Die Cardinäle sind entweder Cardinal-Bischöffe, oder Cardinal-Priester oder Cardinal-Diaconen. Die ersten, deren nur wenige seyn können, sind die vornehmsten.

zu Rom und zu Neapel öffentlich mehrere Maitreſſen unterhielt, und ſchon über zwanzig natürliche Kinder wohl verſorgt hatte.

Ich fand die alte Gräfin ſehr ſchwach; ſie richtete ſich in die Höhe, reichte mir ihre Hand, und drückte die meine heftig.

„Sey mir willkommen, liebe Melanna," ſagte ſie, „ich habe Dich lange entbehren müſſen; aber nun ſollſt Du mich nicht eher verlaſſen, bis meine Krankheit ſich gehoben hat, oder bis Du mir die Augen zugedrückt haſt."

Ich war gerührt und weinte heftig; der Arzt befahl mir die Todkranke zu verlaſſen, um ſie nicht zu heftig zu erſchüttern. Der Beichtvater ſaß am Bette, und leierte die marianiſche Litanei.

Im Vorzimmer traf ich den Graf an, welcher mich mit der größten Herzlichkeit

empfing, mich in den Garten führte, und mir noch genauer, als in ſeinem Briefe das Betragen beſchrieb, welches ich gegen ſeine Mutter annehmen ſollte.

„Sie verlangt," ſagte er, „mich vor ihrem Tode verheirathet zu ſehen, um ihre Schwiegertochter umarmen zu können, ehe ſie ſterbe. Ich habe ihr aber erklärt, daß ich in ganz Neapel und überhaupt in Italien kein Frauenzimmer kenne, welches ich meiner Hand würdig finde. Sie will daher, ich ſoll in Sicilien mir eine Gemahlin holen, und ſchon morgen ſoll ich fort. Ich werde reiſen, aber den Wunſch meiner Mutter nicht erfüllen. Wenn ſie mit Dir auf dieſen Punkt zu ſprechen kommt, ſo gieb ihr im Allgemeinen völlig Recht, bemerke ihr aber, daß ich vielleicht mein Herz vergeben haben könne, daß meine Wahl auf einen Gegenſtand gefallen

ſeyn könne, von welchem ich befürchtete, er dürfe ihr nicht ganz in Hinſicht auf Geburt oder Reichthum gefallen, dann wirſt Du hören, wie ſie ſich äußert. Du wirſt es beſſer machen, als ich Dir vorſchreiben kann."

Ich verſprach alles, äußerte aber meine ſtarken Zweifel gegen den erwünſchten Erfolg der Unternehmung. „Nun dann," ſagte der Graf, indem er mich heftig an ſeine Bruſt drückte, „werde ich ſo lange zögern, bis meine Mutter nicht mehr iſt. Du mußt mein werden, oder ich muß ſterben."

Ich fing nun meinen Dienſt bei der alten Gräfin mit aller Emſigkeit an, deren ich fähig war, und dieſes gefiel der Kranken ſo wohl, daß ihr niemand als ich etwas nach Wunſche machen konnte. Da ſie nun wenig Schlaf hatte, mußte ich ihr

aus

aus irgend einem geiſtlichen Buche etwas vorleſen, oder mit ihr ſprechen. Tag und Nacht kam ich nicht von ihrer Seite, obgleich mir vieles, beſonders das Vorleſen aus den geiſtlichen Büchern ſehr läſtig war, ertrug ich es dennoch ſtandhaft; denn des Grafen Liebe war die Belohnung.

Die Gräfin gab mir täglich Beweiſe ihrer Freundſchaft; bald ſchenkte ſie mir Koſtbarkeiten, bald Geld zu Kleidern, und ich durfte nie ein Geſchenk ausſchlagen, ich würde ſie ſonſt ohnfehlbar böſe gemacht haben.

Der Beichtvater, ein Jeſuit, bemerkte bald, wie viel ich bei der Gräfin galt, und bemühte ſich ſehr um meine Freundſchaft. Die Gräfin hatte einen Notar beſtellen laſſen, um ihren letzten Willen aufzuſetzen, da gedachte denn der ſchleichende Heuchler durch meine Vorſprache ſowohl, als durch

seine Ermahnungen ein gutes Legat für sich und sein Kloster davon zu tragen. Er besuchte jetzt die Kranke noch öfter, als vorher, und alle seine Reden waren voll fürchterlicher Vorstellungen vom Fegefeuer; hierbei vergaß er denn nicht die Wirksamkeit der Almosen, und besonders die Kraft der Freigebigkeit gegen Kirchen und Klöster als das beste Präservativ gegen Hölle und Fegefeuer heraus zu streichen. Die kranke Gräfin war sehr aufmerksam auf diese Vorstellungen, und äußerte mehrmals gegen den Beichtvater, daß sie stets eine Wohlthäterin der Armen, und eine thätige Freundin der Kirche gewesen sey.

„Das ist sehr löblich, gnädige Gräfin," sagte der Jesuit; „Gott der Herr hat Sie aber auch reichlich gesegnet. Ihr Herr Gemahl, dem Gott die ewige Ruhe

gönnen wolle, war der freundlichſte, liebreichſte Ehemann, Ihre Kinder ſind wohlgerathen und glücklich, Ihr Hausweſen iſt in glänzenden Umſtänden, Sie ſelbſt haben ein hohes Alter im beſten Wohlſtand erreicht. Sehen Sie, gnädige Frau, das ſind Gaben des Allerhöchſten, die Sie durch Ihre guten Werke verdient haben; aber jetzt kommt es darauf an, den entſetzlichen Qualen des Fegefeuers zu entgehen, und den Himmel zu erwerben."

Die Gräfin wurde ſehr erſchüttert, und verſprach die Pater mit einem guten Vermächtniß zu bedenken.

Beim Weggehen begegnete mir der Jeſuit auf der Treppe, und bat mich die Kranke in ihren guten Geſinnungen gegen den Orden zu erhalten und zu beſtärken; ich verſprach es und ärgerte mich über die unverſchämten Pfaffen, welche die Ster-

bende ängstigten, um nur von ihr Vermächtnisse und Geschenke zu erhalten.

Eben war der Obrist Berni gekommen; ich gab ihm Nachricht von dem Willen der Gräfin, ein Testament zu machen und sagte ihm, daß zu erwarten sey, sie werde den Jesuiten ein Ansehnliches vermachen, und dadurch das Vermögen ihrer Kinder sehr schwächen.

„Aha! lautet es so," rief der brave Obrist. „Nein das soll nicht geschehn, meine Schwester soll nicht die Welt als eine Närrin verlassen; denn unter uns gesagt, Melana, wer solche Heuchler beschenkt, ist ein Narr. Ich will schon sorgen, daß sie geprellt werden. Wenn will denn die Gräfin ein Testament machen?"

Ich. Sie hat mir befohlen, Morgen früh einen Notar und Zeugen zu bestellen.

Obrist. „Weißt Du einen Notar?"

Ich. Ja, den Herren Radolfi.

Obrist. „Pfui, nur den nicht. Der Kerl ist gelehrt, aber er ist ehrlich, und würde den ganzen Handel verderben. Ueberlaß mir nur die Sorge, ich hole den Herrn Hitres, einen Deutschen, welcher hier prakticirt, das ist ein Erzspitzbube, ein Kerl, mit welchem sich etwas anfangen läßt. Dieser soll das Testament aufsetzen, ich werd ihn instruiren, und morgen früh herbringen. Sey ganz unbekümmert, für die Zeugen will ich auch sorgen."

Früh des andern Tags erschien Herr Hitres der Notar, und bald hernach kamen die Zeugen zusammen. Ich durfte zwar bei dem Aufsatz des Testaments nicht zugegen seyn, aber ich stellte mich hinter eine Wand, wo ich alles vernehmen konnte, was vorging.

Herr Hitres schrieb ungemein langsam, und die Zeugen ermahnten ihn sehr oft, doch fortzumachen, weil es sie zu hungern anfange; aber der wohl unterrichtete Notar kehrte sich nicht im geringsten an ihre Ungeduld, und schrieb noch langsamer. Endlich war er fertig. Mit starker Stimme las er das Testament vor, und bemerkte deutlich, daß den Jesuiten zwölf tausend Ducaten vermacht waren. Nun legte der Notar das Testament den Zeugen vor, und verlangte, daß jeder insbesondre dasselbe lesen und dann unterschreiben sollte. Aber die Zeugen weigerten sich zu lesen, und unterzeichneten ohne weitere Untersuchung der Richtigkeit des Vorgelesenen. Es wurde hierauf versiegelt, und dem Obrist zur Verwahrung übergeben, welcher auch als Executor desselben war ernannt worden.

Aber, sagte ich, als ich zum erstenmal mit dem Obrist allein sprach, die Jesuiten haben doch ein Legat von zwölftausend Ducaten.

Obrist. „Woher weißt Du das?"

Ich Ich habe gelauert.

Obrist. „So? Nun weißt Du denn auch gewiß, daß dieß im Testament steht?"

Ich. Freilich, Herr Hitres hat es ja vorgelesen.

Obrist. „Du kennst die Notare schlecht, Melana. Freilich hat Herr Hitres es so vorgelesen; aber es steht kein Wort davon im Testament. Ganz andre Dinge stehen an dem Platze, wo das Legat für die Jesuiten stehn sollte. Es giebt Notare und Advokaten, auch manchmal Richter, welche vorlesen, was sie wollen, und wenn man es hernach beim Licht be-

ſieht, findet man gerade das Gegentheil. Das merke Dir, und wenn Du in Zukunft mit ſolchen Leuten zu thun haben ſollteſt, ſo thue die Augen auf und ſiehe ſelbſt, ob es ſich auch ſo verhalte, wie ſie vorgeben."

Funfzehnter Abſchnitt.

Die Gräfin fing an ſich zu beſſern, nachdem das Teſtament gemacht war, doch verſprach der Arzt noch nicht, daß ſie gewiß wieder geneſen würde, ſie ſelbſt zweifelte daran, und ſchien ſich mit dem Gedanken an ihren Tod ohne alle Furcht zu beſchäftigen.

Eines Abends ſaß ich ganz allein an ihrem Bette; „liebe Melana," ſagte ſie, „an mir mußt Du lernen, ruhig aus der Welt zu gehn. Ich wünſche Dir zwar ein langes glückliches Leben, aber es mag ſo lange werden hier in der Welt, als es im-

mer will, es nimmt doch bald ein Ende, und ehe wir uns verſehen, iſt der Sand zerronnen, und wir ſtehn an den Pforten der Ewigkeit. Gott ſey Dank, ich kann ruhig ſterben, und würde noch gelaßner ſeyn, wenn nur noch eins geſchehen wäre, ehe ich die Welt verlaſſe."

Ich. Und das iſt, gnädige Gräfin, wenn ich fragen darf?

Gräfin. „O ja, Du darfſt es wiſſen, liebes Kind. Ich hätte gern meinen Sohn Fabio verheirathet geſehn. Ach er war ſonſt ſo folgſam, und als ich ihm die herrliche Morata vorſchlug, ſchien er nichts mehr zu wünſchen, als dieſe Verbindung; aber er fing einige Zeit darauf an, ſich unſern Abſichten zu widerſetzen, doch gab er ſich wieder, und würde meine Zufriedenheit vollkommen gemacht haben,

wenn das vortreffliche Mädchen nicht gestorben wäre."

Ich. Der Graf hat vielleicht eine heimliche Neigung.

Gräfin. „Mein Gott, er darf sich ja nur erklären, ich will mich gewiß seinen Absichten nicht entgegensetzen."

Ich. Ich kann das nicht behaupten, denn ich kenne den Grafen sehr wenig.

Gräfin. „O wenn Du ihn näher kennen solltest! Er ist gerade wie sein Vater war, einfach und edel; mit einem Wort, sehr liebenswürdig."

Ich. Das glaube ich sehr gern. Aber gesetzt, welches ich zwar nicht behaupten kann, der Graf liebe eine Person ohne Vermögen.

Gräfin. „Was hätte das zu sagen? Gott hat unsre Familie mit großem Reichthum gesegnet, und mein Sohn hat

nicht Urſache nach Geld zu heirathen, er darf blos auf Stand und Tugend ſehen.

Ich. Aber wie dann, gnädige Frau, wenn die Wahl des jungen Herrn auf eine Perſon gefallen wäre, die ihm an Stand nicht gleich kommt.

Gräfin. Dann würde ich nimmermehr meine Einwilligung geben; aber ich glaube nicht, daß er ſich ſo vergeſſen könne. Ich haſſe den bürgerlichen Stand nicht; aber nie würde ich zugeben, daß eine Bürgerliche meinen Sohn bekäme. Aber Deine Vermuthung iſt ungegründet, Melana, gewiß iſt ſie ungegründet.

Ich erforſchte die Gräfin oft, und fand nur zu wohl, daß ſie in Ewigkeit nicht in eine Verbindung ihres Sohnes mit mir willigen würde.

Die Krankheit der Gräfin nahm zwar nicht ſehr merklich ab, aber der Arzt ſing

an, ſtärkere Hoffnung zur Geneſung zu äußern, und ich zitterte. Denn, dachte ich, kommt die Gräfin wieder auf, ſo wird ſie alles anwenden, ihren Sohn zu einer Heirath zu bewegen, ſie wird ihm ſelbſt eine liebenswürdige Braut ſuchen, wie ſie ihm ſchon eine gefunden hat; der junge Menſch wird vielleicht nachgeben, und dann Melana, was wird aus dir? Schon einmahl haſt du durch ein untrügliches Mittel dir geholfen, wende es noch einmahl an, du haſt ja die ſchönſte Gelegenheit in den Händen, und wärſt undankbar gegen das Schickſal, das dir ſelbſt die Hand zu bieten ſcheint.

Mein Entſchluß war bald gefaßt, und noch den Abend empfing die Gräfin eine ſtarke Doſe, worauf ihre Umſtände ſich merklich verſchlimmerten. Der Arzt ſchüttelte den folgenden Morgen ſehr bedenklich den

Kopf, und erkundigte ſich ſehr genau nach allem, was ſeit ſeinem letzten Beſuch vorgefallen war. Ich antwortete ſehr beſtimmt auf ſeine Fragen, nur daß ich den Hauptumſtand verſchwieg. Er veränderte jetzt die Arzneien, aber er mochte der Kranken geben, was er wollte, alle ſeine Bemühungen waren vergebens.

Die Gräfin bemerkte mit völliger Ergebung die Verſchlimmerung ihrer Umſtände, und verlangte ſehnlich nach ihrem Sohn. Dieſer kam auch, aber kaum zeitig genug, um von ſeiner Mutter den letzten Segen zu erhalten, und ihren Rath anzuhören, welcher darin beſtand, ſich bald zu verbinden, aber ja mit keinem Mädchen unter ihrem Stande. Der Beichtvater gab ihr die letzte Oelung, und bald darauf verſchied ſie.

Ich machte mir über den Tod der Gräfin weniger Vorwürfe, als über den der ſchönen Morata. Dieſe war ganz unſchuldig, und blos wegen ihrer Liebe zu dem jungen Grafen mußte ſie ſterben; die Gräfin aber hätte leben können, wenn ſie nicht ſich einer Verbindung entgegengeſetzt hätte, von welcher ſie freilich nicht im Geringſten unterrichtet war.

Auch bei der Gräfin drangen die Aerzte auf eine Oeffnung des Cadavers, weil ſie, wie ſie ſagten, Symptome von ganz beſondrer Art bemerkt haben wollten. Der Graf ließ es ungern geſchehen, daß man ſeine Mutter ſecirte, aber da es geſchehen war, waren die Herren ſo klug als vorher, gaben der Krankheit neue Namen, zankten ſich über die Zufälle und deren Urſachen, und lieferten einen neuen Beweis zu dem längſt durch die Erfahrung

bekannten Satz, daß die Arzneikunde keine Wissenschaft, sondern eine sehr betrügliche Kunst, und nicht selten eine eitle Scharlatanerie sey.

Nicht lange nach dem Begräbniß der Gräfin wurde ihr Testament geöffnet. Die Pater waren meistentheils alle zugegen, aber wie erstaunten sie, als ihnen im Testament weiter nichts, als 100 Ducaten für Seelenmessen ausgesetzt waren. Sie erschracken, und der Pater-Rektor drängte sich zum Sekretair der Regierung, der den letzten Willen vorgelesen hatte, und sagte:

„Herr Sekretair, Sie müssen einen Posten übergangen haben."

Sekretair. Ich habe nichts übergangen.

Pater. Nun so haben Sie falsch gelesen.

Sekretair. Herr Pater, wenn Sie es nicht wären, würde ich Ihnen etwas anders sagen. Ein schlechter Mensch liest ein Testament anders, als es abgefaßt ist.

Pater. Aber so wären uns ja nur 100 Ducaten vermacht.

Sekretair. Nicht ein Heller mehr, und zwar noch unter der Bedingung, daß Sie Seelenmessen für die selige Frau Gräfin lesen, sonst fällt auch das Legat weg.

Pater. Das Testament ist falsch.

Sekretair. Warum falsch?

Pater. Uns hat die Gräfin 12000 Ducaten vermacht.

Sekretair. Woher wissen Sie das?

Pater. Wir haben es von sichern Leuten gehört.

Sekretair. Wie heißen dieſe ſichern Leute? Ich will wiſſen, wer die ſind, die ein Teſtament vor der Oeffnung deſſelben mit falſchen Nachrichten ins Geſpräch bringen.

Pater. Wir können es nicht ſagen.

Sekretair. Nun, ſo müſſen Sie auch nichts vorbringen, was Sie nicht behaupten können. Das Teſtament iſt unterſucht, und völlig richtig befunden worden. Es bleibt alſo in ſeiner völligen Wirkung. Leſen Sie die Seelenmeſſen, Herr Pater, und empfangen Sie die hundert Ducaten.

Beſchämt nahmen die Herren ihren Abſchied von der Geſellſchaft, und der Obriſt freute ſich, daß ſein Anſchlag, die Pfaffen zu prellen, ſo gut gelungen war. Der Notar Hitres, welcher ſeine Sache wohl gemacht hatte, erhielt ein Geſchenk

von hundert Ducaten, also so viel als die Jesuiten für ihre Seelenmessen.

Sechszehnter Abschnitt.

Der Graf verdoppelte seine Zärtlichkeit gegen mich, und die ganze Stadt sprach davon, der Graf würde das unbegüterte Mädchen Melana zur Gräfin Viani machen. Die Lästerzungen waren jetzt sehr geschäftig, und verbreiteten, ich sey schon längst die Maitresse des Grafen, und würde es auch noch länger bleiben, aber der Graf würde doch meiner überdrüssig werden, und alsdann eine rechtmäßige Verbindung eingehen.

Der Graf hatte dergleichen Reden vernommen, und durchdrungen von Scham und Verdruß, kam er eines Abends nach Hause, umarmte mich heftig, und sagte:

„Jetzt, theuerste Melana, ist es Zeit, daß wir uns öffentlich verbinden. Man

trägt ſich mit Gerüchten, die Deiner und meiner Ehre nachtheilig ſind. Morgen ſey der ſchöne Tag, wo ich Dich ganz die Meinige nennen kann."

Ich. Morgen ſchon, mein Geliebter?

Graf. „Ja, wir können nicht zeitig genug dem vornehmen und geringen Pöbel das Maul ſtopfen. Sey geſchäftig, ich werde es auch ſeyn, damit unſre Hochzeit ſo glänzend werde, als es die Kürze der Zeit erlaubt."

Neapel iſt ein Ort, wo man für Geld ſchnell genug bedient wird; in weniger als zwölf Stunden waren alle Anſtalten zu einem fürſtlichen Feſt gemacht. Der Graf ließ durch Billets alles, was in Neapel vornehm und angeſehen war, einladen; alles erſchien auch, die meiſten um einem Feſt beizuwohnen, und ſich auf fremde Unkoſten luſtig zu machen, andre kamen aus

Neugierde, und noch andre trieb der Neid und die Mißgunst her, um noch mehr Nahrung für diese gehässigen Leidenschaften zu sammeln.

Jedermann wünschte uns Glück in den herzlichsten und artigsten Ausdrücken von der Welt, aber den meisten, und vorzüglich den Weibern und Mädchen sahe man es an, daß sie es nicht meinten, wie sie redeten. Mir entging von dem allen nichts, und ich freute mich über den Neid, dem ich ausgesetzt war. Ich gönnte den Mißgünstigen, daß sie sich so plagten und quälten, und mir fiel ein, was einer unsrer besten Dichter sagt:

Lasciate i maligni invidiare;
Che dell' invidia un maggior tormento
Non trovo Falari il tortor *).

*) Laßt immer die Mißgünstigen beneiden; Phalaris der Peiniger selbst hat keine größre Quaal ersinnen können, als der Neid ist.

Jetzt besaß ich meinen geliebten Grafen, der mich so viel — zwei Mordthaten an unschuldigen Personen, gekostet hatte; aber ich war auch hinlänglich belohnt. Wir lebten Tage und Wochen im Taumel, und vergaßen alles um uns her.

Wir vergessen die ganze Welt, mein Gemahl, sagte ich, wir vergessen, daß der brave Obrist, Dein Onkel, daß Julie und der Prinz Altieri fordern können, daß wir ihnen unsre Verbindung melden.

Graf. „Du hast recht, liebe Melana, noch heute will ich an die Männer schreiben, schreib Du an Julie."

Ich. Aber was werden sie antworten?

Invisa Siculi non invenere tyranni
Majus tormentum.

Juvenal.

Graf. „Was ſie wollen. Wenn ſie klug ſind, werden ſie den Schritt billigen, den ich gethan habe; wo nicht, ſo mögen ſie ſchelten, ich werde mich nicht darum kümmern, denn ich hänge von ihnen nicht ab. Es würde mir zwar nicht gleichgültig ſeyn, wenn meine nächſten Verwandten die Wahl nicht billigten, aber dieſes ſoll mich doch nicht hindern, mit mir ſelbſt zufrieden zu ſeyn, weil ich Dich beſitze."

Wir ſchrieben beide; mein Gemahl an den Obriſt Berni und den Prinz Altieri, und ich an Julie. Der Graf war mit ſeinen beiden Briefen bald fertig, ich aber zerriß zehnmal das Angefangene, und fing wieder von neuen an. Endlich gerieth mir ein Brief, mit dem ich ſo ziemlich zufrieden war. Ich ſiegelte ihn ſchnell zu, damit er nicht das Schickſal der übri-

gen haben möchte, und gab ihn meinem Gemahl, der ihn mit den seinigen fortschickte.

Der Obrist antwortete nicht, sondern kam selbst. Bravo, Neffe! sagte er, Du hast recht gethan, daß Du die gute Melana gewählt hast. Sie hatte es längst verdient, und ich würde Dir sie vorgeschlagen haben, aber ich kannte meine Schwester, und wußte, daß sie nie in eine solche Heirath willigen würde; aber jetzt ist sie weg, und wenn sie ja in jenem Leben davon Nachricht bekommt, wird sie sich nicht darüber ärgern. Wenn Ihr mir versprecht, so lange ich lebe, alle Jahre einige Monate auf meinem Landgute zuzubringen, so lebe ich die übrige Zeit bei Euch, und trenne mich nie wieder von Euch.

Gern verſprachen wir dem guten Obriſt, was er verlangte, und er war vor Freuden darüber faſt außer ſich.

Der Prinz Altieri antwortete meinem Gemahl, und billigte ſeine Heirath in ſehr ſteifen Ausdrücken, bemerkte aber beiher, wir möchten einige Zeit verſtreichen laſſen, ehe wir uns in Rom öffentlich zeigten.

„Ei ſeh mir doch einer den Prinz Altieri, den Elenden!" rief der Obriſt, und ſtampfte mit dem Fuße. „Wer iſt der Menſch? Ein elender jämmerlicher Edelmann wäre er, wenn nicht einer ſeiner Großonkel Papſt geweſen wäre *); aber ſeine eigne Urgroßmutter war die

*) Die Verwandten (nipoti) der Päbſte nannten ſich ſonſt Prinzen und Prinzeſſinnen; daher die Menge ſolcher Prinzen in Italien, und beſonders in Rom. Die nipoti des jetzigen Papſts Pius VII. thun es nicht.

Beiſchläferin eines reichen Florentiners; daher das edle Haus Altieri. Pfui, über den großthueriſchen Ahnenſtolz, hinter dem doch gar nichts iſt. Komme ich nur nach Rom, ich will dem Herren ſchon die Leviten leſen, er ſoll an mich gedenken!

Julie ſchrieb an mich folgenden Brief:

Liebſte Schweſter!

Wie froh bin ich, daß ich Dir dieſen Namen geben darf! Glaube mir, Du Freundin meiner Seele, ich habe das Geſchehene längſt gewünſcht; aber weil ich keine Möglichkeit ſahe, unterdrückte ich meinen Wunſch. Heiße Thränen habe ich über den Tod meiner guten Mutter vergoſſen, aber jetzt wünſche ich ſie nicht mehr in das Leben zurück, da ihr Tod das einzige unüber-

windliche Hinderniß aufhob, das ſich Deinem und meines Bruders Glück entgegenſetzte. Ich würde Dich bitten bald zu mir nach Rom zu kommen, und Dich hier als Gräfin von Viani zu zeigen; aber mein Gemahl meint, die Verbindung ſey noch zu neu, und die ſchon darüber gefällten ſchiefen Urtheile möchten nur noch lebhafter werden. Ich will daher nach Neapel kommen, denn ich habe das gröſte Verlangen meine liebſte Melana als Schweſter an mein Herz zu drücken. Mein Bruder iſt gewiß edel und gut, und wird Dich ganz glücklich machen — und Du Melana mit dem vortrefflichen Herzen, mit dem gebildeten Geiſte und mit Deiner Schönheit wirſt meinen Bruder zu dem Genuß aller Freuden bringen, deren ein ſterblicher fähig iſt. Dieſes iſt

der einzige Wunsch und die gewisseste Erwartung

Deiner Schwester
Julie Altieri.

Wir waren schon über sechs Wochen vereinigt, und hatten noch keine einzige große Gesellschaft besucht, noch kein Fest gegeben. „Ihr habt Unrecht," sagte der Obrist, „ich glaube gern, daß Ihr Euch jetzt selbst genug seyd, aber es ist nur wegen der Leute. Höre an, Neffe, unser Vetter, der Cardinal giebt gerne große Schmausereien, aber es fehlt ihm oft an Gelde. Ich werde ihn bereden, daß er nächstens ein großes Fest veranstaltet, wir bezahlen es, und ihr beide erscheint dabei als nahe Verwandten des Erzbischofs. Dieser zeichnet die Base Melana vorzüglich aus, und ich wette, vier Wochen hins

ter einander werdet Ihr beide täglich eingeladen, und könnt hernach eben so wieder einladen, so oft ihr wollt, und Melana wird so hoch geschätzt werden, wie alle andre Damen in Neapel."

Mein Gemahl nahm den Vorschlag mit Vergnügen an, und ich freute mich über den Einfall des Obrist. Ich fand zwar mein größtes Glück in dem Besitz meines Gemahls, aber ich fühlte doch, daß mir etwas Großes fehlen würde, wenn ich die Würde einer Gräfin nicht unterhalten könnte, und dieses konnte ich nicht, wenn ich nicht in den vornehmen Gesellschaften erschien, und daselbst bemerkt wurde.

Das Fest wurde im Pallast des Erzbischofs gegeben, und war ungemein glänzend. Der ganze Adel der Stadt, die vornehmsten Diener des Königs und alle

angeſehne Fremde wurden dazu eingeladen. Ich mußte als eine Verwandte des Hauſes die Honneurs machen, und trug, wenigſtens von den Mannsperſonen, allgemeinen Beifall davon. Ein engliſcher Prinz ſchwur mir hundertmal, ich ſey das vollkommenſte Frauenzimmer in Italien, aber als ein deutſcher Graf bei ſeiner hohen Ehre verſicherte, daß mich kein Weib in Europa überträfe, gerieth der Prinz in Eifer, und verſicherte, in England gäbe es doch noch andre Schönheiten. Das war nun eben nicht fein, doch ärgerte ich mich nicht darüber, denn es milderte den Neid der Damen ſehr merklich.

Beſcheidenheit, ſagt einer unſrer beſten Schriftſteller, iſt eine allmächtige Tugend, ſie lähmt die Rachſucht, bändiget den Zorn, verſöhnt die Feindſchaft, und erhält Verzeihung für jeden Fehler;

aber sie ist schwer zu üben; wer sie aber üben kann, der sey versichert, daß ihm alles gelingen werde, was er unternimmt *). Ich kannte die Wahrheit dieses Ausspruchs schon aus Erfahrung, und beschloß, die empfohlne Tugend aus allen Kräften zu üben. Ich ließ in keiner Gesellschaft, wohin ich eingeladen wurde, das Geringste blicken, woraus man auch nur von ferne hätte wahrnehmen können, daß ich es mir für ein Glück schätzte, Gräfin von Viani zu seyn. Doch schmeichelte ich niemand, besonders den Damen nicht auf eine merkbare Art, damit es nicht das Ansehen haben möchte, als wollte ich mir Achtung erschmeicheln. Eine solche Aufführung kann zwar den Thoren gefallen,

*) Machiavelli discorsi sovra T. Livio Dec. I. p. 213.

aber sie erregt die Verachtung der Vernünftigen.

Der Weg, den ich einschlug, gelang mir; in weniger als zwei Monaten war alles, was vornehm war in Neapel, mit mir bekannt, und ich war sehr angesehen.

Siebzehnter Abschnitt.

Endlich kam auch meine Freundin Julie zu uns nach Neapel. Krankheit hatte sie abgehalten, früher zu kommen, doch kaum glaubte sie sich einer starken Bewegung und den Veränderungen der Luft aussetzen zu dürfen, als sie zu uns nach Neapel eilte.

Sehr herzlich war unser Willkommen, und die Freude blitzte sichtbar aus Juliens Augen, als ich sie in meine Arme schloß — ich die Mörderin ihrer Mutter! Aber dieser Gedanke konnte in Juliens Seele

nicht aufsteigen, und daher war ich ihr jetzt, da ihre Mutter nicht mehr lebte, nur noch theurer geworden. Ich erzählte ihr die ganze Geschichte unsrer Liebe, und da sagte sie: das hätte ich wissen sollen, ich würde Dir gewiß nicht angelegen haben, den Capitain oder den Poeten zu heirathen. Die guten Leute haben aber erfahren, daß Dich mein Bruder besitzt, daher hat der Poet ein langes Gedicht gemacht, worin er seinen Schmerz erzählt, und sein Unglück beklagt; es ist noch viel kläglicher, als das berühmte Sonnett des Petrarca auf Laura's Tod, und wird auch von andern unglücklichen Liebhabern bei der Guitarre gesungen. Der Capitain ist nicht so weinerlich, verflucht alle Liebe, und schwört bei allen Teufeln, sich nicht mehr zu verlieben, und wenn auch selbst Bellona und Discordia oder Minerva mit

der

der unsterblichen Aegis erscheinen sollten; das Haupt der Meduſa auf dem Schilde sollte ihn nicht rühren.

Julie blieb lange bei uns in Neapel, und reiste dann erst ab, als ihre nah bevorstehende Niederkunft ihre Abreise nach Rom nothwendig machte.

Mein Gemahl war und blieb der zärtlichste Liebhaber, und ich bemühte mich, so sehr in meinem Vermögen stand, seiner Liebe gegen mich immer neue Nahrung zu geben. So waren wir denn in unserm häuslichen Betragen ganz von der großen Welt in Neapel unterschieden. Die Weiber kümmern sich da sehr wenig um ihre Männer, so wie diese wenig darnach fragen, was jene machen. Sie heirathen sich meistens ohne alle Liebe, einige suchen Geld, andre vornehme Verbindungen und mächtige Verwandtschaften; kommt aber

ja dann und wann etwas Neigung und Zärtlichkeit ins Spiel, so verschwindet dieses gleich in den ersten Tagen nach der Hochzeit. Aber die Leute haben doch Gefühle, und müssen diese beschäftigen; der Herr Gemahl sucht sich also eine Maitresse, vielleicht die Frau seines besten Freundes oder seines nächsten Verwandten, und die Frau Gemahlin hängt sich an einen, der oft ihres Mannes Bruder, ja gar ihr Schwiegervater ist.

Nach dieser Regel wollte mich selbst unser Vetter, der Herr Erzbischof von Neapel, behandeln. Dieser Prälat kam sehr oft zu uns und begegnete mir insbesondere mit aller nur ersinnlichen Aufmerksamkeit. Ich hielt dieses anfänglich für vetterliche Freundschaft, und war nicht wenig stolz darauf, einem Cardinal-Bischof, Erzbischof und Decanus des heiligen Collegiums

als Baſe zu gefallen, aber er erklärte ſich bald ſo deutlich, daß ich merken mußte was er eigentlich verlangte. Ich erwiederte ſeine Zudringlichkeit ſo, wie er es verdiente, und er kam ſeltner, und zwar nur wenn es die Höflichkeit nicht anders erlaubte. Ich benachrichtigte meinen Gemahl von allem, was zwiſchen mir und dem Erzbiſchof vorgefallen war, dieſer lächelte und ſagte: „ich habe es längſt gemerkt, daß der Herr Erzbiſchof Abſichten auf Dich hatte, aber ich verhinderte es nicht; denn ich war von Deiner Tugend vollkommen überzeugt, und dann wollte ich mich durch Eiferſucht nicht lächerlich machen.

Ich war gleich in den erſten zehn Monaten unſrer Verheirathung mit einer Tochter niedergekommen, wodurch unſre Zufriedenheit aufs Höchſte gebracht wurde.

Das Mädchen war ein wahrer Engel, und nahm täglich an Schönheit zu, jemehr sich der Bau und die Gesichtszüge desselben ausbildeten. Es war etwa ein Jahr alt, als es von einem Husten befallen wurde, welchen der Arzt aber für eine Kleinigkeit erklärte. Man sollte, sagte er, gar keine Arzneien brauchen, sondern das Kind nur mittelmäßig warm halten, und vor der Zugluft hüten, dann würde sich schon alles, und gar bald geben. Ich war aber wegen des Kindes sehr besorgt, und bat den Doctor, etwas zu verschreiben. Nun ja, antwortete er, wenn es denn doch einmal seyn muß; will ich es thun. Er verschrieb wirklich einen Saft, wodurch das Kind sich sehr bald besserte. Ich trug hierauf kein Bedenken, es einem meiner Mädchen zu überlassen, und einen Ball zu besuchen, der bei der Gräfin Costagnetto

gegeben wurde. Ich empfahl meinem Mädchen dem Kinde zur gesetzten Zeit die Arznei zu geben, denn sonst hätte ich dieses selbst gethan.

Gegen ein Uhr des Nachts kam ein Bedienter auf den Ball gelaufen, und schrie, meine kleine Rosalie, so hieß das Kind, ringe mit dem Tode. Ich erstarrte bei dieser Nachricht, und man hatte Mühe mich wieder zur Besinnung zu bringen. Ich eilte nach Hause, ohne von der Gesellschaft Abschied zu nehmen; mein Gemahl kam gleich nach mir, und wir fanden unser Kind in den letzten Zügen. Der Arzt war zugegen und in der äußersten Verlegenheit, weil er mit aller seiner Kunst nicht ergründen konnte, was dem Kinde fehlte. Er hatte schon allerhand Mittel angewendet, aber ohne Erfolg, die kleine Rosalie ward immer schwächer,

und verschied, wie eine Wachskerze verlöscht, welche keine Nahrung mehr hat.

Ich sank in Ohnmacht, und man mußte mich wegbringen; mein Gemahl war untröstlich. Ein solcher Schmerz wie der unsrige läßt sich nicht beschreiben! Aber ach! ich sollte noch mehr erfahren, mein Herz sollte noch schmerzlicher bluten.

Nachdem mein Gemahl wieder zu sich gekommen war, suchte er mich zu trösten, doch war dieses lange vergebens, und nur nach langer Zeit konnte ich wieder ohne Thränen und laute Klagen unter Menschen erscheinen.

Seit einem Monat war ich nicht auf das Zimmer gekommen, worauf Rosalie gestorben, ich hatte es immer sorgfältig vermieden; jetzt aber mußte ich etwas aus einem Schranke holen, über welchen ich niemand gehen ließ, weil alle meine Kost-

barkeiten in demſelben verwahrt waren. Zu meinem größten Befremden fand ich das Fläſchchen, worin ſich noch etwas von jenem tödtlichen Tränkchen befand, womit ich die Gräfin Viani ins Grab befördert hatte, auf dem Kamin ſtehn. Ich erſchrack heftig, und fragte das Mädchen, wo das Fläſchchen hieher komme?

Das Mädchen. „Gnädige Frau, das iſt ja das Gläschen worin die Arznei für die ſelige Roſalie war."

Ich. Und ihr habt dem Kinde von dieſem Trank eingegeben?

Das Mädchen. „O ja, gnädige Frau, recht fleißig, zwei bis drei Mal."

Ich. Geh mir aus den Augen, Mörderin!

Ich ſchlug nach dem Mädchen, ſie floh hinweg, und warf die Thüre hinter ſich zu. Jetzt ſtelle man ſich den Zuſtand vor,

worin ich mich befand. Keine Marter kann der meinigen gleich seyn. Ich raf'te und tobte wie eine Unsinnige, aber zum Glück war mein Gemahl nicht zu Hause, und keins meiner weiblichen Bedienten hatte den Muth sich mir zu nahen. Endlich besann ich mich doch, daß ich mich nicht verrathen dürfte, und ward ruhiger. Ich rief mein Mädchen, die schüchtern zu mir kam. Ich entschuldigte mich bei ihr wegen meiner Heftigkeit, und schob alles auf den erneuten Schmerz wegen des Todes meiner Tochter.

Jetzt fiel mir ein, daß ich an dem unglückseligen Tage, da ich auf den Ball ging, das Giftgläschen aus meinem Schranke auf das Kamin gestellt hatte, um es wegzuwerfen, weil ich mir vorgenommen hatte, nie wieder Gebrauch von diesem Gift zu machen. Ich vergaß es

wegzunehmen, und da es wie die Arznei aus der Apotheke aussah, wurde es von dem Mädchen verwechselt, und mein Kind bekam das Gift, das seine eigne Mutter bereitet hatte.

Meine Ruhe war dahin. Mein Gemahl und alle meine Freunde und Bekannten trösteten mich, aber sie kannten die wahre Quelle meiner Noth nicht, und so war alle ihr Zureden vergebens.

Der Obrist drang jetzt, da der Winter längst vorüber war, auch darauf, daß wir mit ihm auf sein Landgut ziehn, und den Sommer daselbst zubringen sollten. Mir war Neapel verhaßt, und ich drang selbst auf eine baldige Abreise; auch mein Gemahl war es sehr zufrieden, und bald darauf wohnten wir auf dem Lande.

Hier fand ich andre Gegenstände, als in der Stadt, und die Vorstellungen von

den traurigen Vorfällen verloren sich allmählig.

Wenn ich nicht in der Gesellschaft meines Gemahls oder des Obristen war, saß ich auf der Bibliothek des Obristen, und las. Unter andern fiel mir eine italienische Uebersetzung eines Werks des berüchtigten Pomponatius *) in die Hände, welches vom Schicksal überschrieben war. Ich hatte schon ehemals diese Schrift in den Händen gehabt, und darin geblättert; aber die schwerfällige Schreibart, und der steife räsonnirende Gang des Vortrags hatten mich vom fernern Lesen abgeschreckt; aber jetzt, da meine Seele von so widrigen Gefühlen eingenommen war, fand ich

*) Petrus Pomponatius war von Mantua. Man setzt ihn gemeiniglich unter die Atheisten. Er lebte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

einigen Geschmack an dem schwerfälligen Raisonniren des alten Mantuaners.

Pomponatius läßt zwar eine Gottheit zu, kettet aber dieselbe so fest an den Lauf der Dinge in der Welt, daß diese Gottheit weiter nichts ist, als ein nothwendig handelndes Treibrad ohne Ueberlegung und Freiheit. Dieses Wesen hat zwar einen Verstand, aber eben dieser Verstand, weil er unendlich ist, bringt dem Willen seine Urtheile nothwendig auf, und läßt ihm nicht die allergeringste Wahl übrig. Der Mensch erkennt die Wahrheit auch, aber nur sehr selten, und allemal nach dem Maße seiner Empfindungen, welche immer von außen her in die Sinne gebracht werden. Er stellt sich das Gute und Böse vor, aber gerade so, wie diese Vorstellungen von äußern Dingen sich angefangen haben. Die menschlichen Handlungen

sind gar nicht frei, und zwar einmal, weil der Wille des Menschen keine Freiheit hat, und dann auch, weil die allgemeine Weltordnung nothwendig ist.

Ich gewöhnte mich an das Lehrgebäude des Pomponatius, stellte mir alles in der Welt als nothwendig vor, und hob so den Unterschied zwischen Tugend und Laster auf. Was ich gethan und erfahren hatte, schien mir zu manchen Zeiten nothwendig zu seyn, und ich war ruhig, aber oft kam es mir vor, daß wohl alles hätte anders seyn können und sollen; alsdann quälten mich die Rückerinnerungen doppelt.

Achtzehnter Abschnitt.

Ohngefähr sechs Monate nach dem Tode meiner Rosalie gebahr ich einen Sohn, und die Freude darüber vertrieb beinahe allen Kummer über den Verlust des andern

aus meinem Herzen. Ich befand mich übrigens im Wochenbette vollkommen wohl, so daß ich schon vierzehn Tage nach meiner Niederkunft wieder in öffentlichen Gesellschaften erschien. In Frankreich, Deutschland, England und andern wenigger warmen Gegenden, würde man es einem Frauenzimmer sehr verdenken, welches in der ersten oder zweiten Woche sich der Luft außerhalb ihres Zimmers aussetzen wollte; aber in Neapel und Sicilien sieht man Weiber gleich am zweiten oder dritten Tage nach der Entbindung ausgehen und alle ihre gewöhnlichen Geschäfte verrichten, und zwar ohne allen Schaden für ihre Gesundheit. Ein berühmter englischer Schriftsteller *) sagt: es scheine,

*) Brydone in seiner Reise nach Sicilien und Malta.

daß der von Gott auf die Mutter Eva gelegte Fluch: mit Schmerzen sollst du Kinder gebähren, die Frauenzimmer in Sicilien nicht viel angehe. Man könnte, wenn er Recht hat, dieses ebenfalls von den Neapolitanerinnen behaupten; denn diese leiden eben so wenig, als die Insulanerinnen in ihrer Schwangerschaft und Geburt. Aber eben daher ist auch die Wissenschaft der Geburtshülfe in diesen Ländern in so elenden Umständen, und alle Hebammenanstalten so schlecht bestellt, daß eine Gebährerin nothwendig umkommen muß, wenn sich ein schwerer Fall vorfindet.

Ich wohnte vierzehn Tage nach meiner Niederkunft einem Balle bei, und erhitzte mich im Tanze so sehr, daß ich in ein Fieber fiel, welches mich dem Tode nahe brachte. Nie hatte ich diesen Schreck so

nahe gesehn, und jetzt, da ich keine Hoffnung der Genesung weiter vor mir sah, verließ mich meine ganze Philosophie, und eine gräßliche Verzweiflung bemächtigte sich meiner Seele. Es schien mir als stände ich vor dem Gericht Gottes, welcher das Blut der armen Morata und meiner Wohlthäterin, der Gräfin Viani, von mir forderte, auch meine Rosalie schrie gegen mich um Rache; ach es war mir so angst, daß ich in Verwünschungen gegen mich selbst und gegen die ganze Welt ausbrach; und mich wie eine Rasende geberdete.

Mein Gemahl und mein Mädchen schrieben diese Ausschweifungen der Natur des Fiebers zu, der Arzt war ihrer Meinung, und daher wurden Opiate in Menge angewendet, um diese Symptome zu mäßigen. Der Mohnsaft that seine Wir-

kung, und beruhigte mein Blut, daß ich wenigstens über meinen Zustand reiflicher nachdenken konnte. Nun entschloß ich mich, dasjenige zu thun, was die ärgsten Verbrecher zu thun pflegen — Buße zu thun. Vom Buße thun hatte ich freilich keinen Begriff, wie ich denn überhaupt glaube, daß niemand in der Welt jemals einen Begriff davon gehabt habe — aber je dunkler und verwirrter die Vorstellungen sind, welche man sich von einem Dinge macht, desto leichter hängt man ihnen an, und desto mehr erwartet man davon in zweifelhaften Umständen, wo man sich nicht mehr zu rathen weiß. Daher kann auch selbst ein solches Religionssystem, das voll Ungereimtheiten und widersprechender Mysterien ist, dennoch die Absicht erreichen, die Menschen fein geduldig in den Widerwärtigkeiten zu machen,

chen, und ſie mit feſter Hoffnung einer beſſern und ſeligern Zukunft zu erfüllen.

Mein Vorſatz, Buße zu thun, und mich mit Gott auszuſöhnen, war feſt in meiner Seele, aber den Anfang dazu mußte ich mit der Beichte aller meiner Sünden machen. Wem ſollte ich aber beichten? Unſer Hauskaplan oder Beichtvater war ein Jeſuit, den ich von einer ſehr unheiligen Seite hatte kennen lernen — in luſtigen Geſellſchaften ſpottete er über alle Geheimniſſe der Religion, und ſein Umgang mit einem meiner Mädchen, den ich entdeckt hatte, bewies mir, daß er ſein Gelübde eben nicht ſehr hoch halten mochte. Sonſt konnte ich den luſtigen Bruder wohl leiden, aber jetzt, da ich mich bekehren wollte, war er mir als Beichtvater zuwider, und alle ſeine Zuſprüche, welche er mir in meiner Krank-

heit häufig ertheilte, machten einen höchst widrigen Eindruck auf mich; ich sahe bloß den Heuchler an ihm, und verachtete ihn desto mehr.

Im Capuzinerkloster zu Neapel lebte ein gewisser Pater Bernardo, welcher in der ganzen Stadt im größten Ansehn stand. Er war zweimal im gelobten Lande und dreimal zu Compostella gewesen; die heil. Jungfrau zu Loretto besuchte er sehr oft; er fastete mehr, als die Regel des heil. Franz forderte, und betete ohne Unterlaß; daher wurde er auch der heilige Pater oder der heilige Mann genannt. Selten übernahm dieser die Gewissensdirektion eines Weltkindes, aber wenn er es that, machte er auch allemal das Weltkind zu einem Heiligen.

Ich hatte sonst oft von diesem Wundermann reden hören, aber ich hatte nie

Verlangen getragen, ihn näher kennen zu lernen, weil mir seine Heiligkeit nach meinen Grundsätzen verdächtig und schwärmerisch vorkommen mußte; jetzt aber, da mir das Gewissen keine Ruhe ließ, hoffte ich Trost von ihm, und bat meinen Gemahl, den heiligen Mann herbei zu schaffen.

Er kam wirklich, und gewann durch sein sanftes Zureden, das aber mit einem gewissen heiligen Ernst verbunden war, mein Zutrauen und meine Hochachtung. Er stellte allerley Betrachtungen mit mir über die Eitelkeiten dieser Welt an, und bewies seine Behauptungen nicht sowohl aus den Grundsätzen der Religion und den Aussprüchen der Bibel, als aus der Erfahrung. Dann führte er mich auf die Nothwendigkeit, mich von der Welt zu trennen, und höhere bleibende Güter zu su-

chen, welche dieſe Erde unmöglich geben könne.

„Es iſt," fuhr er fort, „noch niemand auf dieſer Erde vollkommen glücklich geweſen, und diejenigen, welche gemeint haben, es zu ſeyn, waren Kurzſichtige oder Thoren, und betrogen ſich ſelbſt. Der Weiſe muß ſich zwar bei ſeinem Schickſal beruhigen, aber zufrieden kann er nicht damit ſeyn; er muß nach höhern Gütern ſtreben, welche ihm hier nicht gewährt werden können. Dieſe Betrachtung allein iſt ſchon hinlänglich, einen nachdenkenden Menſchen von der Wahrheit zu überzeugen, daß mit dem Tode nicht alles aus iſt; aber er lernt noch mehr dabei, er lernt auch, daß dieſes Leben, das heißt die Wirkſamkeit ſeiner Kräfte, mit jenem Leben in der genaueſten Verbindung ſteht. So viel ſagt uns ſchon die Vernunft, aber

die Religion, welche wir bekennen, lehrt uns weit mehr; sie öffnet dem Bußfertigen den Himmel, weiset aber den, der in Todsünden stirbt, auf ewig von dem Angesichte Gottes weg, und überliefert ihn den Bissen seines Gewissens, und den höllischen Qualen auf ewig."

Ich war bei diesen und ähnlichen Vorstellungen, welche der heilige Mann machte, sehr erschüttert, und bat ihn, mir einen Weg zu zeigen, wie ich mich mit Gott versöhnen, und mein Gewissen beruhigen könnte.

„So ist denn Ihr Gewissen sehr unruhig, gnädige Frau," sagte er.

Ich. O sehr, sehr, Herr Pater.

Pater. „Gelobt sey Gott; ein unruhiges Gewissen zur rechten Zeit ist ein hoher Beruf zur Gnade. Noch mehr, da Ihre Sünden zwar sehr groß, aber doch

keine grobe Verbrechen seyn können, und Sie doch solche Gewissensbisse empfinden, so ist es ein sichtbares Zeichen, daß Gott Ihre Seligkeit im vollen Ernste will, und Sie gleichsam mit heiliger Gewalt dazu zieht."

Ich. Ach, Herr Pater, meine Sünden sind Verbrechen.

Pater. „Recht, Frau Gräfin; alle Todsünden sind Verbrechen wider Gott; aber die Welt nennt sie nicht immer so. Manches Verbrechen ist in den Augen der Welt nichts als eine erlaubte Galanterie; aber ich sehe, Sie urtheilen ganz anders."

Ich. Ach, Herr Pater, was soll ich thun, daß meine Seele ruhig werde?

Pater. „Vor allen Dingen müssen Sie aufrichtig Gott und einem Priester Ihre Sünden beichten, die Sie im Herzen haben."

Ich. Alle meine Sünden muß ich beichten?

Pater. „Alle die Sie wissen, und als Sünden erkennen, ohne Ausnahme, mit allen Umständen. Sie kennen ja die Vorschriften unsrer Religion."

Ich. Gott, wenn ich beichte, so müssen Sie mich hassen, verachten, und als eine grobe Verbrecherin der Obrigkeit angeben.

Pater. „Da sey Gott vor und die heilige Jungfrau! Ein Priester darf nichts verrathen, was er in der Beichte erfährt; und wie könnte er den mit Haß und Verachtung bestrafen, den Gott wegen seiner Reue begnadigt, und zu seinem Kinde annimmt."

Ich faßte Muth, und so schwer es mir einging, legte ich doch dem guten Pater eine vollständige Beichte ab, und be-

kannte ihm alle meine Vergehungen. Der gute Greis bebte bei meiner Erzählung; unwillkürlich stand er etliche Mal von seinem Sitz auf, und wendete sein Gesicht von mir weg, doch faßte er sich bald wieder, und hörte, ohne mich zu unterbrechen, bis ich endlich fertig war.

„Gott im Himmel, was habe ich gehört!" war alles, was er sagen konnte, dann schwieg er lange, endlich reichte er mir die Hand, und sprach mit sanfter Stimme: „Sie, sehr krank am Körper, und noch kränker an der Seele, ein Kind des ewigen Verderbens, wenn Sie so dahin fahren. Jetzt beten Sie; ich gehe von Ihnen, um Gott anzurufen, daß er mir offenbare, was ich Ihnen rathen soll."

Er ging weg, und ließ mich in der größten Angst zurück, doch war es mir, als wäre eine große Last vom Herzen, nach-

dem ich wenigstens einen Menschen zu meinem Vertrauten gemacht hatte.

Der Pater kam nach einer Stunde wieder. „Im Namen Gottes," sagte er mit einem sehr ernsthaften Tone, „befehle ich Ihnen, Ihre grausamen Verbrechen wieder gut zu machen, so viel Sie können."

Ich. Und wie, Herr Pater?

Pater. „Ihrem Gemahl müssen Sie alles gestehn."

Ich (erschrocken). Meinem Gemahl?

Pater. „Ja, und das ohne allen Aufschub, ohne alles Bedenken. Er ist jetzt der beleidigte Theil, die andern sind in der Ewigkeit. Dieser muß Ihnen [illegible] geben, damit Ihnen Gott auch vergebe."

Ich. Mein Gemahl wird mich verfluchen — wird mich der Obrigkeit übergeben.

Pater. „Immerhin! Aber ich glaube nicht, daß er dieses thun wird. Gesetzt, er thäte es; wollen Sie denn lieber ewig leiden, als sich hier einer kleinen Gefahr aussetzen?"

Er drang so sehr in mich, daß ich ihm versprach, alles meinem Gemahl zu offenbaren, was ich ihm offenbart hätte. Nun ertheilte er mir unter dieser Bedingung die Absolution, und schied von mir.

Neunzehnter Abschnitt.

Kaum hatte der Pater Bernardo mein Zimmer verlassen, als der Arzt kam, und meinen Zustand untersuchte. Was halten Sie von meiner Lage, Herr Doctor, fragte ich mit schwacher Stimme?

Doctor. „Ihr Zustand ist nicht der beste, Frau Gräfin."

Ich. Sprechen Sie aufrichtig; glauben Sie, daß ich wieder aufkomme?

Doctor. „Bei Gott ist nichts unmöglich."

Ich. Sagen Sie mir, was Sie denken, verschweigen Sie nichts, ich bin auf alles gefaßt, und wünsche nur zu erfahren, was ich zu hoffen oder zu fürchten habe; daran liegt mir jetzt alles.

Doctor. „Gnädige Frau, es steht gefährlich mit Ihnen."

Ich (gelassen). Ich werde also sterben?

Doctor. „Nach allem Ansehn — ja!"

Ich. Gut, ich bin gefaßt, ich fürchte den Tod nicht. Man rufe meinen Gemahl.

Der Graf kam, und ich ließ alle aus der Stube gehn. Mein Theuerster, sagte ich, ich werde sterben; aber ehe ich Dich,

verlasse, muß ich Dir noch Geheimnisse offenbaren, die schrecklich sind. Wirst Du sie anhören, wirst Du sie ertragen können?

Graf. „Ach, was sollte meine Melana mir Schreckliches sagen können? — Warst Du mir jemals untreu?"

Ich. Gott, vor dem ich bald stehn werde, ist mein Zeuge, mein Herz ist rein, und nie habe ich einen andern als Dich geliebt.

Graf. „O ich Glücklicher! — Lebe, Melana, und beglücke mich ferner durch Deine treue Liebe."

Ich. Nein mein Geliebter, ich muß Dich verlassen — aber höre mich vorher noch an, und dann verzeihe mir, damit Dir Gott einst auch verzeihen könne.

Graf. „Du hast mir keine Untreue zu gestehn, Melana? Nun so rede; es

ſey, was es wolle, ich vergebe Dir, ehe Du mir Dein Herz öffneſt."

Ich beichtete; der Graf ſaß wie eine Bildſäule da, und blieb, nachdem ich geredet hatte, noch lange in derſelben Stellung; ſeine Augen rollten fürchterlich, und ich mußte mich wegwenden; denn ich konnte ſeinen Blick nicht ertragen. Endlich ſprang er zur Thüre hinaus.

Wo mag er hinwollen? fragte ich mich ſelbſt. Ohne Zweifel geht er, meine Verbrechen der Obrigkeit anzuzeigen. Bald werden Leute kommen, die das, was ich dem Grafen gebeichtet habe, von mir ſelbſt hören wollen werden. Man wird mein Schickſal nach meinem Geſtändniß beſtimmen.

So ſprach ich zu mir ſelbſt, und ward ruhiger, als vorher. Ich kann noch jetzt nicht begreifen, woher dieſe Ruhe kam;

aber ich war wirklich weit gelaſſener, als da noch niemand um meine Thaten wußte.

Ich hörte dieſen Tag nichts mehr von meinem Gemahl, und hatte auch nicht das Herz, nach ihm zu fragen. Der Pater Bernardo beſuchte mich fleißig, gedachte aber meiner ihm eingeſtandnen Verbrechen mit keinem Worte, auch ſagte er nichts von meinem Gemahl.

Dieſes alles befremdete mich ſehr; aber die Furcht etwas Schreckliches zu erfahren hielt mich von allen Erkundigungen ab. Ich wollte jetzt lieber in Ungewißheit ſchweben, als mich über meine Lage in eine verzweiflungsvolle Gewißheit ſetzen.

Zwei Tage, nachdem ich das fürchterliche Geſtändniß abgelegt hatte, verſicherte der Doctor, die gefährlichſte Kriſe meiner

Krankheit sey glücklich vorüber, und es sey große Hoffnung verhanden, daß ich wieder genesen würde. Welch eine Donnerpost war diese Nachricht jetzt für mich! Ich verwünschte meine einfältigen Vorurtheile, meine unzeitige Furcht vor der Verdammniß und alle thörichten Vorurtheile, welche mich einen Schritt thun liessen, den ich nun bereuen mußte. Der Pater Bernardo war mir besonders verhaßt, ich verbat mir daher seine fernern Besuche. „Gut," sagte er, „Frau Grässin, ich sehe, nicht Reue über Ihre Sünden, sondern Furcht vor Gottes Zorn war die Ursache Ihres Bekenntnisses; Ihre Buße war die Wirkung der Verzweiflung, und nicht Hoffnung auf Barmherzigkeit Gottes. Ich gehe, und bitte Gott, daß er Ihnen die Augen über Ihren Zustand öffne, dieser ist der gefährlichste, in wel-

chem sich ein Mensch befinden kann." Er ging, und kam nicht wieder.

Als ich meine Bedienten nach meinem Gemahl fragte, erfuhr ich, daß er gleich, als er mich das letzte Mal verlassen hätte, verreiset sey, und zwar in der Gesellschaft eines einzigen alten Bedienten, niemand wisse aber, wohin. Ich machte mir hierüber allerlei Gedanken, konnte aber nichts zu meiner Beruhigung finden.

Ich war nun wieder völlig hergestellt, und meine Bekannten fingen an, mich zu besuchen, und mir Glück zur Wiedererlangung meiner Gesundheit zu wünschen.

Ohngefähr acht Wochen nach der Entfernung meines Gemahls erhielt ich folgenden Brief von ihm:

Melana!

Melana!

Mit welchem Entzücken ſprach ich ſonſt Deinen Namen aus, aber welches Schaudern überfällt mich jetzt, ſo oft ich Deiner nur unwillkürlich gedenke. Ich ſollte Dich haſſen, ſollte Dich beſtrafen — aber ich kann nicht. Doch ich darf und will Dich nie wieder ſehen; kein Menſch in der Welt, auch meine Schweſter, auch der Obriſt nicht, ſoll wiſſen warum wir uns trennen. Mag man immerhin muthmaßen, was man will, Untreue auf Deiner Seite oder auf der meinigen, mag man mich oder Dich verdammen, wenn nur die wahre Urſache nicht an das Licht kommt. Aber in Neapel darfſt Du nicht bleiben — dazu habe ich meine Urſachen. Darum verlange ich, daß

Du mein Landgut bei Otranto beziehest. Ich habe dem Verwalter die gehörigen Befehle gegeben, und Du wirst daselbst als Gräfin von Viani behandelt werden. An nichts wird es Dir mangeln, und in der Stadt Otranto kannst Du, wenn Du willst, Gesellschaft und Zeitvertreib finden — aber um Dein selbst willen wünschte ich, daß Du die Einsamkeit wählen, und den Himmel wieder versöhnen möchtest; ich meine nicht die Einsamkeit in einem Kloster, wo die Scheinheiligkeit die Stelle der Gottesfurcht vertritt, sondern in der Entfernung von dem Geräusche der Welt, wo der Mensch seine Lage ruhig überdenken kann. O Melana, mußte es so weit kommen, mußte ich Dich von meinem Herzen reißen? Ach, wie blutet die Wunde! aber so will es das Schick-

sal — so will es die Religion, so Pflicht und Ehre.

Ich erwarte keinen Brief von Dir, und hoffe an Dich auch nie wieder schreiben zu müssen.

Fabio Graf Viani.

Nun war also mein Schicksal bestimmt; mein Gemahl trennte sich von mir, und ich konnte für nicht anders als recht ansehn, was er that, ich durfte selbst nicht einmal wünschen, daß er in meine Arme zurückkehrte. Wie solte ich ihn empfangen? Mit welcher Stien ihm entgegen kommen? Noch immer liebte ich den Grafen, aber ich fürchtete mich auch vor ihm, undso konnte ich die Entfernung von ihm nicht mehr verabscheuen, als eine abermalige Vereinigung mit ihm. Neapel war mir ohnehin zuwider, und daher

machte ich denn im Ernſt Anſtalten, auf das Landgut zu ziehen, das zu meinem Aufenthalt beſtimmt war.

Alle meine Bedienten ſtutzten, als ich ihnen bekannt machte, daß ich die Stadt verlaſſen, und in der Gegend von Otranto auf das Land gehen würde. Der Winter war ja in der Nähe, und im Winter ſind alle Vornehmen in der Stadt; da giebt es Bälle, Comödien, Maskeraden und allerhand Luſtbarkeiten, welche nicht verſäumt werden dürfen; ich wollte aber, ſo dachten meine Leute, wer weiß aus welcher Urſache keinen Theil daran haben; das ärgerte ſie alle, und einige forderten deswegen ſogar ihren Abſchied. Ich war es gern zufrieden, daß fortging, wer nicht bleiben wollte, und hatte hier Gelegenheit, diejenigen von meinen Bedienten recht kens

nen zu lernen, die es gut mit mir meinten.

Alle meine Bekannten machten große Augen, als ich ihnen meinen Entschluß, auf das Land zu gehen, bekannt machte. Sie konnten nicht begreifen, wie eine junge Dame den Winter außerhalb der Residenz zubringen könnte; es wurde darüber allerlei geredet; aber ich ließ jeden reden, was er wollte, und ging an den Ort meiner Bestimmung.

Zwanzigster Abschnitt.

Der Verwalter des Landguts empfing mich wie seine Gebieterin, und jedermann begegnete mir mit der größten Ehrfurcht; ich durfte nur befehlen, und war des strengsten Gehorsams versichert. Es war schicklich, daß ich den benachbarten Adel besuchte, und als ich in diesem Stück die

Etikette beobachtet hatte, erhielt ich fast täglich Gegenbesuche, so daß ich über lange Weile nicht zu klagen hatte. Ich hatte aber auch Zerstreuung nöthig, um meinen Kummer wo nicht zu unterdrücken, doch wenigstens zu betäuben. Daher fuhr ich bisweilen auch nach Otranto, wo einige Lustbarkeiten zu genießen waren, welche aber freilich gegen die zu Rom und Neapel sehr abstachen. Meine übrige Zeit brachte ich mit Lesen und Musik hin, und würde ganz glücklich gewesen seyn, wenn nicht die stäte Rückerinnerung an das, was ich verloren, an meinen geliebten Gemahl, alle meine Augenblicke verbittert hätte.

Ich hatte einem alten Manne zu Neapel, welcher ehedem in dem Hause Viani gedient hatte, Geld und den Auftrag gegeben, mir von Zeit zu Zeit Nachricht von

dem, was daselbst vorging und mich interessiren konnte, zu ertheilen. Der Alte hielt sein Versprechen, und schrieb mir oft, aber nie konnte er mir melden, wo der Graf sey. Es kämen, meldete er mir, dann und wann Briefe von ihm an den Haushofmeister, aber von diesem erführe Niemand ein Wort, und es schiene, als würde der Graf sobald nicht wieder nach Neapel kommen; einige sagten gar, er sey ein Mönch geworden, und lebe im Kloster.

So verging ein volles Jahr, ohne daß ich im Geringsten über meine und des Grafen Lage wäre beruhigt worden. Jetzt schrieb mir mein treuer Alter von Neapel, er habe einen Brief gelesen, den der Graf an den Haushofmeister geschrieben hätte; aus demselben hätte er ersehen, daß sich der Graf in Venedig und zwar bei dem

Signor Cantarini, seinem weitläuftigen Vetter, aufhalte, und wohl sobald Venedig nicht verlassen würde.

Schnell war mein Entschluß gefaßt, ich wollte nach Venedig reisen, und sehen was mein Graf machte. Unter meinen Bedienten war ein Deutscher, Namens Caspar, auf welchen ich meine Augen warf, daß er mich begleiten sollte; denn der Bursche konnte sich mit den übrigen Bedienten nicht vertragen, täglich kamen Klagen wieder ihn bei mir ein, und er selbst forderte seinen Abschied, um, wie er sagte, nach Deutschland zurück zu gehn. Ich wollte ihn also mit auf die Reise nehmen, und ihn zum Kundschafter gebrauchen, wozu er sich sehr gut schickte. In Venedig, dachte ich, könnte ich ihn immer verabschieden, er war ja da auch näher an seinem Vaterlande.

Ich gab alſo vor, ein Gelübde gethan zu haben, die h. Mutter Gottes zu Loretto zu beſuchen. Alle Betbrüder und Betſchweſtern von meiner Bekanntſchaft lobten und prieſen meinen frommen Vorſatz, und die Pfaffen gaben ihren Seegen dazu.

Ich reiſte wirklich ab, und zwar über Rom, wo ich mich einige Tage insgeheim aufhielt, und mir Mannskleider machen ließ. Meinen Caspar ließ ich gleichfalls anders kleiden, und befahl ihm, von nun an mich als ſeinen Sohn zu behandeln. Dem Kerl gefiel die Maskerade, denn er hoffte, daß eine Comödie zu ſpielen ſeyn würde, und dergleichen Dinge waren ſo recht ſeine Sache.

Wir kamen ohne einen verdrüßlichen Zufall nach Venedig, wo wir uns nicht weit von der Wohnung des Signor Cantarini einlogirten. Caspar ſprach ſchlecht

italieniſch, aber deutſch redete er fertig, ob er es aber rein ſprach, konnte ich nicht beurtheilen. Er gab ſich für einen deutſchen Edelmann aus, und niemand zweifelte an der Wahrheit dieſer Angabe; um ſie aber noch beſſer zu beweiſen, ſoff er ſich alle Tage voll, und fing alsdann unnöthige Händel und Zänkereien an. Ich war ſein Sohn, der von erſter Kindheit an in Italien erzogen worden war; auch dieſes glaubte man dem Großſprecher.

Nun ſollte Caspar wegen meines Gemahls ſpioniren, er that es und brachte mir bald Nachrichten.

Der Graf lebte anfangs ſehr eingezogen in dem Hauſe Cantarini, bald aber überließ er ſich dem Trunke und dem Spiele, beſuchte alle übelberüchtigte Häuſer, und ſchon war kein Bordell mehr in Venedig, wo er nicht bekannt geweſen

wäre, keine liederliche Dirne, mit welcher er nicht vertrauten Umgang gehabt hätte.

Diese Erzählung empörte mich; ich muß dieß selbst sehen, sagte ich, und kann es nicht glauben.

Caspar. „Sie können es noch heute sehen, wenn Sie wollen."

Ich. Wie so?

Caspar. „Ich habe gehört, daß heute eine Parthie im Bordell San Ruperto bestellt ist, dahin kommt der Herr Graf auch."

Ich. Ich sollte ins Bordell gehn?

Caspar. „Warum denn nicht? Sie sind ja eine Mannsperson, und Mannspersonen dürfen sich nicht schämen, solche Häuser zu besuchen"

Ich. Gut, führe mich hin.

Caspar. „Sobald es finster seyn wird, fahren wir auf einer Gondel dahin."

Es geschah, und ich fand meinen Gemahl bei einer Flasche Monte Fiascano in der Gesellschaft zweier Nymphen, welche ihn auf die ausgelassenste Weise beliebelten.

Beinahe hätte ich mich vergessen, und mich an den verworfnen Geschöpfen gerächt; aber ich hielt an mich, und wartete was es weiter geben würde.

Ich durfte nicht lange Beobachterin seyn, denn bald stand der Graf auf, nahm eine der Nymphen bei der Hand, und entfernte sich mit ihr.

Wer war das, fragte ein Offizier einen andern, den ich an seiner Kleidung für einen Advokaten erkannte?

Advokat. Das war der Graf Viani von Neapel.

Offizier. Der einst in französischen Diensten gestanden hat?

Advokat. Eben der.

Offizier. Ist er schon lange hier?

Advokat. Etwas über ein Jahr.

Offizier. Und seine Verrichtungen hier?

Advokat. Sind saufen, spielen, und Bordelle besuchen.

Offizier. Er ist wohl nicht verheirathet.

Advokat. Doch. Er soll eine sehr schöne Frau haben. Sonst hat er sie angebetet; aber man sagt, Madame habe ihn gekrönt, und darüber sey er davon gegangen, und krône sie nun wieder in den Bordellen zu Venedig. So viel ist gewiß, daß er das liederliche Leben bloß aus Verdruß

und Kummer treibt; denn als er hierher kam, war er ein Muster der Enthaltsamkeit, aber trübe Wolken lagen stets auf seiner Stirne, dieses merkten alle seine Bekannten, und leiteten ihn auf Wege, worauf man allen Trübsinn vertreiben kann.

Offizier. Kommt ihm denn seine Dame nicht nach?

Advokat. Bewahre! Die wird es zu Neapel eben nicht besser machen.

Der Graf kam zurück, und das Gespräch hörte auf. Er hatte das Nymphchen bei sich, und ließ eine kleine Mahlzeit auftragen, welche er mit ihr verzehrte. Ich verließ den Ort des schmutzigen Vergnügens, und begab mich in meine Wohnung, wohin mich tausend verworrene Gedanken begleiteten.

Mein Gemahl, sagte ich bei mir selbst, ist ein Raub der niedern Wollust und der Ausschweifungen des Saufens und Spiels geworden, weil er sich sonst nicht zu helfen wußte. Ich habe ihn dahin gebracht, mein unseliges Geständniß ist an seinem und meinem Verderben Schuld. Warum mußte ich auch gestehen? weil ich mein Gewissen zufrieden stellen wollte. Aber ist es denn auch zufrieden? Ich hätte nicht freveln sollen! Warum tödtete ich die unschuldige Morata und die Gräfin? Die Liebe zwang mich dazu: beide standen mir im Wege. Der Mensch strebt nach Befriedigung seiner Wünsche, und wenn ihn nichts mit Gewalt aufhält, so geht er immer weiter.

Mein Caspar, oder wie er sich zu Venedig schelten ließ, il Signor Cavaliere Caspari di Passendorfio e Ridehurgo,

hatte endlich sogar mit meinem Gemahl Bekanntschaft gemacht, und erfahren, daß er nichts mehr bejammre, als die Nothwendigkeit, von einer noch immer so geliebten Gattin getrennt zu leben; daß es ihm aber schlechterdings unmöglich sey, wieder zu ihr zurück zu kehren. Ich würde, hatte der Graf gesagt, alle göttliche und menschliche Rechte verletzen, wenn ich mich wieder mit Melana vereinigen wollte, ich müßte mich selbst als einen der größten Verbrecher verabscheuen. Ich liebe sie zwar noch, aber gewisse Vorstellungen, welche bei mir täglich stärker werden, haben diese Liebe schon sehr geschwächt, und ich hoffe sie ganz aus meinem Herzen zu tilgen.

Auf diese Nachricht sah ich nun, was mir bevor stand — ich sollte einen Gatten haben, und doch ewig eine Wittwe bleiben.

Venedig war mir nun zuwider, und ich verließ es, nachdem ich meinen Gemahl einigemal hinlänglich beobachtet hätte.

Auf der ersten Station mußten wir über Nacht bleiben; früh morgens war Caspar weder zu hören noch zu sehen, auch vermißte ich meine Börse. Ich konnte leicht schließen, daß der Niederträchtige dieselbe gestohlen, und sich damit davon gemacht hatte. Ich hielt es nicht für rathsam, den Schurken verfolgen zu lassen, da er um einige meiner Geheimnisse wußte. Zum Glück hatte ich noch Kostbarkeiten bei mir, welche ich verkaufte, und so viel Geld daraus lösete, als ich zu meiner Rückreise nöthig hatte. Ich kam auch glücklich auf dem Landgute an, und kein Mensch muthmaßte, daß ich an einem andern Orte, als zu Loretto gewesen wäre.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Ich ward täglich ruhiger, und je mehr ich an meinen Gemahl dachte, desto mehr verlor sich die Anhänglichkeit an ihn. Die Vorstellungen seiner Lebensart in Venedig schwächten am meisten meine Liebe gegen ihn.

Soll ich denn, sagte ich zu mir selbst, ewig um einen Mann trauern, der mich haßt, und sich auf ewig von mir trennt? Alles besitze ich ja, was zum fröhlichen Genuß desselben gehört: ich bin noch jung und reich, habe einen vornehmen Namen — und so sollte ich meine Tage vertrauern? Pfui, Melana, stoße die Freuden, welche sich dir anbieten, nicht muthwillig von dir.

Ich fand diese Gedanken gegründet, und fing an ihnen zu folgen. Ich war in

allen Gesellschaften, besuchte alle Bälle, Komödien und Redouten, hielt in meinem Hause Feste und Gastereien, kurz ich lebte, wie es einer Dame vom Stande zukömmt.

Niemand wunderte sich über die rauschende Lebensart, welche ich zu führen anfing, denn es gab in der Gegend mehrere vornehme Damen, die getrennt von ihren Männern lebten, denen man es gar nicht ansahe, daß sie häuslichen Verdruß gehabt hatten, im Gegentheil schienen sie äußerhalb des Cirkels ihrer Familie vergnügter und munterer zu seyn, als in demselben.

Jetzt mangelte es mir auch nicht an Liebhabern, sehr vornehme Herren vom geistlichen und weltlichen Stande beeiferten sich um meine nähere Freundschaft, aber ich verstand die Kunst, sie in den Schranken der Ehrerbietung zurück zu hal-

ten, ohne sie jedoch gänzlich abzuweisen, und schüchtern zu machen. Jeder mußte glauben, er hätte mehr Antheil an meiner Zuneigung, als alle andere, und keiner von allen hatte den geringsten.

Mein Gemahl war für mich dahin; aber wem sollte ich nun mein Herz schenken? Unter allen, die ich kannte, konnte ich keinen lieben.

In der Nachbarschaft meines Aufenthalts wohnte der Graf Anameri, dessen zweiter Sohn den Maltheſern diente, und seit kurzer Zeit Ritter geworden war. Sein Vater war darüber fast außer sich vor Freuden, und alle, welche den jungen Anameri kannten, rühmten seine vortrefflichen Eigenschaften, so daß ich begierig ward, ihn kennen zu lernen.

Seit sechs Jahren war der junge Ritter nicht zu Hause gewesen, jetzt aber soll-

te er kommen, und alle Anstalten zu seinem Empfang wurden gemacht. Er kam, und der ganze Adel der Gegend wurde zu einem Festin eingeladen, das ihm sein Vater zu Ehren gab. Ich war nicht vergessen worden, und fand mich sehr gern auf dem Schlosse Anameri ein.

Die vortheilhafte Idee, welche ich mir von dem Ritter gemacht hatte, wurde bei seiner Bekanntschaft noch übertroffen. Ich fand an ihm einen sehr liebenswürdigen Mann, und er kam mir bald noch liebenswürdiger vor, als mir sonst mein Gemahl geschienen hatte.

Dieser ist es, Melana, sagte ich zu mir selbst, der dein Herz besitzen muß.

Schon den folgenden Tag besuchte mich der Ritter in Gesellschaft seines ältern Bruders; er wolle, sagte er, sich erkundigen, wie mir der Ball bekommen

sey, aber seine Blicke sagten etwas anderes.

Unser Gespräch war anfänglich sehr unbedeutend, endlich erblickte der Ritter mein Clavier, und bat mich, ihm etwas vorzuspielen. Erst spät am Abend verliessen mich die beiden Herren.

Es vergingen kaum zwei Tage, so besuchte mich der junge Maltheser wieder, und brachte mir einige Musikalien, die er mir bei seinem vorigen Besuche versprochen hatte. Ich probierte sie auf der Stelle, fand sie vortrefflich, und dankte dem Ritter auf's Verbindlichste. Die Freude blitzte aus seinen Augen bei dem Lobe das ich seinem Geschmack ertheilte, und als ich ihn fragte, wie ich ihn dafür belohnen könnte, forderte er weiter nichts, als die Erlaubniß, mich bisweilen besuchen zu dürfen. Ich ertheilte sie ihm sehr

gern, und so schieden wir sehr vergnügt von einander.

Jetzt dacht ich selten mehr, und mit vieler Gleichgültigkeit an den Graf Viani, da mich der Maltheser ganz beschäftigte, und öfters schien es mir, als wenn mich mein Gemahl sehr beleidigt hätte, daß er sich von mir trennte.

Da ich sahe und überzeugt war, daß mich der Ritter liebe, so beschloß ich, den Ritter bald zu einem Geständniß zu bringen; denn bis jetzt hatte er seine Liebe zu mir noch mit keinem Worte offenbart. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald.

Eines Nachmittags war ich allein in einem Gartenhause, wo ich mich auf ein Sofa geworfen hatte, und in der italienischen Uebersetzung der Jungfrau von Or-

leans *) las, und so recht in der Stimmung einen Liebhaber anzuhören war. Auf einmal erschien der Maltheser, und indem er mir die Hand küßte, um Verzeihung wegen seiner Zudringlichkeit bat. Ich versicherte ihm, daß mir seine Gegenwart stets schätzbar sey, und bat ihn, sich neben mich auf das Sofa zu setzen. Er that es, und schwieg.

Fehlt Ihnen etwas, Herr Ritter, fragte ich ihn? Sie sind so still.

Ritter. „Ach Signora, wenn ich rede, werden Sie zürnen."

Ich. Reden Sie, Ritter, was wollen Sie mir sagen?

---

*) Sie ist 1764 ohne Druckort und ohne Namen des Uebersetzers herausgekommen, und schmutziger, als das französische Original selbst.

Ritter. „Etwas, das ich ewig bei mir verbergen sollte; aber es muß heraus, jetzt oder niemals. Signora, ich liebe Sie, und wenn ich Ihre Gegenliebe nicht erlangen kann, bin ich der elendeste Mensch auf der Welt."

Mit diesen Worten fiel er zu meinen Füßen, ergriff meine Hand, küßte sie, und benetzte sie mit Thränen. Ich sagte zu ihm in einem festen Tone:

Stehn Sie auf, Ritter; wenn jemand uns belauschte, was müßte man von uns denken?

Ritter. „Ach Signora, wenn Sie nicht zürnen, mag die übrige Welt thun, was sie will. Sind Sie böse, schönste Signora?"

Ich. Nicht im Geringsten; nur stehn Sie auf.

Ritter (aufstehend). „Sie sind also nicht böse?"

Ich. Nein, Ritter; ich sehe alles dieses nur für Scherz an.

Ritter. „Für Scherz? Nein, Signora, was ich sage und thue, ist kaum ein geringer Ausdruck dessen, was in meinem Herzen vorgeht."

Ich. Aber sie vergessen ja, wer Sie sind, und wer ich bin.

Ritter. „Sie haben Recht, Signora; aber ich muß mich erklären, und Sie müssen mich anhören, weil Sie mir Einwürfe machen. Ich bin ein Malteser; folglich kann ich nicht hoffen durch Liebe glücklich zu werden. Aber kann dieses Kreuz da auf der Brust, diese Brust da von ihren Empfindungen frei machen? Die Natur will, daß ich lieben soll, und ist stärker als alle Gelübde der Welt.

Der Orden von Malzha ist eine menschliche Einrichtung, die Liebe aber kommt von dem Schöpfer selbst her. Und Sie, Signora, Sie haben einen Gemahl, aber einen, der Ihrer unwürdig ist."

Ich. Woher wissen Sie das? Kennen Sie meinen Gemahl?

Ritter. „O ja, ich bin neulich in seiner Gesellschaft von Venedig nach Neapel gereist."

Ich. Mein Gemahl wäre in Neapel?

Ritter. „Allerdings. Er hat ein Freudenmädchen von Venedig mitgebracht, sie giebt sich für eine Dame von Stand aus, und Ihr Gemahl geht öffentlich mit ihr. Jederman ärgert sich über seine Aufführung, er allein aber scheint sich um die Urtheile der Welt nicht zu bekümmern."

Ich. Das kann ich unmöglich glauben.

Ritter. „Und doch ist es so. Ich hatte erfahren, daß er eine Gemahlin habe, und fragte ihn, ob er sich nicht nach ihr sehne? Aber er schwur hoch und theuer, daß er sie nicht mehr sehen wolle und dürfe. Sehen Sie, Signora, wir sind in gleichem Verhältniß; mir macht mein Gelübde die Liebe zum Verbrechen; Ihr Gemahl flieht Sie, und wendet sein Herz einer Unwürdigen zu. Sollen wir nun schmachten, und uns wegen des Eigensinns andrer die Freuden versagen, zu welchen uns Natur und Jugend einladen?"

Ich hatte gegen die Gründe des Maltheser wenig einzuwenden, und gestand ihm, daß er mir nicht gleichgültig sey, da

ward er kühner, und wir schieden von einander als Liebende.

Jetzt kam der Ritter fast täglich zu mir, und ich besuchte seine Familie ebenfalls oft. Die Nachbaren zischelten sich in die Ohren, aber Niemand wußte doch, wie wir eigentlich mit einander standen; denn wir beobachteten den äußerlichen Anstand sehr streng, und vermieden jeden Schein, woraus üble Nachreden mit Grund entstehen konnten.

Zwei und zwanzigster Abschnitt.

So vergingen ohngefähr sechs Monate, aber da wurde ich zu meinem größten Schrecken gewahr, daß der Umgang mit dem Maltheser Folgen hatte, die bald sichtbar werden mußten. Ich entdeckte mich ihm; er erschrack heftig, erholte sich

jedoch bald, und versprach Anstalten zu treffen, durch welche meine Schande vor den Augen der Welt unbekannt bleiben sollte.

Ich habe, sagte er, eine Schwester zu Benevento, welche mit ganzer Seele an mir hängt. Sie ist seit einem Jahre Wittwe, und sehr reich. Zu dieser will ich Sie bringen, meine Geliebte, da können Sie sich aufhalten, und hernach hier wieder öffentlich erscheinen. Wollen Sie sich meinen Vorschlag gefallen lassen?

Ich willigte ein, weil ich kein ander Mittel vor mir sahe, und mir der Rath des Ritters sehr gut schien. Zu meinen Bekannten sagte ich, daß ich nächstens nach Rom reisen würde, meine Freundin die Prinzessin Altieri zu besuchen, und man glaubte mir sehr leicht, da ich sogar Briefe von der Prinzessin zeigte, worin

dieſe mich dringend bat, ſie zu beſuchen. Die gute Julie hatte zwar erfahren, daß mein Gemahl entfernt von mir lebte, aber den Grund unſrer Trennung wußte ſie nicht. Sie fragte ſehr oft in ihren Briefen darum an, aber nie gab ich ihr eine hinreichende Antwort. Sie verlangte daher, mich ſelbſt zu ſehen, um in freundſchaftlichen Geſprächen das Geheimniß heraus zu bringen, welches ich, wie ſie glaubte, dem Papier vielleicht nicht anvertrauen wollte.

Ich reiſte in Begleitung einer einzigen Kammerfrau, welche um alle meine Geheimniſſe wußte, nach Benevento. Nicht weit von dieſer Stadt kam der Maltheſer zu mir, und brachte mich in das Haus ſeiner Schweſter.

Die Frau von Alora, ſo hieß dieſe Dame, war ohngefähr funfzig Jahr alt,

doch sahe man auf ihrem Gesichte noch deutliche Spuren einer verblühten Schönheit. Ihr Umgang war vortrefflich, und ihre Aeußerungen so herzlich, daß ich ihr mein ganzes Zutraun schenkte.

„Sie haben sich vergangen," sagte sie zu mir in einem sanften Tone, „aber jetzt ist keine Zeit zu Vorwürfen. Ich höre von meinem Bruder, Ihr Gemahl lebe mit ihnen in Uneinigkeit, und habe sich von ihnen auf immer getrennt. Dieses entschuldigt zwar in einiger Hinsicht Ihren Fehltritt; aber Sie müssen doch auch bedenken, daß sie eine Gräfin von Viani sind, und diese angesehne Familie nicht beschimpfen dürfen. Bleiben Sie daher ganz unbekannt mit der Stadt hier in meinem Hause, und wenn Sie wieder hergestellt sind dann gehen Sie nach Rom zu ihrer Freundin, und kehren, wenn Sie

es

es für gut finden, auf Ihr Landgut zurück. Ich hoffe, kein Mensch soll Ihre Umstände erfahren, die wenigen ausgenommen, welche darum wissen, aber gewiß schweigen werden."

Ich dankte der guten Dame für Ihre Freundschaft, und sie wieß mir ein Zimmer an, worin ich außer ihr und meiner Kammerfrau niemand sahe. Sie zwang den Ritter Benevento zu verlassen, und nach Hause zu reisen.

Im dritten Monat meines Aufenthalts zu Benevento gebar ich ein todtes Kind; der Arzt versicherte, es sey viel zu zeitig gekommen, und erklärte daher auch die heftige Krankheit, in welche ich fiel. Die edle Schwester meines Geliebten versäumte nichts, was mir an Pflege und Vorsorge nöthig seyn konnte; und da der Arzt sie von der Gefahr unterrichtete,

worin ich mich befand, mußte auch ein Geistlicher herbei, welcher mir so scharf zusetzte, als der Kapuziner zu Neapel. Aber ich war keine Närrin mehr, Dinge zu beichten, welche jedermann, auch den frommen Priestern verborgen bleiben mußten.

Meine gute Natur siegte auch dießmal über das Uebel, und ich wurde wieder hergestellt.

Jetzt reiste ich in Gesellschaft der Frau von Alora nach Rom und besuchte meine Freundin Julie Altieri. Sie empfing mich mit ihrer gewöhnlichen Herzlichkeit, aber ihr Gemahl war und blieb sehr zurückhaltend gegen mich. Die Geschichte, daß mein Gemahl sich von mir getrennt habe, war in Rom bekannt geworden, und als die römischen Müßiggänger beiderlei Geschlechts erfuhren, daß ich da war, strömt-

ten sie herbei, um wie sie sagten, mich zu bewillkommnen, im Grunde aber, um ihre Neugierde zu befriedigen, und eine Dame zu beäugeln, welche der Mann verlassen hat. Viele erschienen bei mir, welche gleiches Schicksal hatten; denn die eigenmächtigen Ehescheidungen sind in Rom, wie in ganz Italien, an der Tagesordnung.

Als wir endlich von den vielen Besuchen erledigt waren, und die nöthigsten Gegenvisiten abgestattet hatten, nahm mich Julie allein, fiel mir mit Thränen um den Hals, und weinte überlaut.

„Liebe, beste Melana, liebe Schwester; sag was hat Uneinigkeit in eure Ehe gebracht? Welcher böse Geist hat euch entzweit?"

Ich war sehr gerührt, und konnte nicht antworten.

„Nicht wahr, Schweſter, es iſt eine Untreue begangen worden? Untreue von einer Seite hat das ſchöne Band aufgelöſt!"

Ich. Keine Untreue von meiner Seite hat Deinen Bruder von mir entfernt.

Julie. „Ich glaube es, liebſte Freundin, ich glaube es gern. Mein Bruder iſt bundbrüchig geworden, er hat dich beleidigt, nicht ſo, Melana?"

Ich. Ich kann und darf mich nicht erklären.

Julie. „Ach, es iſt nur zu gewiß. Aber Du, Melana, mußt meinem Bruder vergeben, mußt den erſten Schritt zur Wiedervereinigung thun."

Ich. Unmöglich, Julie, unmöglich kann ich das.

Julie. „Nun so will ich es für Dich thun, ich muß das gute Vernehmen wieder unter euch herstellen."

Ich bat Julien, ich beschwor sie hoch und theuer sich ja nicht darein zu mischen, ich versicherte ihr, daß alles vergebens sey, daß unsre Aussöhnung nimmermehr geschehen könne; sie blieb aber unbeweglich, und noch denselben Tag schrieb sie einen Brief an den Graf Viani, dessen Inhalt leicht zu errathen ist. Sie las den Brief ihrem Gemahl vor, dieser zuckte die Achseln, und sagte mit einem schnellen bedeutenden Blick nach mir: ich zweifle, daß Du etwas bewirken wirst, liebe Julie, und ging ohne Juliens Gegenrede abzuwarten, aus dem Zimmer.

Julie verlangte, daß ich bei ihr bleiben sollte, bis unsre Versöhnung zu Stande gebracht seyn würde, aber ich wider-

ſetzte mich dieſer Zumuthung, und drang auf meine Abreiſe, der Prinz Altieri unterſtützte mich wider ſeine Gemahlin und dieſe mußte endlich nachgeben.

Ich kam nach einer Abweſenheit von acht Monaten wieder auf meinem Landgut an, und fand alles, wie ich es verlaſſen hatte.

Der Ritter Anameri war nicht mehr in der Gegend, er hatte auf Befehl des Großmeiſters ſeines Ordens ſich nach Maltha begeben müſſen um auf einer Galeere zu kommandiren, welche wieder die Corſaren auslaufen ſollte. Dieſer Seedienſt währt bei den Rittern von Maltha niemals lange, und nach Endigung ſeiner Dienſte hatte er verſprochen, wieder zu ſeinen Aeltern zu kommen. Da er ſchon ſechs Monate fort war, hatte ich die Hoffnung, ihn bald wieder zu ſehn.

Drei und zwanzigster Abschnitt.

Nicht lange nach meiner Rückkunft auf dem Landgut, erhielt ich von meinem Gemahl folgenden Brief:

Madame!

Als Sie dem Tode nahe waren, und mir jene schreckliche Beichte ablegten, schwur ich hoch und theuer, Sie nicht zu verrathen, und Ihr Verbrechen der Welt und dem rächenden Arm der Obrigkeit zu verbergen. Ich habe mein Wort gehalten, und werde es ferner halten; jene schwarze Thaten sollen wenigstens durch mich nicht an das Licht des Tages kommen. Aber Sie hatten noch nicht genug, mich zum unglücklichsten aller Menschen gemacht zu haben, Sie mußten mich und meine

ganze Familie noch aufs ärgste beschimpfen. Ihr Umgang mit dem Malteserritter ist mir bekannt geworden, aber auch die Folgen davon; ich und noch mehrere wissen, warum Sie nach Benevento gereist sind, und was daselbst geschehen ist. Ich könnte mich an Ihnen rächen, aber ich will es nicht thun, Sie sollen verschont werden, nur fordre ich, daß Sie den Namen einer Gräfin von Viani sogleich ablegen, und einen andern annehmen, dessen Wahl ich Ihnen überlassen will. Ich habe schon in den Zeitungen bekannt gemacht, daß Sie das Prädikat von Viani nicht mehr führen, jetzt belehren Sie das Publikum, wie Sie ferner heißen wollen. Das Landgut, worauf Sie wohnen, schenke ich Ihnen, und werde Ihnen den Schenk-

brief nächſtens zuſchicken, ſobald ich wiſſen werde, wie ihr Name in Zukunft ſeyn ſoll.' Ich gönne Ihnen wahrlich nichts Böſes und verſichere, daß ich Sie ſehr aufrichtig geliebt habe, und daß ſie meinem Herzen ſehr theuer geweſen ſind.

Fabio Graf Viani.

Dieſer Brief erſchütterte mich ſehr, aber längſt hatte ich mir, was er enthielt, und noch ärgere Dinge vorgeſtellt. Ich ſtellte hierauf ein großes Feſt an, wozu ich den ganzen Adel aus der Stadt und vom Lande einlud, und dabei erklärte, gewiſſe unangenehme Familienverhältniſſe hinderten mich, den Namen Gräfin von Viani länger zu führen, ich würde ihn alſo ablegen, und mich fernerhin Frau von Roſſano nennen. Die Geſellſchaft

ſtutzte bei dieſer Erklärung und einige waren ſehr neugierig, die Urſache davon zu erfahren. Ich bat aber nicht in mich zu dringen, und meine Namens Veränderung zu genehmigen. Iſt, ſetzte ich lächelnd hinzu, meine Herrn und Damen, die Gräfin von Viani Ihre Freundin geweſen, ſo wird es gewiß die Signora di Roſſano auch ſeyn, dieſe hat nichts verloren, was jene beſeſſen hatte.

Man war damit zufrieden, und trank auf das Wohlſeyn der Signora di Roſſano.

So vergingen wieder einige Monate, und ich freute mich ſchon auf die Ankunft des Maltheſers, welcher alle Stunden erwartet wurde, als eines Tags der Präſident der königlichen Commiſſion mit noch zwei andern Herren und einem Sekretair bei mir eintraten.

„Erſchrecken Sie nicht, Signora, wir ſind zwar in verdrüßlichen Geſchäften hier, aber wir werden Sie gewiß nicht beleidigen. Ihr Herr Gemahl hat eine Eheſcheidungsklage wider Sie bei dem geiſtlichen Gericht zu Neapel angebracht. Dieſe Eheſcheidungsklage gründet ſich aber auf den Beweis eines Ehebruchs von Ihrer Seite; nun ſind wir hier zu fragen, ob Sie den 6. künftiges Monats zu Neapel vor Gericht erſcheinen, und ſich daſelbſt vertheidigen wollen, oder ob Sie lieber alles zugeben, und ſich ſcheiden laſſen. Erklären Sie ſich, Signora, denn ich muß Ihre Erklärung einſchicken."

Ich erklärte ihm geradezu, daß ich nicht erſcheinen, und mich nicht vertheidigen wurde.

„Da thun Sie recht, Signora," verſetzte der Präſident, daß Sie nicht erſchei-

nen; denn ſchwerlich würde ihr Gemahl wieder zu Ihnen kommen, wenn er Sie auch des Ehebruchs nicht überführen könnte. Aber wie leicht könnte der Beweis, den er führen muß, ſchlecht für Sie ausfallen, und alsdann wären Sie doppelt beſchimpft."

Der Sekretair ſetzte ſich, ſchrieb meine Erklärung, vor dem geiſtlichen Gericht zu Neapel nicht zu erſcheinen auf einen groſſen Bogen Stempelpapier. Als er fertig war, las mir der Präſident den weitläuftigen, in dem unausſtehlichſten juriſtiſchen Kanzelſtyl abgefaßten Aufſatz vor, und bat mich dann, ihn zu unterzeichnen. Ich verſagte meine Unterſchrift hartnäckig. „Nun gut," ſagte er ganz gelaſſen, „ſo unterzeichne ich, die beiden Herren da und der Sekretair, wir ſind hinlänglich die Aechtheit dieſes Papiers und deſſen In-

halts zu erhärten. Leben Sie wohl, Signora."

Nicht lange hernach erhielt ich einen weitläuftigen Auszug aus den Protokollen des geiſtlichen Gerichts zu Neapel mit dem Ausſpruch deſſelben in meiner Sache. In den Protokollen war der Maltheſer als mein Verführer und als Vater eines im Ehebruch erzeugten Kindes angegeben, und nach der Sentenz war meine Ehe mit dem Graf Viani gänzlich aufgehoben, ſo daß ihm das Gericht nach einer vom Pabſte erhaltnen Dispenſation erlaubte, ſich wieder zu verheirathen, welches ſonſt in der römiſchen Kirche ſelten geſchieht, weil man daſelbſt die Ehe für ein Sakrament hält *).

*) Doch iſt es oft genug für baares Geld geſchehen; in Frankreich geſchieht es noch immer ohne Geld.

Die Untreue hatte ich dem Graf vergeben, als er zu Venedig mit feilen Mädchen umging, es hatte mich auch nicht gekränkt, daß er zu Neapel gleichsam öffentlich ein solches Mädchen unterhielt; aber es empörte mich, daß er sich die Erlaubniß, sich wieder zu verheirathen, ausgewirkt hatte. Ich sollte verstoßen seyn, und eine andre sollte Gräfin Viani heißen. Dieser Gedanke war mir unerträglich, und ich beschloß alles anzuwenden, um Rache zu üben, wenn der Graf von der erhaltnen Erlaubniß Gebrauch machen sollte.

Ich unterhielt daher mit meinem Alten zu Neapel fleißigen Briefwechsel, aber ob mir dieser gleich alle Kleinigkeiten meldete, welche den Graf Viani angingen, so war doch keine einzige darunter, woraus ich hätte schließen können, daß er sich wieder vermählen wollte.

Folgender Brief, den Julie an mich ſchrieb, rührte mich ſehr.

Liebe Melana!

Ich ſollte Dich für ein meiner Freundſchaft unwürdiges Geſchöpf halten, ſo will es mein Gemahl, mein Bruder und meine ganze Freundſchaft — aber ich kann und will nicht. Man beſchuldigt Dich, Du habeſt unſrer Familie durch Ausſchweifungen einen unauslöſchlichen Schandfleck angehängt; man will mir die deutlichſten Beweiſe darlegen, um mich von Deiner Strafbarkeit zu überzeugen, aber ich mag die Beweiſe nicht hören, mag die Sache nicht unterſuchen, um wenigſtens noch in Ungewißheit zu bleiben, und Dich nicht ſchuldig zu finden. Aber die Welt verdammt Dich, und Du

kennſt die Welt. Unſer Umgang muß aufgehoben werden, Melana, unſer Briefwechſel muß ebenfalls aufhören — ſonſt würde die Welt eben ſo von mir urtheilen, wie ſie von dir urtheilt, und bedenke, Melana, wie unglücklich ich ſeyn würde. Indeſſen bleibt Dir mein Herz immer, und meine ſtille, jetzt aber leider unthätige Freundſchaft bleibt Dir auch. Ich habe viel um Deinetwillen leiden müſſen, ich werde noch viel leiden; denn ich werde Dich immer vermiſſen. Ach Melana, was haſt Du gethan? was haſt Du nicht gethan? — Lebe wohl, ich kann nicht weiter ſchreiben; mein Herz bleibt Dir auf ewig.

Julie Altieri.

So war alſo auch Julie für mich verloren! Ich bedauerte es, konnte aber doch

doch nicht anders, als das Betragen dieſer edeln Freundin bewundern, welche ſo viel für mich gethan hatte, und mir zu einer Zeit noch ihre Freundſchaft erhielt, wo ſie alle Urſache hatte, mich zu haſſen.

Unterdeſſen ſchrieb ich einige Mal an meinen alten Bekannten zu Neapel, aber die Antworten blieben aus. Ich wunderte mich ſehr darüber, denn der alte Mann war immer ſehr pünktlich im Antworten geweſen. Ich erkundigte mich daher bei meiner ehemahligen Rätherin, und dieſe meldete mir, der Alte ſey vor einigen Monaten geſtorben. Jetzt war ich in Hinſicht der Nachrichten über den Graf Viani in der größten Verlegenheit; ich nahm daher meine Zuflucht zu der Räthe-rin, und durch dieſe erhielt ich Berichte, welche freilich nicht ſo vollſtändig und deutlich waren, als jene, welche ich von

der Hand des alten Correſpondenten zu erhalten gewohnt war.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Der Maltheſer ward nun täglich erwartet, aber er blieb länger, als ich und ſeine Anverwandten gedacht hatten; darüber kamen wir denn alle in die größte Verlegenheit, und wußten nicht, was wir von dieſer Verzögerung ſagen ſollten. Er hatte uns gemeldet, daß er vom Großmeiſter ſeines Ordens die Erlaubniß erhalten habe, den Winter bei ſeinen Aeltern hinzubringen, wir hatten auch erfahren, daß er wirklich in Neapel angekommen war; warum kam er aber nicht? Dieſe Frage ängſtigte mich vorzüglich. Aber ich wurde gar bald auf die ſchrecklichſte Weiſe aus meiner Ungewißheit geriſſen.

Ich saß eines Abends ganz allein auf meinem Zimmer, und dachte an mein trauriges Schicksal, als man einen Fremden anmeldete. Ich befahl ihn herein zu lassen, und erkannte sogleich den alten Guastaldi, welcher in des Grafen Viani Diensten stand, und von demselben vorzüglich geschätzt worden war. Ich erschrack, faßte mich aber, und fragte ihn, woher er käme, und was er wollte?

„Ach, gnädige Frau," erwiederte der Greis, „ich komme von Neapel, mein Herr hat mich fortgejagt, und jetzt muß ich betteln."

Ich. Dein Herr hat Dich weggejagt? Er war Dir doch sonst sehr gewogen.

Guastaldi. „Ja wohl, Signora; aber um Ihrentwillen habe ich mein Brod verloren."

Ich. Um meinetwillen?

Guaſtaldi. „Sehen Sie, Signora, ich war Ihnen immer ſo gut, daher konnte ich denn nicht leiden, daß mein Herr Sie ſo ſchnöde behandelte, ſich Maitreſſen hielt, und nach Ihnen nicht mehr fragte. Da redete ich ihm denn zu, aber umſonſt. Er befahl mir immer zu ſchweigen, und fluchte mir alles Böſe an den Hals, wenn ich nur ein Wort von Ihnen redete. Endlich ließ er ſich gar ſcheiden; da platzte ich denn heraus, und ſchalt ihn einen Ehebrecher. Aber mein Herr hörte nicht auf mich, und jagte mich aus dem Hauſe unter den fürchterlichſten Drohungen, wenn ich mich unterfangen würde, wieder dahin zu kommen."

Ich. Armer Mann! Doch ſo lange ich Brod habe, ſollſt Du nicht darben. Du verließeſt alſo Neapel?

Guaſtaldi. „Nicht gleich; ich ſuchte eine Herrſchaft, und trat in die Dienſte eines Maltheſer Ritters.“

Ich (neugierig). Und der hieß?

Guaſtaldi. „Er hieß Anameri, und iſt in der hieſigen Gegend zu Hauſe geweſen.“

Ich (erſchrocken). Geweſen?

Guaſtaldi. „Ja, geweſen, Signora. Hören Sie weiter. Mein neuer Herr machte Anſtalten, nach Hauſe zu reiſen, als er am letzten Tage vor ſeinem Abgang aus Neapel noch einen Freund auf einer benachbarten Villa beſuchen wollte. Ich begleitete ihn, wir trafen aber den Herrn, dem der Beſuch gelten ſollte, nicht an, und ritten zurück. Als wir unterwegs einmal einkehrten, trafen wir Ihren geweſenen Gemahl. Dieſer erblickte nicht ſobald den Ritter, als er aufſprang, ihn

einen Verführer und Ehebrecher schalt, und mit dem Degen auf ihn eindrang. Der Ritter redete kein Wort, zog aber seinen Degen, und vertheidigte sich sehr tapfer. Aber das Schicksal wollte seinen Tod. Er sank in der Brust verwundet dahin, und sein letztes Wort war Ihr Name, Signóra.“ Ach, theure Melana, könnte ich Dich noch einmal sehn! so sagte er, und gab seinen Geist auf. Der Graf, und seine Begleiter nahmen die Flucht, ich aber eilte in die Stadt und theilte die traurige Nachricht einem Freunde meines guten Herrn, dem Ritter Castagnetta mit, welcher ihn zur Erde bestatten ließ, nachdem die gewöhnlichen obrigkeitlichen Untersuchungen geschehen waren.“

Man stelle sich die Empfindungen vor, welche mich bei dieser Erzählung durchdrangen. Ich konnte dem ehrlichen Gua-

ſtaldi kein Wort antworten, und begab mich in ein andres Zimmer, wo ich mich einſchloß und heftig weinte. Jetzt fühlte ich erſt recht, wie ſehr ich den Ritter liebte, und wie unglücklich ich durch ſeinen Verluſt geworden war.

Einige Tage vergingen unter den ſchmerzhafteſten Gefühlen, aber dann ermannte ich mich wieder, und ſchwur den Tod meines Geliebten zu rächen, ſollte es auch mein Leben koſten. Doch wollte ich erſt abwarten, was die Familie des Entleibten thun würde, ob dieſe vielleicht Rache üben, und den Mörder verfolgen würde. Um mich davon zu unterrichten fuhr ich auf das Schloß Anameri, nachdem ich alles angewendet hatte, um unbefangen zu ſcheinen. Die Familie war nicht zu Hauſe, und ich mußte nach mei-

ner Wohnung zurückkehren, ohne meine Absicht erreicht zu haben.

Den folgenden Tag kam Signor Anameri, meines ermordeten Geliebten älterer Bruder zu mir. „Sie wollten uns gestern besuchen, Signora, sagte er, aber es war recht gut, daß meine Aeltern nicht zu Hause waren. Mein Vater urtheilt zwar richtiger von der Sache, aber meine Mutter sieht Sie als die Ursache des traurigen Todes ihres Sohnes an."

Ich (erstaunt). Mich als die Ursache des Todes Ihres Bruders?

Er. „Ja, Signora. Aber freilich können Sie eigentlich nichts dafür, mein Bruder ist gewissermaßen selbst Schuld an seinem Verderben, er hat nicht schweigen können, und so ist sein Verständniß mit Ihnen Ihrem Gemahl verrathen worden.

Doch muß ich Sie recht sehr bitten, nicht mehr auf unser Schloß zu kommen."

Ich. Ihr Wunsch soll erfüllt werden; aber was werden Sie thun, um Ihres Bruders Tod zu rächen?

Er. „Wir werden seinen Mörder gerichtlich verfolgen."

Ich. Aber auch mit Wirkung?

Er. „Daran zweifle ich freilich. Der Graf Viani hat mächtige Freunde; und leider achtet man im Neapolitanischen einen Mord im Duell für eine Kleinigkeit."

Ich. Aber es giebt ja noch andre Mittel.

Er. „Ich kenne sie alle. Billig sollte sich einer aus unsrer Familie mit dem Grafen duelliren; aber mein Vater ist zu alt, und hat zu steife moralische Grundsätze, als daß er dieses thun könnte.

Ich bin gelähmt, mein rechter Arm wurde mir vor einigen Jahren entzwei geschossen, und ist nicht mehr im Stande den Degen zu führen. Außer mir und meinem Vater hat der Gemordete keinen Rächer in seiner Verwandtschaft."

Ich. Aber — — —

Er (einfallend). „Aber, wollen Sie sagen, es giebt ja noch Banditen, welche man dingen kann, und welche für einige Dutzend Dukaten den Grafen in die Ewigkeit schicken. Aber verflucht sey ein solches Mittel! Wir gehen den Gang der Justiz, steht uns diese bei, so wird der Graf wenigstens exilirt, steht sie uns aber nicht bei, je nun, so überlassen wir die Sache dem allgemeinen Richter."

Er verließ mich nun, und meine Rachsucht war nur noch mehr durch ihn und seine Vorstellung angefacht worden.

Ich gab meinem alten Guaſtaldi Geld, um nach Neapel zu reiſen, wo er ſich ganz in der Stille aufhalten, ſich nach dem Grafen erkundigen, und mir alle Wochen Nachricht geben ſollte. Da erfuhr ich denn, daß der Graf wirklich bei dem Criminalgericht angeklagt worden war, und daß man in der Stadt ſehr verſchieden über ſein Schickſal urtheilte; aber nach einigen Monaten ſchrieb mir Guaſtaldi, der Graf ſey völlig losgeſprochen, und nur zu einer Geldſtrafe verurtheilt, deren Ertrag an die Kirche des h. Januarius gewendet werden ſollte.

Ich ärgerte mich ſehr, daß dem Grafen wegen des an dem Maltheſer verübten Mordes nichts Schlimmres wiederfahren war, aber was ich nun erzählen werde, konnte ich gar nicht ertragen; dieſes hat mich denn auch zu einer That beſtimmt, an

welche ich noch jetzt mit Schaudern und Entsetzen zurück denke; denn hier handelte ich blos aus Rachsucht, ohne den geringsten Vortheil für mich zu bezwecken *).

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

Endlich meldete mir mein alter Guastaldi, der Graf sey von Rom, wohin er gereist war, zurück gekommen, und habe

---

*) Melana hat Unrecht. Das Vergnügen einer gesättigten Rachsucht ist selbst ein grosser Vortheil und das süßeste Vergnügen, welches der Mensch empfinden kann, wie Juvenal sagt;

vindicta bonum vita jucundius ipsa.

Diese Anmerkung war von einer fremden Hand in englischer Sprache auf den Rand des Manuscripts geschrieben. Man merkt dieses deswegen an, damit der Leser dem Herausgeber dieser Geschichte die Gesinnungen nicht beimesse, welche die Anmerkung zu enthalten scheint.

eine Braut mitgebracht, dieſe ſey eine gewiſſe Signora Olandini. Bei dieſer Nachricht erſtarrte mein Blut in den Adern. Maria Olandini, ſchrie ich, meine Nachfolgerin, Gräfin von Viani! Wie raſend lief ich im Hauſe herum, und wiederholte unter Flüchen und Verwünſchungen den Namen Maria Olandini.

Unter meinen Bedienten war einer, Namens Picio, welcher alle ſeine Kameraden an Verſchlagenheit und Gewandtheit weit hinter ſich ließ, übrigens aber ſeine Dienſte ſehr genau verrichtete, und ſich nie, ſo lange er bei mir war, des geringſten Verſehens ſchuldig gemacht hatte. Einmal ſprach ein Edelmann aus Dalmatien bei mir ein; Picio wartete bei Tiſche auf, und mein Gaſt ſchien ihn ſehr genau zu beobachten. Nach Tiſche fragte mich der Edelmann, wie mein Bedienter heiße.

Ich sagte ihm, er heiße Picio. „Fast möchte ich glauben, dieser Mensch wäre einer von den Banditen, welche vor einigen Jahren zu Triest sollten gehangen werden; aber jener Kerl hieß nicht Picio, sondern Weyand, und war ein geborner Deutscher. Ich kann zwar nicht für gewiß sagen, daß ihr Picio jener verrufene Weyand sey, der sich der Strafe durch die Flucht entzogen, aber nehmen Sie sich doch in Acht vor ihm, man kann nicht wissen, was so ein Mensch im Schilde führt." Ich nahm den Rath des Dalmatiers an, und fragte meinen Bedienten nach seinem Vaterland und andern Umständen. Ganz unbefangen ließ er sich examiniren, und berichtete mir, er sey von Modena gebürtig, sein Vater sey ein Schlosser gewesen, lebe aber nicht mehr; er selbst habe das Schlosserhandwerk er-

lernt, ſey aber in die Dienſte eines Engländers getreten, und nach deſſen Tod in die meinigen. Alles dieſes bewieß er mir durch Atteſtate, und ſo hatte die Unterſuchung ein Ende.

Aber Picio äußerte zuweilen gewiſſe Geſinnungen, woraus ich muthmaßen konnte, daß er zu einer kühnen That möchte zu brauchen ſeyn. Schon wollte ich ihn ſondiren, als er mir zuvorkam.

„Gnädige Frau," ſagte er eines Morgens zu mir, als er mich im Garten in einer Allee allein antraf, „Sie haben, wie es ſcheint, einen Kummer auf Ihrem Herzen, welchen Sie nur mit Mühe verbergen können."

Ich. Ach, nichts in der Welt kann meinen Schmerz lindern; ich ſelbſt am allerwenigſten.

Picio. „Das wäre seltsam. Aber, gnädige Frau, was ist es denn, was Sie so ängstigt?"

Ich. Beleidigt bin ich, lieber Picio, schrecklich beleidigt. Mein Gemahl hat mich verstoßen, und setzt eine andere an meine Stelle.

Picio. „Das fordert Rache, Signora."

Ich. Ja, Picio, Rache fordert es, blutige Rache — aber ich habe ja keinen Rächer.

Picio. „Signora, Ihr treuer Picio hat noch einen Arm zu Ihren Diensten."

Ich. Du wolltest —

Picio. „Ihren untreuen Gemahl durchbohren, wenn Sie es verlangen, aber auch meinetwegen könnte, und sollte ich es thun; er hat ja meinen treuen Monvillero zu Venedig auf das Rad gebracht.

Ja

Ja mein Nonvillero auch Du sollst gerächt werden! Befehlen Sie, Signora, und der treue Picio gehorcht."

Ich. Du sprichst ja, als ob Dir eine solche That nichts ungewohntes wäre.

Picio. „Ja, Signora, ich gestehe es Ihnen, ich habe sonst das Gewerbe eines Banditen getrieben; aber in Venedig, wohin ich mich mit einigen meiner Freunde gewendet hatte, wurde unsre Gesellschaft heftig verfolgt, und durch die Bemühungen Ihres Gemahls wurde der gute Nonvillero ergriffen, und gerädert. Ich entkam mit genauer Noth, und rettete mich in diese Provinzen, und nahm Dienste bei Ihnen; denn ich hoffte, daß Ihr Gemahl Sie besuchen würde, und bei dieser Gelegenheit gedachte ich ihm seinen Lohn zu geben. Aber ich sehe wohl, daß dieses nicht geschehen wird, und muß ihn also

'ſelbſt aufſuchen. Was meinen Sie, gnädige Frau?"

Ich antwortete Picio kein Wort, und ging langſam nach meinem Zimmer; ich glaubte, er würde mir folgen, aber er that es nicht. Bei Tiſche, wo er aufwartete, war er ganz unbefangen. Nach dem Eſſen ließ ich ihn im Gartenhauſe etwas arbeiten, und war allein bei ihm, aber er ſchien alles vergeſſen zu haben, was den Morgen zwiſchen uns beſprochen worden, er ſprach viel, aber blos von andern Gegenſtänden. So gingen mehrere Tage hin. Endlich wurde mir die Zeit zu lange, zumal da ich erfahren hatte, daß ſich der Graf in kurzem mit der verhaßten Maria Olandini verbinden würde. Ich fragte alſo Picio, „erinnerſt Du dich noch an unſer neuliches Geſpräch im Garten?"

Picio. „O ja, gnädige Frau."

Ich. Und Deine Gesinnungen?

Picio. „Sind noch dieselben."

Ich. Warum führst Du sie nicht aus?

Picio. „Weil ich in Ihren Diensten stehe. Ein ehrlicher Kerl thut nichts ohne die Erlaubniß seiner Herrschaft."

Ich. Du hast diese Erlaubniß.

Picio. „Gewiß, Signora?"

Ich. Gewiß!

Picio. „Gut denn, Sie sollen sehn, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, der etwas ausführen kann. Aber was verdiene ich, wenn ich es glücklich ausführe und zurück komme?"

Ich. Tausend Zechinen.

Picio. „Gut, gut; aber hundert auf Abschlag!"

Ich. Du sollst sie haben.

Picio. „Wie steht es denn mit der Signora Maria Olandini, Ihrer würdigen Nachfolgerin?"

Ich. Das überlasse ich Dir.

Picio. „Sollen bedient werden, Signora, ich weiß schon, was Sie sagen wollen; nämlich die Frau Gräfin von Viani kann unmöglich leiden, daß ein andres Frauenzimmer ihren Namen führen will. Nicht wahr, Signora?"

Ich. Du hast es errathen.

Picio. „O aufs Errathen verstehe ich mich. Nun geben Sie mir die hundert Zechinen, und verlassen Sie sich auf mich."

Ich zahlte ihm das geforderte, und glaubte er würde sich sofort auf den Weg

machen; aber er blieb noch einige Tage, vermied alle Gelegenheit mit mir allein zu seyn, und verschwand erst nach fünf Tagen, und zwar so, daß ihn niemand auf der Villa noch in der Nachbarschaft entweichen sah.

Alle meine Leute wunderten sich sehr über Picio's Entfernung, ich selbst stellte mich, als wenn mich dieser Zufall äußerst befremdete, und wartete insgeheim auf den Ausgang der Sache.

Dann und wann hatte ich das Herz über mein Betragen gegen den Grafen zu moralisiren, und fand, daß er mehr Unrecht hatte, als ich. Ich hatte Grund genug mich zu rechtfertigen, und das zu unterdrücken, was mir mein Gewissen vorzuhalten anfing. Ich hatte seine Braut und seine Mutter aus der Welt geschafft; aber das war ja aus Liebe zu ihm

geſchehn. Die Braut hatte er ſelbſt nie geliebt, und den Tod der Gräfin hatte er gewünſcht, weil er ſie als Hinderniß unſrer Vereinigung anſah; ich hatte ihn alſo nicht beleidigt. Daß ich ihm untreu ward, konnte man mir nicht verdenken. Er wollte mich fernerhin nicht mehr als ſeine Gattin erkennen — er hatte Gemeinſchaft mit feilen Dirnen zu Venedig gemacht, hatte ſogar eine ſolche als ſeine Maitreſſe in Neapel aufgeführt: ſtand mir nicht das Recht zu, Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Endlich hatte mich der Graf durch ſeine Scheidung, durch die öffentliche Erklärung, daß ich die Ehe gebrochen habe und durch ſeine Anſtalten, eine neue Verbindung mit Maria Olandini einzugehn, auf das grauſamſte mißhandelt, und ſollte eine ſolche Mißhandlung nicht den Tod verdienen, zumal da er auch mei-

nen Geliebten den Maltheſer gemordet hatte? Die Gründe reichten vollkommen zu, alles zu unterdrücken, was mir das innere Gefühl über meine That ſagen konnte, und mein Gewiſſen vollkommen zu beruhigen. Die Leſer meiner Geſchichte mögen von mir denken, was ſie wollen, wenigſtens müſſen ſie mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich nie ohne Gründe gehandelt habe, und nichts weniger als unbeſonnen und leichtſinnig in meinem Verfahren geweſen bin. Jeder Menſch hat ſeine eignen Grundſätze, folglich auch ſeine eigne Moral, und wer nur conſequent zu Werke geht, der glaubt gar zu leicht immer recht zu handeln.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Picio blieb lange aus; schon war er vier Wochen fort, ohne daß ich das Geringste von ihm, noch von seinen Verrichtungen gehört hatte. Erkundigen konnte ich mich weder nach ihm, noch nach dem, was zu Neapel vorgefallen seyn konnte, und ich fing an zu glauben, der Mensch habe die hundert Zechinen genommen, und sey damit in alle Welt gegangen, ohne an die Ausführung des Auftrags zu denken, welchen er übernommen hatte.

Eines Morgens kam der Obrist Berni, ganz unangemeldet in mein Zimmer. Ich erschrack. Aber der Obrist ergriff meine Hand, drückte sie, und sagte mit dem ihm eignen Tone: „fürchten Sie sich nicht vor mir, liebes Kind, Sie sind und bleiben doch meine Melana, was auch vorgegangen seyn

mag. Sie haben ſich vergangen, ich weiß alles, aber was ſchadet dieſes unſrer Freundſchaft; mir wenigſtens ſind Sie nicht, wie ihrem Gemahl, untreu geworden."

Ich. Aber, Herr Obriſt, was bringt Sie zu mir?

Obriſt. „Schöne Frage! Muß ich nicht meine liebe Melana wieder ſehn? Sehn Sie, liebe Richte, das iſt die ganze Urſache meines Hierſeyns."

Ich. Aber was wird ihre Familie ſagen?

Obriſt. „Was ſie will. Was kümmert mich das Urtheil andrer Leute? Ich thue, was ich will, und wem das nicht gefällt, der ſuche ſich einen Narren, welcher ſich nach ſeinen Launen richtet. — Ich komme Ihnen doch nicht unwillkommen?"

Ich. Niemand konnte mir willkommner seyn.

Obrist. „Nun dann wollen wir auch die kurze Zeit, da ich hier seyn werde, vergnügt zubringen. Ich trinke gern, Melana, das weißt Du; laß Wein bringen, und vergiß, daß ich der Onkel eines Menschen bin, der Deiner nicht werth war, sonst hätte er Dich nicht verlassen, und in die Nothwendigkeit versetzt, einen Fehltritt zu begehen, der bei so raschem Blut, wie Deines ist, nicht wohl vermieden werden kann."

Ich hatte immer viel Achtung und Liebe für den Obrist Verni gehabt, hatte ihn stets als einen unverstellten offnen Mann gekannt, und setzte daher nicht das geringste Mißtraun in ihn. Aber ach, wie theuer kam mich meine Unbehutsamkeit zu stehn!

„Bist Du in Otronto bekannt, Melana?" fragte mich den folgenden Tag der Obrist. Ich bejahete es. „Nun gut," fuhr er fort, „wir wollen dahin fahren; ich möchte doch diese Stadt auch sehn, wo ehedem die Römischen Gesandten so schön sind besalbt worden. Du mußt mich dahin begleiten." Ich hatte nichts dagegen, und wir fuhren nach Tische fort. In der Stadt fand der Obrist einige seiner Bekannten, und der Abend kam herbei ehe wir an die Rückkehr dachten. Ich erinnerte jetzt den Obrist, daß es Zeit sey, nach Hause zu fahren; der Obrist ließ sofort seinen Kutscher rufen — denn wir waren in seinem Wagen, und mit seinen Pferden gefahren — und befahl ihm anzuspannen. Es währte noch über eine Stunde, ehe wir uns einsetzen konnten.

Wir fuhren ab, und der Obriſt, welcher ſich den Wein hatte gut ſchmecken laſſen, war außerordentlich aufgeräumt, und plauderte ohne Aufhören; ich ſelbſt war munter, und merkte nicht, daß der Kutſcher einen falſchen Weg nahm. Endlich ſah der Obriſt aus dem Schlag. „Was iſt das!“ rief er dem Kutſcher zu, „wir ſind ja da am Meer!“ Der Kerl wollte ſich entſchuldigen, aber der Obriſt befahl ihm zu ſchweigen, und zu halten: hierauf ſtieg er aus, um, wie er ſagte, ſich umzuſehn, welchen Weg wir nun nehmen müßten.

Kaum war er aus der Kutſche, als vier baumſtarke verlarvte Männer hinzuſprangen, mich mit Gewalt herausriſſen, mir den Mund verſtopften, Hände und Füße banden, und mich fort nach der See trugen. Alles dieſes geſchah in einem

Augenblick. An der See hielt ein Fahrzeug, in welches ich gebracht wurde; und gleich darauf fuhr das Fahrzeug fort. Ich wußte nicht wie mir geschehen, und war ganz ohne Besinnungskraft, auch alsdann noch, als man mich von meinen Banden befreit hatte; denn dieses geschah, sobald meine Räuber die Höhe des Meers erreicht hatten.

Ich saß in der Cajüte des Fahrzeugs, welches sehr schnell mit Rudern fortgetrieben wurde, und bemerkte, daß sich noch sechs oder acht Personen auf demselben befanden, welche im Arbeiten sich einander ablöseten.

Endlich faßte ich Muth, und fragte einen derselben, welcher in die Cajüte gekommen war etwas zu holen, was dieses alles bedeuten sollte, und was man mit mir vor hätte? Aber der Mensch ant-

wortete mir nicht, sah mich nicht einmal an. Ich ging aus der Cajüte, um andre zu fragen, aber schnell ergriff mich einer der Räuber beim Arm und führte mich in die Cajüte zurück, welche er hernach verschloß. Ich war also eingesperrt, und in Hinsicht meiner Bestimmung in der abscheulichsten Ungewißheit; die ganze Nacht kam kein Schlaf in meine Augen.

Früh Morgens kam einer von den Leuten und brachte mir Caffee, welcher auf einer Kohlpfanne bereitet worden war, legte einige Wecke dazu, und gab mir durch Winke zu verstehn, daß ich zugreifen und genießen sollte, aber aller Appetit war mir vergangen. Derselbe kam nach einer Stunde wieder, und wiederholte seine Ermahnungen durch Winke, als ich ihm aber erklärte, daß ich durchaus nicht das Geringste zu mir nehmen würde,

nahm er unwillig alles weg, trug es hinaus, und schloß die Thüre hinter sich zu.

Erst gegen drei Uhr Nachmittags kam derselbe Mensch wieder, setzte Essen und Wein auf den Tisch, der vor mir stand, und winkte, daß ich essen sollte. Ich zögerte, aber er drang sehr in mich, und ich fand eben keinen Beruf zu hungern, setzte mich daher zu Tische, und aß und trank; der Hunger ersetzte diesmal die Eßlust bei mir.

So oft jemand zu mir in die Cajüte kam, fragte ich, was man mit mir vorhabe, erhielt aber nie die geringste Antwort, auch redeten die Leute eine Sprache unter sich, von der ich nichts verstand. Ich habe nachher erfahren, daß es das gemeine Sicilianische war, welches von dem Italienischen sehr abweicht. Die Bücherſprache und die des Umgangs ist

zwar in Sicilien rein italieniſch, aber das Landvolk ſpricht eine mit arabiſch und griechiſch verbrämte Mundart, welche gelernt werden muß, wenn man ſie verſtehen will.

Auf dieſe Art brachte ich drei Tage auf der See zu, und ich wußte weder wer meine Räuber waren, noch wohin ich ſollte gebracht werden; alle mein Nachdenken war vergebens, ich konnte nicht auf die geringſte Spur irgend einer Wahrſcheinlichkeit kommen. Endlich hielt das Fahrzeug, und ich hörte, daß man es am Lande befeſtigte. Jetzt öffnete ſich die Cajüte, und ein bejahrter Mann trat herein. „Folgen Sie mir, Signora," ſagte er, „aber reden Sie kein Wort." Ich gehorchte ſtillſchweigend, verließ das Fahrzeug, und wurde von ihm in ein Landhaus ge-

geführt, welches ohngefähr eine halbe italieniſche Meile vom Ufer lag.

Mein Begleiter führte mich über den Hof des Landhauſes, und durch den Garten, hier ſtand ein Thurm, deſſen Thüre er aufſchloß, und mich mit ſanfter Stimme ermahnte, die Treppe hinauf zu gehen. Ich weigerte mich, aber der Mann ergriff mich beim Arm, und zog mich mit einiger Gewalt hinter ſich her. Wir mußten wohl funfzig Stufen hinaufſteigen, bis wir an eine wohl verwahrte Thüre kamen, die er gleichfalls öffnete, und mich in ein artiges Gemach brachte.

„Hier," ſagte er, „werden Sie bleiben, man wird dafür ſorgen, daß es Ihnen an nichts mangle."

Ich. Aber ſagen Sie mir um des Himmels willen, wo ich bin, und wer mich hieher bringen läßt.

Er. „Sie werden es schon erfahren, wenn es Zeit ist, aber ich darf Ihnen nicht auf Ihre Frage antworten. (indem er eine Seitenthür öffnet) Hier, Madam, ist Ihr Bette. Sie werden überdem in diesem Kämmerchen noch mehr finden, was zur Bequemlichkeit nöthig ist. Jetzt leben Sie wohl."

Mit diesen Worten verließ er mich, und schloß die Thüre hinter sich ab, ich hörte auch noch, daß er die untere Thüre am Thurme heftig zuschmiß.

Wo bin ich? Warum bin ich eingesperrt? Was soll aus mir werden? Diese Fragen beschäftigten mich ohne Aufhören, aber ich war nicht fähig, auch nur eine davon zu beantworten, und befand mich in der größten Unruhe. Soviel schien mir anfangs wahrscheinlich zu seyn, daß der Graf an meiner Einkerkerung Theil

habe; aber warum ſollte er es? fragte ich mich bald wieder. Ich habe ja ſeinen Tod eingeleitet; der Meuchelmörder hat mich vielleicht verrathen. Wenn dieſes wäre, würde man gewiß anders zu Werke gegangen ſeyn. Ich verwarf alſo dieſe Vermuthung, und fiel auf andre, die mich gleichfalls nicht beruhigen konnten.

Nach einigen Stunden öffnete ſich die Thüre, und ein bejahrter Mann trat herein, ſtellte Eſſen und eine Flaſche Wein auf den Tiſch, und gab mir durch Zeichen zu verſtehn, daß ich zulangen ſollte. Ich fragte ihn, wer ihn ſchicke, aber er gab mir durch Winke zu verſtehn, daß er ſtumm ſey, hielt ſich auch nicht auf und ging wieder weg, nachdem er die Thüre ſehr ſorgfältig verſchloſſen hatte.

Ich fand das Eſſen vortrefflich, und den Wein von ſehr guter Sorte. Meine

Natur forderte Nahrung, und ich aß und trank; der Schlaf stellte sich auch bei mir ein, und ich legte mich in das sehr gut zubereitete Bette.

Als ich erwachte, sahe ich, daß ich sehr lange und fest geschlafen haben mußte; denn ich fand Schokolade auf meinem Tisch, welche schon ganz kalt geworden war, und während ich schlief gebracht worden seyn mußte. Bald hernach erhielt ich wieder mein Mittagsessen. So lebte ich ohngefähr vierzehn Tage in der drückendsten Langeweile. Ich hätte zwar alles im Ueberfluß, aber ich hatte kein Buch worin ich lesen, und noch weniger einen Menschen mit dem ich reden konnte. Mein Aufwärter verstand mich wohl, aber er konnte mir nicht antworten. Wenn ich ihn um etwas bat, so war er willig, und da fiel es mir denn ein, ihn um Pa-

pier und Schreibzeug anzusprechen. Da ich es ihm vorschlug, zuckte er die Achseln — ich drang in ihn, und ersuchte ihn, denen, welche ihm die Aufsicht über mich aufgetragen hätten, zu verstehen zu geben, ob man mir nicht erlauben wollte, die Langeweile mit Schreiben oder Bücherlesen zu verkürzen? Er nickte, daß er es thun wolle, aber es vergingen doch mehrere Wochen, bis ich endlich Bücher und Schreibzeug erhielt.

Wie froh ich war, als ich wieder lesen und schreiben konnte, kann nur der sich vorstellen, der an Geistesnahrung gewöhnt, diese lange hat entbehren müssen.

Ich machte die Bücher auf, und erstaunte nicht wenig, als ich fand, daß sie alle aus der Bibliothek des Obrist Berni waren. Ich hatte sie schon ehedem in den Händen gehabt, und wenn auch die-

ſes nicht geweſen wäre, hätte ich ſie doch an dem Namen und Wappen des Obriſt erkennen müſſen. Alſo muß doch der Obriſt darum wiſſen, daß ich hier bin? Wie hängt dieſes alles zuſammen? So fragte ich, und konnte niemals zu einer wahrſcheinlichen Entſcheidung meiner Zweifel gelangen; indeſſen dankte ich dem Himmel, daß ich wieder einigen Zeitvertreib hatte, und las und ſchrieb immer.

Sieben und zwanzigſter Abſchnitt.

Eines Morgens, nachdem ich ohngefähr ein halbes Jahr in meinem Gefängniß zugebracht hatte, kam mein Aufwärter, und brachte einen ehrwürdigen Weltgeiſtlichen mit. Dieſer grüßte mich ſehr freundlich, und nahm mir gegenüber Platz, der Aufwärter aber ging, und ſchloß die Thüre hinter ſich zu.

Der Geiſtliche ſaß da, und ſahe mich an, ohne ein Wort zu ſprechen; wahrſcheinlich erwartete er, daß ich ihn fragen ſollte, was ſein Begehren ſey, aber ich hatte meine Urſachen, nicht zu reden. Endlich nahm er das Wort, und ſagte: „Sie wundern ſich wohl über meinen Beſuch?"

Ich. Ich habe ſeit einiger Zeit ſo viel Unerwartetes erleben müſſen, daß mich eine Sache, wie Ihr Beſuch iſt, gar nicht beunruhigt, ob ich gleich nicht weiß, was Sie bei mir zu thun haben.

Der Geiſtliche. „In einigen Tagen fällt das heilige Oſterfeſt, und Sie wiſſen, Madame, was jeder Chriſt um dieſe Zeit zu thun ſchuldig iſt."

Ich. O ja, aber nur wenn er kann.

Der Geiſtliche. „Allerdings, wer eine Pflicht nicht erfüllen kann, hat ſie

nicht auf sich. Aber ich komme, Ihnen Gelegenheit zu geben, Ihre Schuldigkeit zu thun. Ich bin ein Geistlicher, und hoffe, würdig Ihres Vertrauens. Aber wenn Sie einen andern begehren" — —

Ich. O nein, ich will Ihnen beichten.

Der Geistliche. „Und wenn?"

Ich. Wenn Sie befehlen; heute noch.

Der Geistliche. „Heute nicht, Signora, ich rathe nicht dazu. Sammeln Sie sich, untersuchen Sie sich selbst, und überlegen Sie alles wohl, was Ihr Gewissen beschwert."

Ich. Mein Gewissen ist frei.

Der Geistliche. „Frei? (mit einer bedenklichen Miene) Wissen Sie nicht, Signora, daß Gott allwissend ist, und daß er nur den aufrichtigen und bußfertigen

Sündern die Sünde erläßt, daß aber Heuchelei und Verstellung in seinen Augen Greuel sind."

Ich. Sie scheinen mich anklagen zu wollen.

Der Geistliche. „O nein, Signora. Ich bin nur eine Mittelperson, und kann für mich weder anklagen, noch verdammen; aber es ist meine Pflicht zur Aufrichtigkeit und Reue diejenigen aufzumuntern, welchen ich Absolution ertheilen soll. Also noch einmal, Signora, untersuchen Sie sich, und beichten Sie mir morgen."

Der gute Mann blieb noch lange bei mir, und redete mir viel Erbauliches vor, daß ich mir Gewalt anthun mußte, ihm nicht zu widersprechen. Endlich verließ er mich, nachdem er mir die Selbstprüfung sehr angelegentlich empfohlen hatte.

Den folgenden Morgen erſchien er wieder, und fragte mich mit ſanfter Miene nach dem Zuſtand meiner Seele. Ich gab ihm eine ſolche Antwort, wie ich Sie ihm geben konnte, und bat ihn, meine Beichte zu hören. Als ich dieſelbe geendigt hatte, ſagte er mit vielem Nachdruck. „Und das iſt alles, Madame, was ſie zu beichten haben?"

Ich. Alles, worauf ich mich beſinnen kann.

Der Geiſtliche. „Die Sünden, welche uns bei ſorgfältiger Selbſtprüfung nicht einfallen, können wir auch nicht bekennen; aber die, welche wir in unſerm Herzen wiſſen und fühlen, dürfen wir uns nicht ſchämen, dem Prieſter zu eröffnen."

Ich. Ich weiß und fühle keine andern Vergehungen gegen Gott, als die ich Ihnen ſo eben vorgetragen habe.

Der Geiſtliche. „Nun ſo muß ich Ihnen andere in Erinnerung bringen. — Wiſſen Sie, Signora, wer Sie hat hieher bringen laſſen?"

Ich. Nein!

Der Geiſtliche. „Sie ſitzen hier auf Veranſtaltung des Obriſt Verni. Dieſer hat Sie in die Falle gelockt, und dann hieher in Verwahrung bringen laſſen."

Ich. Aber warum?

Der Geiſtliche. „Weil Sie Meuchelmörder ausgeſchickt haben, welche Ihren geweſenen Gemahl ermordeten."

Ich (erſchrocken). Der Graf iſt todt?

Der Geiſtliche. „Leider! Er und ſeine unſchuldige Braut ſind von den Händen der Meuchelmörder gefallen, und dieſe Meuchelmörder haben Sie beſtellt, Signora!"

Ich (fest). Bedenken Sie auch, was Sie da sagen?

Der Geistliche. „Ich bin bloß hier, um Sie zur Erkenntniß Ihrer Sünden zu bringen. Wollen Sie mich anhören? Darf ich Ihnen erzählen, was ich von dieser Sache weiß?"

Ich (mit Anstrengung mich fassend). Ich bin begierig, Geschichten zu erfahren, von welchen ich mir nichts hätte träumen lassen.

Der Geistliche. „Wollte Gott, es wäre so! Doch hören Sie. Der Graf hatte nach seiner Trennung von Ihnen, Anstalten gemacht, sich wieder zu vermählen. Als der letzte Zweig seiner Familie mußte er dieses schon thun, zumal da die Kinder, welche er von Ihnen hatte, gestorben waren. Seine Wahl fiel auf Maria Olandini, welche Ihnen von Rom aus

bekannt ist. Jedermann billigte diese Wahl; und da Fräulein Maria Verwandte in Neapel hatte, wurde sie dahin gebracht, und Ihr Gemahl machte alle Anstalten zur Hochzeit. Aber eines Abends, als er von der Villa eines seiner Freunde nach der Stadt fuhr, wurde er von vermummten Banditen angefallen, und ermordet. Dasselbe widerfuhr auch seiner Braut. Die Mörder entfernten sich hierauf schnell, ohne den Wagen auszuplündern, woraus klar ist, daß sie nichts wollten, als morden. Der Obrist Berni, der zu Pferde nachfolgte, sprengte hinzu, und schoß den Fliehenden mit einer Pistole nach. Einer von den Mördern stürzte, die andern aber entflohen. Da indessen mehrere Leute hinzugekommen waren, wurde der Wagen mit den Körpern der Getödteten nach der Stadt gebracht, auch wurde

der tödtlich verwundete Bandit in ein benachbartes Hospital getragen. Auf Versicherung der Aerzte, daß er nicht könne geheilt werden, begehrte er einen Priester, und gleich darauf forderte er, man möchte den Obrist Berni rufen, weil er ihm Sachen von großer Wichtigkeit zu entdecken hätte. Der Obrist kam, und nun entdeckte ihm der Bösewicht, daß er eigentlich Weyand heiße, und nicht Picio, daß er längst das Handwerk eines Banditen getrieben, und theils aus Rachsucht, theils auf Ihren Antrieb, Madame, diesen Mord verübt habe. Der Obrist forderte, daß er seine Aussage vor Zeugen bestätigen sollte, der Bandit war es zufrieden, starb aber, ehe man die gehörigen Zeugen herbei rufen konnte. Nun sagen Sie mir, Madame, hat der Bandit die Wahrheit geredet?"

Ich. Er hat gelogen.

Der Geiſtliche. „An den Pforten der Ewigkeit lügt der Verworfenſte ſelten. Der Obriſt iſt vollkommen überzeugt, daß der Bandit die Wahrheit geredet hat.“

Ich. Warum hat mich denn der Obriſt nicht gerichtlich belangt.

Der Geiſtliche. „Weil er nicht konnte. Er hatte ja keine Zeugen von der Ausſage des Banditen. Um Sie aber für die Zukunft unſchädlich zu machen, hat er Sie hieher bringen laſſen, und Sie werden nichts beſſeres thun können, als wenn Sie die Einſamkeit anwenden, Ihre Vergehungen zu bereun, und ſich mit Gott auszuſöhnen.“

Ich ſtand auf, ging an das Fenſter, ohne mich nach dem läſtigen Sittenprediger, den ich verachtete umzuſehn, der

mich bald hernach mit tiefen Seufzern verließ.

Acht und zwanzigster Abschnitt.

Ich blieb noch mehrere Monate in meinem einsamen Kerker, ohne daß mich ein geistlicher Abgesandter meiner Feinde fernerhin beunruhigt hätte, und brachte meine Zeit mit Lesen und mit Schreiben zu.

Ich hoffte sobald keine Erlösung aus meiner Gefangenschaft, und verzweifelte doch an meiner Befreiung nicht; denn ich hatte mich längst überzeugt, daß die Begebenheiten in der Welt nicht von der Einrichtung der Menschen abhängen, daß sie folglich auch nicht können vorausgesehn werden. Daher gehört die Hoffnung eben so wie die Furcht zu den Schwachheiten unsrer Natur, welche wir nur mit Mühe abhal-

abhalten, nie aber völlig entfernen können.

Eines Abends saß ich an meinem Clavier, als auf einmal von außen ein großer Lärm entstand. Ich ward aufmerksamer, aber es währte nicht lange, so wurde die Thür meines Gefängnisses aufgeschlagen, und sechs starke Männer traten herein.

„Sind Sie," sagte einer von ihnen zu mir, „Signora Viani?"

Ich bejahete es.

„Nun gut, kommen Sie mit uns."

Ich. Wer sind Sie?

Der Fremde. „Wir sind Leute, die Sie retten wollen."

Ich. Wer sind Sie denn?

Der Fremde. „Sie sollen alles erfahren; kommen Sie nur."

Ich. Wohin?

Der Fremde. „Hier iſt keine Zeit zu Erklärungen, kommen Sie, Signora."

Ich. Unmöglich kann ich mich Ihnen anvertraun.

Der Fremde. „Je nun, ſo müſſen wir Gewalt brauchen. Wir haben keine Zeit zu verlieren."

Die Begleiter des Mannes, welcher mit mir geredet hatte, packten mich nun an, und ſchleppten mich die Treppe hinab; unten am Thurme hielt eine Kutſche, worein ich mich ſetzen mußte. Zwei von den Fremden ſetzten ſich zu mir, und die andern vier warfen ſich auf ihre Pferde. Pfeilſchnell flog der Wagen dahin, und in weniger als einer halben Stunde waren wir am Meere, wo ein Schiff in Bereitſchaft ſtand, welches uns aufnahm. Ich

war betäubt, und kam erſt zu mir ſelbſt wieder, als wir ſchon auf der hohen See waren, und Sicilien nur noch in der Entfernung ſehen konnten. Wo bin ich? fragte ich den Unbekannten, welcher mich aus dem Thurm geführt hatte.

Er. „In guten Händen, Signora."

Ich. Aber in welchen?

Er. „In den meinigen; ich habe Sie aus der Gefangenſchaft befreit."

Ich. Um mich vielleicht in eine noch ärgere zu führen.

Er. „Signora, ich bin ein Engländer, und folglich unfähig, eine niederträchtige Handlung zu begehen. Ich heiße Baltimore."

Ich. Der berühmte Lord Baltimore, von dem ganz Italien ſpricht!

Er. „Oder vielmehr der berüchtigte Lord Baltimore; denn ich weiß wohl, Signora, daß man viel von mir redet, ich weiß aber auch, daß man mir wenig Gutes nachsagt, aber das kümmert mich nicht. Ich handle conſequent, d. h. ich befolge alle Regeln, die ich für gut erkenne, und die ich mir ſelbſt vorgeſchrieben habe, und ſo, däucht mich, handle ich recht. Nicht alle Menſchen können einerlei Moral haben."

Ich. Aber, Mylord, wie konnte es Ihnen einfallen, mich zu befreien?

Er. „Dazu hat mich meine Neigung, Abentheuer zu beſtehn, bewogen. In Neapel, wo ich mich einige Monate aufhielt, erfuhr ich Ihre ganze Geſchichte, und ein Freund, der auch zugleich ein Vertrauter des Obriſt Berni iſt, entdeckte

mir Ihren Aufenthalt in einem Schloſſe an der Nord-Küſte von Sicilien. Kaum hatte ich dieſes alles gehört, ſo entſchloß ich mich ſogleich, an Ihrer Befreiung zu arbeiten, es möge auch koſten, was es wolle. Es war mir leicht, einen Bedienten des Obriſten zu beſtechen, und das auszuführen, was ich ausgeführt habe. Sie ſind jetzt Ihren Verfolgern entgangen, Signora, und wenn Sie wollen, ſo ſind Sie auf immer in Sicherheit."

Ich. Aber wohin führen Sie mich jetzt, Mylord?

Er. „Grade nach Toulon; in Italien mag ich nicht bleiben. In Toulon ſetzen wir aus Land, dahin folgen uns keine Italiener mit Gift und Dolch."

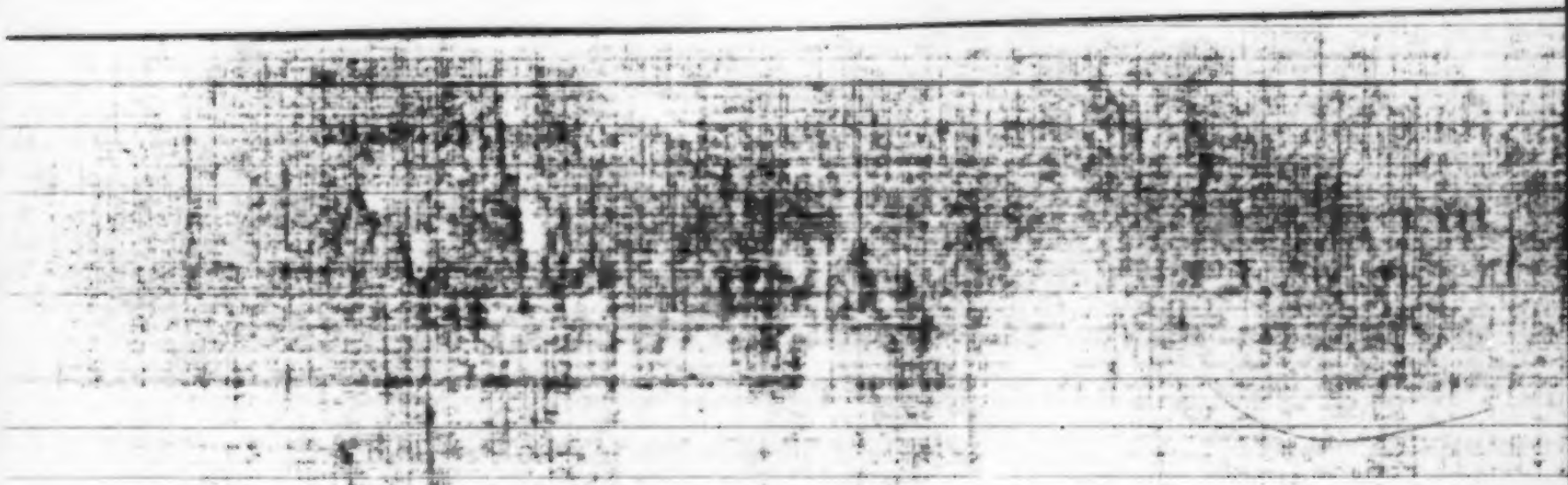
Ich. Was ſoll ich aber in Frankreich anfangen, ohne Geld, ohne Bekannte? —

Er. „Dafür lassen Sie mich sorgen; Sie sollen keinen Mangel leiden, und wenn Sie wollen, so begleiten Sie mich nach England, wohin ich bald reisen will. Nach Italien können Sie ohnehin nicht mehr zurück, und Sie werden finden, daß England auch ein ganz anderes Land ist, als Italien." —

Ich ließ mir den Vorschlag des Lords Baltimore gefallen. Wir kamen nach Toulon, und reisten von da nach Paris. Hier bekam der Lord Händel mit einem französischen Marquis, duellirte sich, und ward gefährlich in die Brust verwundet. In seiner Krankheit war ich stets bei seinem Bette, und pflegte seiner aufs beste. Gegen meine Aufmerksamkeit bewies er sich sehr erkenntlich, und schenkte mir sein Vertrauen und seine Freundschaft.

Wir gingen nach London, sobald es die Umstände des Lords erlaubten, und hier erschien ich unter dem Namen einer verwittweten Gräfin von Ribera.

Ich lebte einige Jahre ziemlich ruhig und vergnügt in dem Hause des Lords und in der Gesellschaft seiner liebenswürdigen Schwester, der Lady Lucie. Ich lernte bald die englische Sprache, und fing nun an die Werke der großen Männer dieser Nation zu lesen. Ich fand, daß die Engländer alle Völker an Gründlichkeit im Denken, und an Geschmack weit hinter sich lassen. Alles, was mir noch von religiösen Träumen übrig blieb, verlor sich völlig, nachdem ich die Schriften des Bolinbroke, Hume, Tindal und Margan gelesen hatte. Unser Graf Passerani konnte nur schimpfen, Rousseau klagt nur und

Voltaire spottet nur — aber der gründliche Britte beweist und thut dem Denker genug.

Einige Jahre nach meiner Ankunft in England starb Mylord Baltimore, und seine Schwester Lucie folgte ihm bald nach. Nun verließ ich London, und bezog ein Landhaus in Devanshire, welches mir der edelmüthige Baltimore nebst einem kleinen Landgute vermacht hatte. Hier hoffe ich mein Ende zu finden, und sehe ihm ruhig entgegen.